UNIVERSITY
OF

HÖLDERLINS SÄMTLICHE WERKE

DRITTER BAND

HÖLDERLIN

SÄMTLICHE WERKE

HISTORISCH-KRITISCHE AUSGABE

BEGONNEN VON NORBERT V. HELLINGRATH

FORTGEFÜHRT DURCH FRIEDRICH SEEBASS UND LUDWIG V. PIGENOT

DRITTER BAND

1 · 9 · 2 · 2

BERLIN · PROPYLÄEN-VERLAG

1694

HÖLDERLIN

SÄMTLICHE WERKE

DRITTER BAND

BESORGT DURCH LUDWIG V. PIGENOT

GEDICHTE / EMPEDOKLES

PHILOSOPHISCHE FRAGMENTE / BRIEFE

1798—1800

220836
22.2.24

1 · 9 · 2 · 2

BERLIN · PROPYLÄEN-VERLAG

I N H A L T

Gedichte

An die jungen Dichter 3
An unsre grossen Dichter 4
Die scheinheiligen Dichter 5
Xenien
Guter Rath 6
Falsche Popularität 6
Advocatus Diaboli 6
Die beschreibende Poesie 6
Die Vortreflichen 7
Sömmerings Seelenorgan und das Publikum 7
Sömmerings Seelenorgan und die Deutschen 7
Der Mensch 8
Der Zeitgeist 10
Die Schlacht 11
Der Tod fürs Vaterland 13
Stimme des Volks 14
An die Deutschen 15
Sokrates und Alkibiades 16
Vanini 17
Buonaparte 18
Empedokles 19

Emilie vor ihrem Brauttag 21

Menschenbeifall 45
Die Launischen 46
Abschied (Wenn ich sterbe . . .) 47
Götter wandelten einst 48
Hört ich die Warnenden izt 49
Dem Sonnengott 50
Sonnenuntergang 51

Des Morgens 52
Abendphantasie 53
Der Main 54
Heidelberg 56
Die Götter 58
Der Nekar 59

Empedokles

I. Stufe der Bearbeitung: Der Frankfurter Plan . . . 67
II. Stufe der Bearbeitung: Der Tod des Empedokles
1. Fassung 75
2. Fassung 172
III. Stufe der Bearbeitung: Empedokles auf dem Aetna 199

Philosophische Fragmente

Zu Jakobis Briefen über die Lehre des Spinoza 231
Hermokrates an Cephalus 235
Über den Begriff der Straffe 236
Über das Gesez der Freiheit 239
Aphorismen 241
Über Achill (2 Bruchstücke) 247
Ein Wort über die Iliade 249
Über die verschiedenen Arten zu dichten 251
Der Gesichtspunct, aus dem wir das Altertum anzusehen haben 257
Über die Religion 259
Über den Unterschied der Dichtungsarten 267
Kürzere Fragmente über die Dichtungsarten 275
Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes . . . 277
Das Werden im Vergehen 309
Grund zum Empedokles 316

Briefe 337

Anhang 481

Vorrede.

Dieses Buch will Weiterarbeit an dem Werke sein, das vor einem Jahrzehnt von Norbert v. Hellingrath mit Stolz und Hingabe begonnen wurde und das zu vollenden ihm von der Parze versagt ward. Der noch nicht Dreissigjährige ist am 14. Dezember 1916 vor Verdun gefallen. Gegen den lebendigen Willen und tieffreudigen Ernst seiner Forschung mich nicht zu verfehlen, war mein eifrigster Wunsch.

Was in diesem Bande dargeboten wird, tritt nach rückwärts und vorwärts über das Homburger Doppeljahr 1798—99 nur um ein weniges hinaus. Innerhalb des Gesamtbaues des Werkes Hölderlins bedeutet es den schweren und zerworfenen Grund, auf dem in kühner Verzweigung die schlankere Welt der späten Hymnen sich erhebt. Die Produkte der ersten Homburger Zeit sind bis auf einige wenige Gedichte von Hölderlin unveröffentlicht geblieben und uns nur durch Glückszufall in handschriftlichem Material erhalten. Sie sind das Wirrste, was in diesem Schatze auf uns gekommen ist, in ihrer Gesamtmasse mehr als Trümmerhaufen denn als durchstaltetes Werk anzusprechen. Dies ist wohl auch der Grund, warum sie bisher bei den meisten, die sich

mit Hölderlin befassten, der entschiedensten Missgunst begegneten, zumal vieles — vor allem die mehr denkerischen Arbeiten — für ganz ungeniessbar gehalten wurde. Während man den Hyperion hingehen liess und nach den späten Gedichten gierig griff, ging man unfroh und eilig an den dürren Formeln und scheinbar hilflos greifenden Abstraktionen eines nach letzter Klarheit ringenden Willens vorüber (anachronistisch wohl schon Geistesverwirrung witternd), ohne Achtung auf Hölderlins eigenes, solche Eile richtendes Wort: ‚Sie pflüken gern die Traube, doch höhnen sie dich, ungestalte Rebe, dass du schwankend den Boden und wild umirrest.'

In kurzem Worte lässt sich der Sinn der ersten Homburger Epoche so ausdrücken: sie sind ein einziges Ringen nach Rechtfertigung des seiner selbst bewussten und gewissen Geistes vor dem Leben als dem Prinzip. In mehr philosophischer, dem Hölderlinschen Wortgebrauche angemessenerer Formel ist die Frage so gestellt: Wie setzt sich das Subjekt zum Objekt, Kunst zur Natur ins reine, das ist harmonische Verhältnis? Der Hyperion hatte mit der Verneinung des Subjekts geendet, und was uns aus den letzten Briefen heraus anschaut, ist das tieftraurige und wunschlose Auge eines ewig träumenden Dämons, des unbezogenen Objekts, von Hölderlin Natur genannt (‚Einst sass ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten epheugrüner Felsen . . .'). Der Hyperion ist die Eigenvernichtung des tätigen Menschengeistes, ein einzig hingeschüttet und hingehauchtes Opfer. Das Leben der Götter bleibt allein übrig, in sich alles menschliche Bewusstsein löschend.

Über den Hyperion hinaus gab es für Hölderlin in gerader Weiterentwicklung nur mehr ein Versinken in Nacht und Tod, wenn nicht aus dem Blut heraus die Frage neu gestellt wurde. Hölderlin hat sie männlich und keusch gestellt und damit sich das geheime Königtum gesichert. Was die Gedichte der Homburger Zeit bewegt, was den Empedokles in seinem Urkeim bedingt, in immer neuer Maske aus den Fragmenten uns anspricht, milder selbst durch die Briefe dieser Zeit noch rauscht, ist dies einzige: Wie ist ordnendes Bewusstsein ohne Verletzung des Lebens möglich? Die Lösung wird gefunden in der Erkenntnis, dass das zielsetzende Bewusstsein dem schöpferischen Triebe nicht eigentlich feindlich ist, vielmehr sein bester Helfer, sein reinstes Organ, und dass, von höchster Warte aus gesehen, auch der Strom menschlicher Tätigkeit in den grossen Ozean der Natur einmündet, wie Kunst, Wissenschaft, Religion, die vornehmsten Trägerinnen der Blüten des Menschengeistes, nicht die Feindinnen, sondern die Priesterinnen der Natur sind. So wird auch die Arbeit des menschlichen Kunstgeistes zum Gottesdienste.

Aber dieses reinste Verhältnis ist nur durch ewig neues Opfer möglich, denn immer hat es die Gefahr, dass der bewusstere Geist sich zum Tyrannen über die Götter aufwirft, sich selbst zum Gotte macht. Opfernd erinnert er sich des ihn tragenden Elements, stattet er ihm den Dank ab, und nur im Todesbrande des Individuell-Alten glüht sich das neue Leben, das notwendig von der in der Opferflamme offenbarten Idee als Wirklichkeit nach sich gezogen wird.

Auf dieser ganz neuen Stufe ist die Empedoklestragödie dem Hyperion gegenüber zu begreifen. Indem sie — hierin entschiedener und unbedingter als der Hyperion — die Idee des Opfers gleich im Beginne auffasst und in harter Konsequenz durchkämpft (in dem oben angedeuteten Sinne), ist sie in ihrer Gesamtgebärde — ganz im Gegensatz zum Hyperion — höchst aktiver Ausdruck freudig und stolz behaupteten Daseins. (‚Im Tode find' ich den Lebendigen'.) Der Empedokles ist nicht mehr selbstvergessene Klage und hinschwindendes Verlöschen der tiefvertrauerten Seele, sondern Schicksal- und Volk-gewisse Opferung des Helden. Die Empedoklestragödie konnte logisch an keinem andern Punkte entspringen als dem des scheinbar unlösbaren Konfliktes zwischen Geist und Leben, der sich unverhüllt im ersten Empedoklesmonolog ausspricht.

Es musste der Finger an die seit Urzeiten blutende Wunde gelegt werden, an die Stelle, wo der Geist das Leben wirklich verletzt und tötet. Der Geist musste, nachdem er in seiner Tyrannis über das Leben die Qual namenloser Verarmung erfahren hatte, im namenlosen, ganz freien Opfer dem Leben sich darbringen und eben in seinem Untergange die Fülle des Lebens und ursprünglichste Rechtfertigung wiederfinden. Geist ist in Hölderlins Sprache in dieser Rechtfertigung des Endes dem Leben nicht mehr ‚absolut' entgegengesetzt, sondern bloss mehr ‚harmonisch', er ist in reinem Verhältnisse Blüte, Vollendung, schönstes Organ des Lebens.

Damit ist in der Tat die Gesichtsflucht für die spätere Dichtung eröffnet, deren einziges, in hundertfache

Gestalt und Formel sich versteckendes Motiv der Held ist. Denn allein in diesem Typus, in welchem das Bewusstsein immer wieder vom Element verschlungen wird, glaubt Hölderlin die Rechtfertigung des Menschentums geben zu können. Im heroischen Menschen opfert immer neu die Menschheit dem Leben, nur in diesem Opfer sich reinigend und bewahrend.

Die Empedoklestragödie ist Torso — bis zu welchem Grade, wird durch den hier gebrachten Anhang deutlicher als je in Erscheinung treten —, und es wäre Irrtum, sie als vollendete Kunstgestalt und letzten Ausdruck fassen zu wollen. Sie ist ein äusserster Versuch, eine mit Ungestüm andringende Ideenmasse im Bilde zu beherrschen. Dieser Gestaltungsversuch bleibt — hart vor dem Siege — stecken, und der ungeheuer aufgetürmte Leib wird zerstückelt. Er zerfällt in einen Kosmos keusch geschiedner Individualitäten, in die Welt der späten Hymnen, aus der uns — keimhaft schon im Empedokles enthalten — als ganz reine Gestalten, Urbilder und Kinder des Absoluten selbst, entgegenschreiten: Hellas — Germanien — Christus.

Was von der Empedoklestragödie im besonderen gesagt werden musste, gilt in weiterer Beziehung für die Homburger Epoche im ganzen: alles Spätere wird umrissen und metaphysisch erwogen, für nichts noch ein letzter Ausdruck gegeben. Die Homburger Epoche ist die Zeit sommerlicher Kraftspannung, in ihrer brennenden Zielstrebigkeit die blühende Freude der Keimmonate wie das tiefere Gluten der Fruchtzeit verleugnend. Sie ist, auf den formenden Willen bezogen, so recht eigentlich

die Epoche des Kunstverstandes, den der schaffende Trieb zu Hilfe rief, um sich in der reinen Richtung zu sichern.

Von hier aus möge man die Stellungnahme den philosophischen Fragmenten gegenüber versuchen, die — bei aller Zerrissenheit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung — alles andere sind als ein zufälliges Erzeugnis dieser Jahre oder gar eine peinliche Verirrung des an der rein dichterischen Produktion unbefriedigten Künstlers. Es sei hier unzweideutig ausgesprochen: diese Fragmente sind über die poetischen Produkte hinaus ein gültigster Ausdruck des Sinnes dieser Epoche. Sie sind herausgestossen aus dem Feuer und Eifer einer nach strengster Erkenntnis greifenden Leidenschaft. Zusammen mit den sie wertvoll ergänzenden Briefen bilden die philosophischen Fragmente innerhalb dieses Bandes — dessen starke Geschlossenheit man hieran spüren mag — das notwendige Korrelat zum Empedoklestorso. Wie dieser in der Bildgestalt des Kunstwerkes die metaphysische Rechtfertigung des Geistes vor dem Leben unternahm, so ist der eigentliche — in ihnen selbst offen ausgesprochene — Sinn der denkerischen Arbeiten: den im Anfang blind schaffenden Trieb ins höchstmögliche Bewusstsein zu rufen, um ihn zur klärsten Erkenntnis seines Strebens zu bringen und fortan — wie nach vorgeschobenem Filter — nur zu ganz reiner Produktion anzuleiten: also auch ein Geltenlassen des Bewusstseins (und zwar des geistigsten) vor dem Leben.

Solches Streben nach Helle (als dem Schild und Schutz des Dunkels) entspringt aus dem Bewusstsein höchster Verantwortung und ist der untrügliche Stempel des

Menschen der klassischen Art. Hölderlin trägt diesen Stempel unverwischbar auf der Stirne. Seine Kunsttheorie ist völlig eins mit seiner Kunst und immer nur aus dem männlichen und tapferen Bemühn um letzte Sicherung zu begreifen. Sie verletzt nie den schöpferischen Grund, wie so oft die romantische, wenn sie — geschwätzig — von nicht auszuplaudernden Geheimnissen zu raunen anfängt.

Als Präludium zu dem stark gefügten und nimmer zerreissbaren Block: Empedokles — Fragmente — Briefe nehme man die vorausgeschickten Gedichte, die bei aller Schönheit im einzelnen — so weit sie nicht gerader Ausdruck des besonderen Wollens der Homburger Jahre sind — doch mehr als zufälliges Ergebnis anzusprechen sind. Besser gesagt: als vorläufiges Ergebnis. Denn über die Schranken der Homburger Zeit hinausblickend werden wir gerade in ihnen die unmittelbaren Vorstufen der schön-strengen, antik-gebundenen Gedichtenreihe des Jahrs 1800/1801 erblicken. Die gelösteren von ihnen (in der hier gegebenen Folge das letzte Drittel) sind reine Geschenke naturgläubigen Dichtertums und geweihten Traums, vorzüglichstes Zeugnis dafür, wie bei Hölderlin der Strom des Rein-Dichterischen und der einfach-gläubigen Liebe am Grunde immer heimlich durchrauscht und auch da nicht stockend wird, wo — zum Scheine — der Gedanke und die in reinste Helle gerissene Idee herrschend sind.

Die Breite des beigegebenen kritischen Anhangs ausführlich zu rechtfertigen, muss ich an dieser Stelle unterlassen, ich habe es andeutend in den einleitenden

Worten zum Anhang selbst versucht. Sein Umfang ist vor allem durch die schier unübersehbare Fülle der Gedichtvorstufen und der Empedokles-Varianten bedingt, die hier zum erstenmal in ihrer Masse überschaubar geschichtet zusammen mit den kritischen Randbemerkungen wiedergegeben wurden. Wem ein Organ geschenkt ist für die Einschätzung des Gestalterwillens, der schon Geformtes immer neu niederreisst und noch einmal formt — bei Hölderlin ein beispielloser Prozess —, dem wird auch in dieser Richtung aus den Handschriften nicht zu viel gebracht sein. Mag es Menschen geben, die in diesem Ringen nach letztem, gültigstem Ausdruck nichts anderes sehen als eine ursprüngliche Schwäche, eine Unfähigkeit zu entscheidend-sicherem Griff, solche, die in dem scheinbar verzweifelnden Verneinen und Nichtgeltenlassen des schon Geleisteten bereits die Anzeichen der selbstzerstörerischen Wut eines unglückselig veranlagten Geistes erkennen, sie alle beschämt Hölderlins durchsichtiges Bildnerauge, seine keusche, zäh-haltende Bildnerhand, sein in klarem Worte ausgesprochener Bildnerwille: ‚Vor den Aether gebührt Müssigversuchendes nicht'. Bedürfte es überhaupt noch einer Bestätigung von Hölderlins klassischem Künstlertum, so müsste ein Blick in die Werkstatt seines Schaffens, wie ihn der Anhang gewährt, vollends überzeugen. Hier ist es bis in die letzten Winkel sauber, jeder Splitter ist Zeugnis der eindeutig gerichteten Kraft, nirgends Vergeudung und leeres Schweifen, überall klarer Schuss, Wurf, Ziel.

Für die Sicherstellung der Texte sah ich mich auf die handschriftliche Vergleichung beschränkt; Vorarbeiten

in dieser Richtung haben sich in N. v. Hellingraths Nachlass nicht gefunden.

Allen denen, die mir bei meinen Arbeiten förderlich waren, voran Friedrich Seebass, sage ich meinen Dank; den Bibliotheken Stuttgart, Homburg und München für das Entgegenkommen in der Benützung des handschriftlichen Materials, meiner Schwester Erna für die treu geleistete Hilfe in der Bezwingung der technischen Mühen.

München im Febr. 1921 — L. v. P.

GEDICHTE

AN DIE JUNGEN DICHTER

Lieben Brüder! es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war.

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Hasst den Rausch wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die grosse Natur um Rath!

AN UNSRE GROSSEN DICHTER

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heilgem
Weine vom Schlafe die Völker wekend.

O wekt, ihr Dichter! wekt sie vom Schlummer auch,
Die jezt noch schlafen, gebt die Geseze, gebt
Uns Leben, siegt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

DIE SCHEINHEILIGEN DICHTER

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand! ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken? —

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euren Nahmen die Seele schwand,
Und ist ein grosses Wort vonnöthen,
Mutter Natur! so gedenkt man deiner.

⟨XENIEN⟩

GUTER RATH

Hast du Verstand und ein Herz, so zeige nur eines von beiden;
Beides verdammen sie dir, zeigest du beides zugleich.

FALSCHE POPULARITÄT

O der Menschenkenner! Er stellt sich kindisch mit Kindern,
Aber der Baum und das Kind suchet, was über ihm ist.

ADVOCATUS DIABOLI

Tief im Herzen veracht' ich die Rotte der Herren und Pfaffen,
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein sich damit.

DIE BESCHREIBENDE POESIE

Wisst! Apoll ist der Gott der Zeitungsschreiber geworden,
Und sein Mann ist wer ihm treulich das Faktum erzählt.

DIE VORTREFLICHEN

Lieben Brüder! versucht es nur nicht vortreflich zu werden,
Ehret das Schiksaal und tragts Stümper auf Erden zu seyn.
Denn ist einmal der Kopf voran, so folget der Schweif auch
Und die klassische Zeit, deutsche Poeten, ist aus.

SÖMMERINGS SEELENORGAN UND DAS PUBLIKUM

Gerne durchschaun sie mit ihm das herrliche Körpergebäude,
Doch zur Zinne hinauf werden die Treppen zu steil.

SÖMMERINGS SEELENORGAN UND DIE DEUTSCHEN

Viele gesellten sich ihm, da der Priester wandelt' im Vorhof,
Aber ins Heiligtum wagten sich wenige nach.

DER MENSCH

Kaum sprossten aus den Wassern, o Erde, dir
Der jungen Berge Gipfel und dufteten
Lustathmend, immergrüner Haine
Voll, in des Oceans grauer Wildniss

Die ersten holden Inseln; und freudig sah
Des Sonnengottes Auge die Neulinge
Die Pflanzen, seiner ew'gen Jugend
Lächelnde Kinder, aus dir geboren

Da auf der Inseln schönster, wo immerhin
Den Hain in zarter Ruhe die Luft umfloss,
Lag unter Trauben einst, nach lauer
Nacht, in der dämmernden Morgenstunde

Geboren, Mutter Erde! dein schönstes Kind; —
Und auf zum Vater Helios sieht bekannt
Der Knab' und wacht und wählt, die süssen
Beere versuchend, die heilge Rebe

Zur Amme sich; und bald ist er gross; ihn scheun
Die Thiere, denn ein anderer ist wie sie
Der Mensch; nicht dir und nicht dem Vater
Gleicht er, denn kühn ist in ihm und einzig

Des Vaters hohe Seele mit deiner Lust,
O Erd! und deiner Trauer von je vereint;
Der Göttermutter, der Natur, der
Allesumfassenden, möcht' er gleichen!

Ach! darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Übermuth, und deine Geschenke sind
Umsonst, und deine zarten Bande;
Sucht er ein Besseres doch, der Wilde!

Von seines Ufers duftender Wiese muss
Ins blüthenlose Wasser hinaus der Mensch,
Und glänzt auch, wie die Sternennacht, von
Goldenen Früchten sein Hain, doch gräbt er

Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht
Von seines Vaters heiterem Lichte fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorgen spottet.

Denn freier athmen Vögel des Walds, wenn schon
Des Menschen Brust sich herrlicher hebt, und der
Die dunkle Zukunft sieht, er muss auch
Sehen den Tod und allein ihn fürchten.

Und Waffen wider alle, die athmen, trägt
In ewigbangem Stolze der Mensch; im Zwist
Verzehrt er sich und seines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Ist er von allen Lebensgenossen nicht
Der seeligste? Doch tiefer und reissender
Ergreift das Schiksaal, allausgleichend,
Auch die entzündbare Brust dem Starken.

DER ZEITGEIST

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blike.

Ach! wie ein Knabe seh ich zu Boden oft,
Such in der Höhle Rettung von dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserschüttrer! wo du nicht wärest.

Lass endlich, Vater! offenen Augs mich dir
Begegnen! hast denn du nicht zuerst den Geist
Mit deinem Stral aus mir gewekt? mich
Herrlich ans Leben gebracht, o Vater! —

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächtger wekst du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst
Die Alten weise Künste; der Schlimme nur
Wird schlimmer, dass er bälder ende,
Wenn du, Erschütterer! ihn ergreiffest.

DIE SCHLACHT

Vorstufe des folgenden Gedichts

O Morgenroth der Deutschen, o Schlacht! du kömst
Flammst heute blutend über den Völkern auf,
Denn länger dulden sie nicht mehr sind
Länger die Kinder nicht mehr, die Deutschen.

Du kömmst, o Schlacht! schon woogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal
Wo kek herauf die Knechte dringen
Sicher der Kunst und des Arms! doch schröklich

Kömt über sie die Seele der Neulinge
Denn ha! die Knaben schlagen wie Zauberer
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee den Unterdrükern.

O nimt mich, nimmt mich mit in die Reihen auf
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods.
Umsonst zu sterben, lieb ich nicht, doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel,

Fürs Vaterland! zu bluten des Herzens Blut
Fürs Vaterland und bald ists geschehn, das wars
Was ich schon längst gefühlt ein stiller
Knabe wie zuerst vom Heroentode

Die heiter grossen Worte mein Herz vernahm.
Nun aber wall' ich nieder ins Schattenreich
Zu euch, ihr Alten komm' ich, die mich
Leben lehrten und sterben, zu euch hinunter.

Ach! oft im Leben dürstet ich euch zu schaun
Ihr Helden und ihr Dichter aus goldner Zeit!
Gastfreundlich grüsst ihr den geringen
Fremdling und brüderlich ists hier unten.

Und Siegesboten kommen herab; die Schlacht
Ist unser; nun freuest mein Vaterland
Der stolzen Jugend dich, denn herrlich
Hubst du sie an, und sie wird einst reifen.

DER TOD FÜRS VATERLAND

Du kömmst, o Schlacht, schon woogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal
Wo kek herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms, doch sichrer

Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee den Ehrelosen.

O nimmt mich, nimmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben, lieb ich nicht, doch
lieb ich zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,
Fürs Vaterland, und bald ists geschehn! Zu euch
Ihr Theuern! komm ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüsst ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ists hier unten;

Und Siegesboten kommen herab; die Schlacht
Ist unser! Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Todten! Dir ist,
Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.

STIMME DES VOLKS

Du seiest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heilger Jugend; ja, und ich sag' es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln ins Meer sie die Bahn hinunter.

AN DIE DEUTSCHEN

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und gross sich dünkt,
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Stral aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! so nimmt mich,
Dass ich büsse die Lästerung!

SOKRATES UND ALKIBIADES

‚Warum huldigest du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? kennest du Grössers nicht,
Warum siehet mit Liebe,
Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?'

Wer das tiefste gedacht, liebt das Lebendigste
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblikt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zu Schönem sich.

VANINI

Den Gottverächter schalten sie dich? mit Fluch
Beschwerten sie dein Herz dir und banden dich
Und übergaben dich den Flammen,
Heiliger Mann! o warum nicht kamst du

Vom Himmel her in Flammen zurük, das Haupt
Der Lästerer zu treffen, und riefst dem Sturm;
Dass er die Asche der Barbaren
Fort aus der Erd', aus der Heimath werfe!

Doch die du lebend liebtest, die dich empfieng,
Den Sterbenden, die heil'ge Natur vergisst
Der Menschen Thun; und deine Feinde
Kehrten, wie du, in den alten Frieden.

BUONAPARTE

Heilige Gefässe sind die Dichter,
Worinn des Lebens Wein, der Geist
Der Helden sich aufbewahrt,

Aber der Geist dieses Jünglings
Der schnelle müsst' er es nicht zersprengen
Wo es ihn fassen wollte, das Gefäss.

Der Dichter lass ihn unberührt
Wie den Geist der Natur,
An solchem Stoffe wird zum Knaben der Meister

Er kann im Gedichte
Nicht leben und bleiben
Er lebt und bleibt in der Welt.

EMPEDOKLES

Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in schauderndem Verlangen
Wirfst dich hinab, in des Aetna Flammen.

So schmelzt' im Weine Perlen der Übermuth
Der Königin; und mochte sie doch! Hättst du
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter
Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

EMILIE VOR IHREM BRAUTTAG

Emilie an Klara

Ich bin im Walde mit dem Vater draus
Gewesen, diesen Abend, auf dem Pfade,
Du kennest ihn, vom vor'gen Frühlinge.
Es blühten wilde Rosen nebenan,
Und von der Felswand überschattet' uns
Der Eichenbüsche sonnenhelles Grün;
Und oben durch der Buchen Dunkel quillt
Das klare flüchtige Gewässer nieder.
Wie oft, du Liebe! stand ich dort und sah
Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung
Hinunter in die Ferne, wo zum Bach
Es wird, zum Strome, sehnte mich mit ihm
Hinaus — wer weiss, wohin?
Das hast du oft
Mir vorgeworfen, dass ich immerhin
Abwesend bin mit meinem Sinne, hast
Mirs oft gesagt, ich habe bei den Menschen
Kein friedlich Bleiben nicht, verschwende
Die Seele an die Lüfte, lieblos sei
Ich öfters bei den Meinen. Gott! ich lieblos?

Wohl mag es freudig seyn und schön, zu bleiben,
Zu ruhn in einer lieben Gegenwart,
Wenn eine grosse Seele, die wir kennen,
Vertraulich nahe waltet über uns,
Sich um uns schliesst, dass wir, die Heimathlosen,
Doch wissen, wo wir wohnen.

Gute! Treue!
Doch hast du recht. Bist du denn nicht mir eigen?
Und hab' ich ihn, den theuern Vater, nicht,
Den Heiligjugendlichen, Vielerfahrnen,
Der, wie ein stiller Gott auf dunkler Wolke,
Verborgenwirkend über seiner Welt
Mit freiem Auge ruht, und wenn er schon
Ein Höhers weiss, und ich des Mannes Geist
Nur ahnen kann, doch ehrt er liebend mich
Und nennt mich seine Freude, ja! und oft
Giebt eine neue Seele mir sein Wort.

Dann möcht' ich wohl den Seegen, den er gab,
Mit einem, das ich liebte, gerne theilen.
Und bin allein — ach! ehmals war ichs nicht!

Mein Eduard! mein Bruder! denkst du sein
Und denkst du noch der frommen Abende,
Wenn wir im Garten oft zusammensassen
Nach schönem Sommertage, wenn die Luft
Um unsre Stille freundlich athmete,
Und über uns des Aethers Blumen glänzten;
Wenn von den Alten er, den Hohen, uns
Erzählte, wie in Freude sie und Freiheit
Aufstrebten, seine Meister; tönender
Hub dann aus seiner Brust die Stimme sich,
Und zürnend war und liebend oft voll Thränen
Das Auge meinem Stolzen; ach! den lezten
Der Abende, wie nun, da Grosses ihm
Bevorstand, ruhiger der Jüngling war,

Noch mit Gesängen, die wir gerne hörten,
Und mit der Zithar uns, die Trauernden,
Vergnügt'!

Ich seh' ihn immer, wie er gieng.
Nie war er schöner, kühn die Seele glänzt'
Ihm auf der Stirne, dann voll Andacht trat
Er vor den alten Vater. ‚Kann ich Glük
Von dir empfangen,' sprach er, ‚heil'ger Mann!
So wünsche lieber mir das grösste, denn
Ein andres!' und betroffen schien der Vater.
Wenn's seyn soll, wünsch' ich dirs, antwortet' er.
Ich stand beiseit, und wehemüthig sah
Der Scheidende mich an und rief mich laut;
Mir bebt' es durch die Glieder, und er hielt
Mich zärtlich vest, in seinen Armen stärkte
Der Starke mir das Herz, und da ich aufsah
Nach meinem Lieben, war er fortgeeilt.

‚Ein edel Volk ist hier auf Korsika;'
Schrieb freudig er im lezten Briefe mir,
‚Wie wenn ein zahmer Hirsch zum Walde kehrt
Und seine Brüder trift, so bin ich hier,
Und mir bewegt im Männerkriege sich
Die Brust, dass ich von allem Weh genese.

Wie lebst du, theure Seele! und der Vater?
Hier unter frohem Himmel, wo zu schnell
Die Frühlinge nicht altern, und der Herbst
Aus lauer Luft dir goldne Früchte streut,

Auf dieser guten Insel werden wir
Uns wiedersehen; diss ist meine Hofnung.

Ich lobe mir den Feldherrn. Oft im Traum
Hab' ich ihn fast gesehen, wie er ist,
Mein Paoli, noch eh er freundlich mich
Empfieng und zärtlich vorzog, wie der Vater
Den Jüngstgebornen, der es mehr bedarf.

Und schämen muss ich vor den andern mich,
Den furchtbarstillen, ernsten Jünglingen.
Sie dünken traurig dir bei Ruh' und Spiel;
Unscheinbar sind sie, wie die Nachtigall,
Wenn vom Gesang sie ruht; am Ehrentag'
Erkennst du sie. Ein eigen Leben ists! —
Wenn mit der Sonne wir, mit heil'gem Lied'
Heraufgehn übern Hügel, und die Fahnen
Ins Thal hinab im Morgenwinde wehn,
Und drunten auf der Ebne fernher sich,
Ein gährend Element, entgegen uns
Die Menge regt und treibt, da fühlen wir
Frohlokender, wie wir uns herrlich lieben;
Denn unter unsern Zelten und auf Woogen
Der Schlacht begegnet uns der Gott, der uns
Zusammenhält.

Wir thun, was sich gebührt,
Und führen wohl das edle Werk hinaus.
Dann küsst ihr noch den heimatlichen Boden,
Den trauernden, und kommt und lebt mit uns,

Emilie! — Wie wirds dem alten Vater
Gefallen, bei den Lebenden noch Einmal
Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhn
In unentweihter Erde, wenn er stirbt.

Denkst du des tröstenden Gesanges noch,
Emilie, den seiner theuern Stadt
In ihrem Fall der stille Römer sang?
Noch hab' ich einiges davon im Sinne.

„Klagt nicht mehr! kommt in neues Land!" so sagt' er.
„Der Ocean, der die Gefild' umschweift,
Erwartet uns. Wir suchen seelige
Gefilde, reiche Inseln, wo der Boden
Noch ungepflügt die Früchte jährlich giebt,
Und unbeschnitten noch der Weinstok blüht,
Wo der Olivenzweig nach Wunsche wächst,
Und ihren Baum die Feige keimend schmükt,
Wo Honig rinnt aus hohler Eich' und leicht
Gewässer rauscht von Bergeshöhn. — Noch manches
Bewundern werden wir, die Glüklichen. —
Es sparte für ein frommes Volk Saturnus Sohn
Diss Ufer auf, da er die goldne Zeit
Mit Erze mischte." — Lebe wohl, du Liebe!'

Der Edle fiel des Tags darauf im Treffen
Mit seiner Liebsten Einem, ruht mit ihm
In Einem Grab'.

In deinem Schoose ruht
Er, schönes Korsika! und deine Wälder

Umschatten ihn, und deine Lüfte wehn
Am milden Herbsttag freundlich über ihm,
Dein Abendlicht vergoldet seinen Hügel.

Ach! dorthin möcht' ich wohl, doch hälf es nicht.
Ich sucht' ihn, so wie hier. Ich würde fast
Dort weniger, wie hier, mich sein entwöhnen.
So wuchs ich auf mit ihm, und weinen muss ich
Und lächeln, denk' ich, wie mirs ehmals oft
Beschwerlich ward, dem Wilden nachzukommen,
Wenn nirgend er beim Spiele bleiben wollte.
Nun bist du dennoch fort und lässest mich
Allein, du Lieber! und ich habe nun
Kein Bleiben auch, und meine Augen sehn
Das Gegenwärtige nicht mehr, o Gott!
Und mit Phantomen peiniget und tröstet
Nun meine Seele sich, die einsame.
Das weisst du, gutes Mädchen! nicht, wie sehr
Ich unvernünftig bin. Ich will dirs all'
Erzählen. Morgen! Mich besucht doch immer
Der süsse Schlaf, und wie die Kinder bin ich,
Die besser schlummern, wenn sie ausgeweint.

Emilie an Klara

Der Vater schwieg im Laide tagelang,
Da ers erfuhr; und scheuen musst' ich mich,
Mein Weh ihn sehn zu lassen; lieber gieng
Ich dann hinaus zum Hügel, und das Herz
Gewöhnte mir zum freien Himmel sich.

Ich tadelt' oft ein wenig mich darüber,
Dass nirgend mehr im Hausse mirs gefiel.
Vergnügt mit allem war ich ehmals da,
Und leicht war alles mir. Nun ängstigt' es
Mich oft; noch trieb ich mein Geschäft, doch leblos,
Bis in die Seele stumm in meiner Trauer.

Es war, wie in der Schattenwelt, im Hausse.
Der stille Vater und das stumme Kind!

‚Wir wollen fort auf eine Reise, Tochter!'
Sagt' eines Tags mein Vater, und wir giengen
Und kamen dann zu dir. In diesem Land,
An deines Nekars friedlichschönen Ufern,
Da dämmert' eine stille Freude mir
Zum erstenmale wieder auf. Wie oft
Im Abendlichte stand ich auf dem Hügel
Mit dir, und sah das grüne Thal hinauf,
Wo zwischen Bergen, da die Rebe wächst,
An manchem Dorf vorüber, durch die Wiesen
Zu uns herab, von luft'ger Weid' umkränzt,
Das goldne, ruhige Gewässer wallte!
Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt.

Ihr heiterfreien Ebenen des Mains,
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald
Der frohe Strom, des stolzen Vaters Liebling,
Mit offnem Arm' ihn grüsst, den alten Rhein!
Auch ihr! Sie sind wie Freunde mir geworden,
Und aus der Seele mir vergehen soll

Kein frommer Dank, und trag' ich Laid im Busen
So soll mir auch die Freude lebend bleiben.

Erzählen wollt' ich dir, doch hell ist nie
Das Auge mir, wenn dessen ich gedenke.
Vor seinen kindischen, geliebten Träumen
Bebt immer mir das Herz.

Wir reisten dann
Hinein in andre Gegenden, ins Land
Des Varusthals, dort bei den dunkeln Schatten
Der wilden, heil'gen Berge lebten wir
Die Sommertage durch, und sprachen gern
Von Helden, die daselbst gewohnt, und Göttern.

Noch giengen wir des Tages, ehe wir
Vom Orte schieden, in den Eichenwald
Des herrlichen Gebirgs hinaus, und standen
In kühler Luft auf hoher Heide nun.

‚Hier unten in dem Thale schlafen sie
Zusammen,' sprach mein Vater, ‚lange schon,
Die Römer mit den Deutschen, und es haben
Die Freigebornen sich, die stolzen, stillen,
Im Tode mit den Welteroberern
Versöhnt, und Grosses ist und Grösseres
Zusammen in der Erde Schoos gefallen.
Wo seid ihr, meine Todten all? Es lebt
Der Menschengenius, der Sprache Gott,
Der alte Braga noch, und Hertha grünt

Noch immer ihren Kindern, und Walhalla
Blaut über uns, der heimatliche Himmel;
Doch euch, ihr Heldenbilder, find' ich nicht.'

Ich sah hinab und leise schauerte
Mein Herz, und bei den Starken war mein Sinn,
Den Guten, die hier unten vormals lebten.

Izt stand ein Jüngling, der, uns ungesehn,
Am einsamen Gebüsch beiseit gesessen,
Nicht ferne von mir auf. O Vater! musst'
Ich rufen, das ist Eduard! — Du bist
Nicht klug, mein Kind! erwiedert' er und sah
Den Jüngling an; es mocht' ihn wohl auch treffen,
Er fasste schnell mich bei der Hand und zog
Mich weiter. Einmal musst' ich noch mich umsehn.
Derselbe wars und nicht derselbe! Stolz und gross,
Voll Macht war die Gestalt, wie des Verlornen,
Und Aug' und Stirn' und Loke; schärfer blikt'
Er nur, und um die seelenvolle Miene
War, wie ein Schleier, ihm ein stiller Ernst
Gebreitet. Und er sah mich an. Es war,
Als sagt' er, gehe nur auch du, so geht
Mir alles hin, doch duld' ich aus und bleibe.

Wir reisten noch desselben Abends ab,
Und langsamtraurig fuhr der Wagen weiter
Und weiter durchs unwegsame Gebirg.
Es wechselten in Nebel und in Reegen
Der Bäum' und des Gebüsches dunkle Bilder

Im Walde nebenan. Der Vater schlief,
In dumpfem Schmerze träumt' ich hin, und kaum,
Nur eben noch die lange Zeit zu zählen,
War mir die Seele wach.

Ein schöner Strom
Erwekt' ein wenig mir das Aug; es standen
Im breiten Boot die Schiffer am Gestad;
Die Pferde traten folgsam in die Fähre,
Und ruhig schifften wir. Erheitert war
Die Nacht, und auf die Wellen leuchtet'
Und Hütten, wo der fromme Landmann schlief,
Aus blauer Luft das stille Mondlicht nieder;
Und alles dünkte friedlich mir und sorglos,
In Schlaf gesungen von des Himmels Sternen.

Und ich sollt' ohne Ruhe seyn von nun an,
Verloren ohne Hoffnung mir an Fremdes
Die Seele meiner Jugend! Ach! ich fühlt'
Es izt, wie es geworden war mit mir.
Dem Adler gleich der in der Wolke fliegt,
Erschien und schwand mir aus dem Auge wieder,
Und wieder mir des hohen Fremdlings Bild,
Dass mir das Herz erbebt' und ich umsonst
Mich fassen wollte. ‚Schliefst du gut, mein Kind!'
Begrüsste nun der gute Vater mich,
Und gerne wollt' ich auch ein Wort ihm sagen.
Die Thränen doch erstikten mir die Stimme,
Und in den Strom hinunter musst' ich sehn,
Und wusste nicht, wo ich mein Angesicht
Verbergen sollte.

Glükliche! die du
Diss nie erfahren, überhebe mein
Dich nicht. Auch du, und wer von allen mag
Sein eigen bleiben unter dieser Sonne?
Oft meint' ich schon, wir leben nur, zu sterben,
Uns opfernd hinzugeben für ein Anders.
O schön zu sterben, edel sich zu opfern,
Und nicht so fruchtlos, so vergebens, Liebe!
Das mag die Ruhe der Unsterblichen
Dem Menschen seyn.

Bedaure du mich nur!
Doch tadeln, Gute, sollst du mir es nicht!
Nennst du sie Schatten, jene, die ich liebe?
Da ich kein Kind mehr war, da ich ins Leben
Erwachte, da aufs neu mein Auge sich
Dem Himmel öffnet' und dem Licht, da schlug
Mein Herz dem Schönen; und ich fand es nah;
Wie soll ichs nennen, nun es nicht mehr ist
Für mich? O lasst! Ich kann die Todten lieben,
Die Fernen; und die Zeit bezwingt mich nicht.
Mein oder nicht! du bist doch schön, ich diene
Nicht Eitlem, was der Stunde nur gefällt,
Dem Täglichen gehör ich nicht; es ist
Ein anders, was ich lieb'; unsterblich
Ist, was du bist, und du bedarfst nicht meiner,
Damit du gross und gut und liebenswürdig
Und herrlich seist, du edler Genius!

Lasst nur mich stolz in meinem Laide seyn,
Und zürnen, wenn ich ihn verläugnen soll;

Bin ich doch sonst geduldig, und nicht oft
Aus meinem Munde kömmt ein Männerwort.
Demüthigt michs doch schon genug, dass ich,
Was ich dir lang verborgen, nun gesagt.

Emilie an Klara

Wie dank' ich dir, du Liebe, dass du mir
Vertrauen abgewonnen, dass ich dir
Mein still Geheimniss endlich ausgesprochen.

Ich bin nun ruhiger — wie nenn' ichs dir?
Und an die schönen Tage denk ich, wenn ich oft
Hinausgieng mit dem Bruder, und wir oben
Auf unserm Hügel beieinander sassen,
Und ich den Lieben bei den Händen hielt,
Und mirs gefallen liess am offnen Feld'
Und an der Strass', und ins Gewölb' hinauf
Des grünen Ahorns staunt', an dem wir lagen.
Ein Sehnen war in mir, doch war ich still.
Es blühten uns der ersten Hofnung Tage,
Die Tage des Erwachens.

Holde Dämmrung!
So schön ist's, wenn die gütige Natur
Ins Leben lokt ihr Kind. Es singen nur
Den Schlummersang am Abend unsre Mütter,
Sie brauchen nie das Morgenlied zu singen.
Diss singt die andre Mutter uns, die gute,
Die wunderbare, die uns Lebenslust

In unsern Busen athmet, uns mit süssen
Verheissungen erwekt.

Wie ist mir, Liebe!
Ich kann an Jugend heute nur, und nur
An Jugend denken.

Sieh! ein heitrer Tag
Ists eben auch. Seit frühem Morgen siz' ich
Am lieben Fenster, und es wehn die Lüfte,
Die zärtlichen, herein, mir blikt das Licht
Durch meine Bäume, die zu nahe mir
Gewachsen sind, und mählich mit den Blüthen
Das ferne Land verhüllen, dass ich mich
Bescheiden muss, und hie und da noch kaum
Hinaus mich find' aus diesem freundlichen
Gefängniss; und es fliegen über ihnen
Die Schwalben und die Lerchen, und es singen
Die Stunde durch genug die Nachtigallen,
Und wie sie heissen all die Lieblinge
Der schönen Jahrszeit; eigne Nahmen möcht'
Ich ihnen geben, und den Blumen auch,
Den stillen, die aus dunklem Beete duften,
Zu mir herauf wie junge Sterne glänzend.

Und wie es lebt und glüklich ist im Wachstum,
Und seiner Reife sich entgegen freut!

Es findet jedes seine Stelle doch,
Sein Haus, die Speise, die das Herz ihm sättigt,

Und jedes seegnest du mit eignem Seegen,
Natur! und giebst dich ihnen zum Geschäft,
Und trägst und nährst zu ihrer Blüthenfreud'
Und ihrer Frucht sie fort, du gütige!

Und klagtest du doch öfters, trauernd Herz!
Vergassest mir den Glauben, danktest nicht,
Und dachtest nicht, wenn dir dein Thun zu wenig
Bedeuten wollt', es sei ein frommes Opfer,
Das du, wie andre, für das Leben bringest,
Wohlmeinend, wie der Lerche Lied, das sie
Den Lüften singt, den freudegebenden. —

Nun geh' ich noch hinaus und hohle Blumen
Dem Vater aus dem Feld, und bind' ihm sie
In einen Straus, die drunten in dem Garten,
Und die der Bach erzog; ich wills schon richten,
Dass ihms gefallen soll. Und dir? Dir bring' ich
Genug des Neuen. Da ists immer anders.
Izt blühn die Weiden; izt vergolden sich
Die Wiesen; izt beginnt der Buche Grün,
Und izt der Eiche — nun! leb' wohl indessen!

Emilie an Klara

Ihr Himmlischen; das war er. Kannst du mir
Es glauben? — Beste! — Wärst du bei mir! — Er!
Der Hohe, der Gefürchtete, Geliebte! —
Mein bebend Herz, hast du so viel gewollt?

Da gieng ich so zurük mit meinen Blumen,
Sah auf den Pfad, den abendröthlichen,
In meiner Stille nieder, und es schlief
Mir sanft im Busen das Vergangene,
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
Wie wenn uns zwischen süssem Schlaf und Wachen
Die Augen halb geöffnet sind, so war
Ich Blinde. Sieh! da stand er vor mir, mein
Heroe, und ich Arme war wie todt,
Und ihm, dem Brüderlichen, überglänzte
Das Angesicht, wie einem Gott, die Freude.

‚Emilie!‘ — das war sein frommer Gruss,
Ach! alles Sehnen wekte mir und all
Das liebe Leiden, so ich eingewiegt,
Der goldne Ton des Jünglings wieder auf!
Nicht aufsehn durft' ich! keine Silbe durft'
Ich sagen! O, was hätt' ich ihm gesagt!

Was wein' ich denn, du Gute? — lass mich nur!
Nun darf ich ja, nun ists so thöricht nimmer,
Und schön ists, wenn der Schmerz mit seiner Schwester,
Der Wonne, sich versöhnt, noch eh' er weggeht.

O Wiedersehn! das ist noch mehr, du Liebe!
Als wenn die Bäume wieder blühn, und Quellen
Von neuem fröhlich rauschen —

Ja! ich hab'
Ihn oft gesucht und ernstlich oft es mir
Versagt, doch wollt' ich sein Gedächtniss ehren.

Die Bilder der Gespielen, die mit mir
Auf grüner Erd' in stummer Kindheit sassen,
Sie dämmern ja um meine Seele mir,
Und dieser edle Schatte, sollt' er nicht?
Das Herz im Busen, das unsterbliche,
Kann nicht vergessen, sieh! und öfters bringt
Ein guter Genius die Liebenden
Zusammen, dass ein neuer Tag beginnt,
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

O wunderbar ist mir! auch er! — dass du
Hinunter musstest, Lieber: ehe dir
Das Deine ward, und dich die frohe Braut
Zum Männerruhme seegnete! Doch starbst
Du schön, und oft hab' ich gehört, es fallen
Die Lieblinge des Himmels früh, damit
Sie sterblich Glük und Laid und Alter nicht
Erfahren. Nimmermehr vergess' ich dich,
Und ehren soll er dich. Dein Bild will ich
Ihm zeigen, wenn er kömmt; und wenn der Stolze
Sich dann verwundert, dass er sich bei mir
Gefunden, sag' ich ihm, es sei ein Andrer,
Und den er lieben müsse. O, er wirds!

Emilie an Klara

Da schrieb er mir. Ja, theures Herz! er ists,
Den ich gesucht. Wie dieser Jüngling mich
Demüthiget und hebt! Nun! lies es nur!
‚So bist dus wieder und ich habe dich

Gegrüsst, gefunden, habe dich noch Einmal
In deiner frommen Ruh' gestört, du Kind
Des Himmels! — Nein, Emilie! du kanntest
Mich ja. Ich kann nicht fragen. Wir sind es,
Die Längstverwandten, die der Gott getraut,
Und bleiben wird es, wie die Sonne droben.
Ich bin voll Freude, schöne Seele! bin
Der neuen Melodien ungewohnt.
Es ist ein andres Lied als jenes, so
Dem Jünglinge die Parze lehrend singt,
Bis ihm, wie Wohllaut, ihre Weise tönt;
Dann gönnt sie ihm, du Friedliche! von dir
Den süssern Ton, den liebsten, einzigen,
Zu hören. Mein? o sieh! du wirst in Lust
Die Mühe mir, und was mein Herz gebeut,
Du wirst es all in heil'ge Liebe wandeln.
Und hab' ich mit Unmöglichem gerungen,
Und mir die Brust zu Treu und Ruh gehärtet,
Du wärmest sie mit frommer Hofnung mir,
Dass sie vertrauter mit dem Siege schlägt.
Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Wolke stieg,
Das himmlische, mir schwindet, seh ich Dich,
Und, eine schöne Götterbotinn, mahnst
Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, sänftigest du mich.
Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Überredens süsse Gaabe mir,
Dass sie die Geister freundlich mir bezwingt;

Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd' dir wiederkehre, heilst du mich,
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

Emilie! dass wir uns wiedersahn!
Dass wir uns einst gefunden, und du nun
Mich nimmer fliehst, und nahe bist! Zu gern,
Zu gern entwich dein stolzes Bild dem Wandrer,
Das zarte, reine, da du ferne warst,
Du Heiligschönes! doch ich sah dich oft,
Wenn ich des Tags allein die Pfade gieng,
Und abends in der fremden Hütte schwieg.

O heute! grüsse, wenn du willst, den Vater!
Ich kenn' ihn wohl; auch meinen Nahmen kennt er;
Und seiner Freunde Freund bin ich. Ich wusste nicht,
Dass er es war, da wir zuerst einander
Begegneten, und lang erfuhr ichs nicht.
Bald grüss ich schöner dich. — Armenion.'

Emilie an Klara

Er woll' ihn morgen sprechen, sagte mir
Mein Vater, morgen! und er schien nicht freundlich.
Nun siz ich hier und meine Augen ruhn
Und schlummern nicht; — ach! schämen muss ich mich,
Es dir zu klagen, — will ich stille werden,
So regt ein Laut mich auf; ich sinn und bitte,
Und weiss nicht, was? und sagen möcht' ich viel,
Doch ist die Seele stumm; — o fragen möcht' ich

Die sorgenfreien Bäume hier, die Stralen
Der Nacht und ihre Schatten, wie es nun
Mir endlich werden wird.

Zu still ists mir
In dieser schönen Nacht, und ihre Lüfte
Sind mir nicht hold, wie sonst. Die Thörin!
Solang er ferne war, so liebt' ich ihn;
Nun bin ich kalt und zag' und zürne mir
Und andern. — Auch die Worte, so ich dir
In dieser bösen Stunde schreibe, lieb'
Ich nicht, und was ich sonst von ihm geschrieben,
Unlaidlich ist es mir. Was ist es denn?
Ich wünsche fast, ich hätt' ihn nie gesehen.
Mein Friede war doch schöner. Theures Herz!
Ich bin betrübt, und anders, denn ichs war,
Da ich um den Verlornen trauerte.
Ich bin es nimmer, nein! ich bin es nicht,
Ich bin nicht gut, und seellos bin ich auch.
Mich lässt die Furcht, die hässliche, nicht ruhn.

O dass der goldne Tag die Ruhe mir,
Mein eigen Leben wiederbrächt'! —

Ich will
Geduldig seyn, und wenn der Vater ihn
Nicht ehrt, mir ihn versagt, den Theuren,
So schweig' ich lieber, und es soll mir nicht
Zu sehr die Seele kränken; kann ich still
Ihn ehren doch, und bleiben, wie ich bin.

Emilie an Klara

Nun muss ich lächeln über alles Schlimme,
Was ich die vor'ge Nacht geträumt; und hab'
Ich dir es gar geschrieben? Anders bin
Ich izt gesinnt.

Er kam, und mir frohlokte
Das Herz, wie er herab die Strasse gieng,
Und mir das Volk den fremden Herrlichen
Bestaunt'! und lobend über ihn geheim
Die Nachbarn sich besprachen, und er izt
Den Knaben, der an ihm vorübergieng,
Nach meinem Hausse fragt'! ich sahe nicht
Hinaus, ich konnt', an meinem Tische sizend,
Ihn ohne Scheue sehn — wie red' ich viel?
Und da er nun herauf die Treppe kam,
Und ich die Tritte hört' und seine Thüre
Mein Vater öffnete, die draussen sich
Stillschweigend grüssten, dass ich nicht
Ein Wort vernehmen konnt', ich Unvernünft'ge,
Wie ward mir bange wieder? Und sie blieben
Nicht kurze Zeit allein im andern Zimmer,
Dass ich es länger nicht erdulden konnt',
Und dacht': ich könnte wohl den Vater fragen
Um diss und jenes, was ich wissen musste.
Dann hätt' ichs wohl gesehn in ihren Augen,
Wie mir es werden sollte. Doch ich kam
Bis an die Schwelle nur, gieng lieber doch
In meinen Garten, wo die Pflanzen sonst,
In andrer Zeit, die Stunde mir gekürzt.

Und fröhlich glänzten, von des Morgens Thau
Gesättiget, im frischen Lichte sie
Ins Auge mir, wie liebend sich das Kind
An die betrübte Mutter drängt, so waren
Die Blumen und die Blüthen um mich rings,
Und schöne Pforten wölbten über mir
Die Bäume.

Doch ich konnt' es izt nicht achten,
Nur ernster ward und schwerer nur, und bänger
Das Herz mir Armen immer, und ich sollte
Wie eine Dienerinn von ferne lauschen,
Ob sie vieleicht mich riefen, diese Männer!
Ich wollte nun auch nimmer um mich sehn,
Und barg in meiner Laube mich und weinte
Und hielt die Hände vor das Auge mir.

Da hört' ich sanft des Vaters Stimme nah,
Und lächelnd traten, da ich noch die Thränen
Mir troknete, die beiden in die Laube:
‚Hast du dich so geängstiget, mein Kind!
Und zürnst du,' sprach der Vater, ‚dass ich erst
Für mich den edlen Gast behalten wollt'?
Ihn hast du nun. Er mag die Zürnende
Mit mir versöhnen, wenn ich Unrecht that.'

So sprach er; und wir reichten alle drei
Die Händ' einander, und der Vater sah
Mit stiller Freud' uns an —

‚Ein Treflicher
Ist dein geworden, Tochter!‘ sprach er izt,
‚Und dein, o Sohn! diss heiligliebend Weib.
Ein freudig Wunder, dass die alten Augen
Mir übergehen, seid ihr mir, und blüht,
Wie eine seltne Blume mir, ihr Beiden!

Denn nicht gelingt es immerhin den Menschen,
Das Ihrige zu finden. Grosses Glük
Zu tragen und zu opfern giebt der Gott
Den Einen, weniger gegeben ist
Den Andern; aber hoffend leben sie.

Zwei Genien geleiten auf und ab
Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.
Mit Einsamen und Armen wandelt jene,
Die Immerwache; dieser führt aus Wonne
Die Glüklichen des Weges freundlich weiter,
Vor bösem Schiksaal sie bewahrend. Oft,
Wenn er entfloh, erhuben sich zu sehr
Die Freudigen, und rächend traf sie bald
Das ungebetne Weh.

Doch gerne theilt
Das freie Herz von seinen Freuden aus,
Der Sonne gleich, die liebend ihre Stralen
An ihrem Tag aus goldner Fülle giebt;
Und um die Guten dämmert oft und glänzt
Ein Kreis von Licht und Lust, solang sie leben.

O Frühling meiner Kinder, blühe nun
Und altre nicht zu bald, und reife schön!‘

So sprach der gute Vater. Vieles wollt’
Er wohl noch sagen, denn die Seele war
Ihm aufgegangen; aber Worte fehlten ihm.

Er gab ihn mir und seegnet’ uns und gieng
Hinweg.

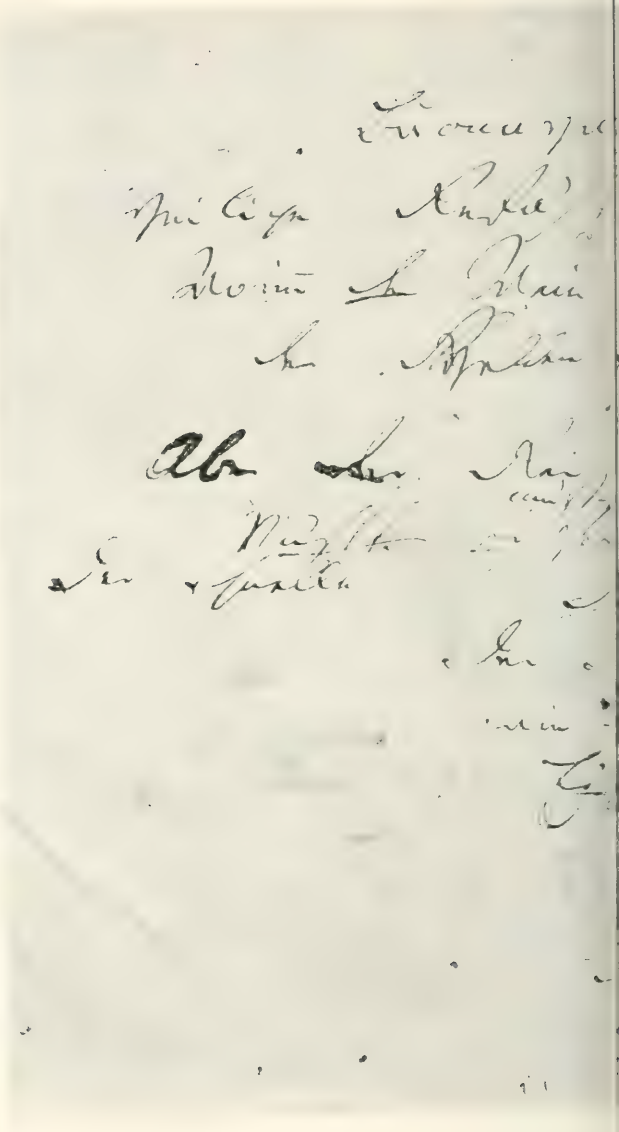
Ihr Himmelslüfte, die ihr oft
Mich tröstend angeweht, nun athmetet
Ihr heiligend um unser goldnes Glük!

Wie anders wars, wie anders, da mit ihm,
Dem Liebenden, dem Freudigen, ich izt,
Ich Freudige, zu unsrer Mutter auf,
Zur schönen Sonne, sah! nun dämmert’ es
Im Auge nicht, wie sonst im sehnenden,
Nun grüsst’ ich helle dich, du stolzes Licht!
Und lächelnd weiltest du, und kamst und schmüktes
Den Lieben mir, und kränztest ihm mit Rosen
Die Schläfe, Freundliches!

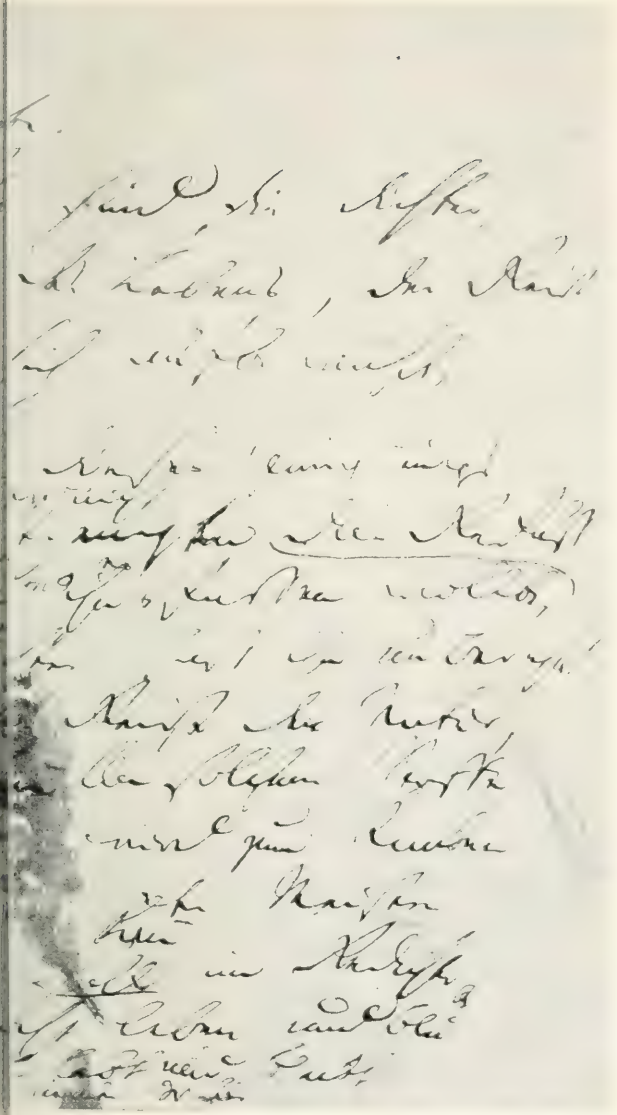
Und meine Bäume,
Sie streuten auch ein hold Geschenk herab,
Zu meinem Fest, vom Überfluss der Blüthen!

Da gieng ich sonst; ach! zu den Pflanzen flüchtet’
Ich oft mein Herz, bei ihnen weilt’ ich oft,
Und hieng an ihnen; dennoch ruht’ ich nie,
Und meine Seele war nicht gegenwärtig.

Wie eine Quelle, wenn die jugendliche
Dem heimatlichen Berge nun entwich,
Die Pfade bebend sucht, und flieht und zögert
Und durch die Wiesen irrt und bleiben möcht',
Und sehnend, hoffend immer doch enteilt:
So war ich; aber liebend hat der stolze,
Der schöne Strom die flüchtige genommen,
Und ruhig wall' ich nun, wohin der sichre
Mich bringen will, hinab am heitern Ufer.



Buon



MENSCHENBEIFALL

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplaz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

DIE LAUNISCHEN

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,
Saitenspiel und Gesang, schweigt mir das Herz doch gleich;
Bald auch bin ich verwandelt,
Blinkst du, purpurner Wein, mich an.

Unter Schatten des Walds, wo die gewaltige
Mittagssonne mir sanft über dem Laube glänzt;
Ruhig siz ich daselbst, wenn,
Zürnend schwerer Belaidigung

Ich im Felde geirrt — zürnen zu gerne doch
Deine Dichter, Natur! trauern und weinen leicht,
Die Beglükten; wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält,

Sind sie mürrisch und voll herrischen Eigensinns,
Wandeln still sie des Wegs, irret Geringes doch
Bald sie wieder; sie reissen
Aus dem Gleise sich sträubend dir.

Doch du rührest sie kaum, Liebende! freundlich an,
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie;
Du lenkst, Meisterinn! sie mit
Weichem Zügel, wohin du willst.

ABSCHIED

Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frechen nicht
Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,
Von des Genius Feinden
Überwunden, ins feige Grab,

Dann vergiss mich, o dann rette vom Untergang
Meinen Nahmen auch du, gütiges Herz! nicht mehr,
Dann erröthe, die du mir
Hold gewesen, doch eher nicht!

Aber weiss ich es nicht? Wehe! von dir, von dir,
Schuzgeist! ferne von dir spielen zerreissend bald
Alle Geister des Todes
Auf den Saiten des Herzens mir.

O so blaiche dich denn, Loke der muthigen
Jugend! heute noch, du lieber, als morgen mir,
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — hier, wo am einsamen
Scheidewege der Schmerz mich,
Mich der tödtende niederwirft.

GÖTTER WANDELTEN EINST . . .

Götter wandelten einst bei Menschen, die herrlichen Musen
Und der Jüngling, Apoll, heilend, begeisternd wie du.
Und du bist mir wie sie, als hätte der Seeligen Einer
Mich ins Leben gesandt, geh ich, es wandelt das Bild
Meiner Heldin mit mir, wo ich duld' und bilde mit Liebe
Bis in den Tod; denn diss lernt' ich und hab' ich von ihr.
Lass uns leben, o du, mit der ich leide, mit der ich
Innig und gläubig und treu ringe nach schönerer Zeit.
Sind doch wirs! Und wüssten sie noch in kommenden ⟨Jahren⟩
Von uns beiden, wenn einst wieder der Genius gilt,
Sprächen sie: Es schufen sich einst die Einsamen liebend
Nur von Göttern gekannt ihre geheimere Welt.
Denn die Sterbliches nur besorgt, hinab in den Orkus
Sank die Menge, doch sie fanden zu Göttern die Bahn,
Sie, die, inniger Liebe treu und göttlichem Geiste
Hoffend und duldend und still über das Schiksaal gesiegt.

HÖRT' ICH DIE WARNENDEN IZT . . .

Hört' ich die Warnenden izt, sie lächelten meiner und dächten,
Früher anheim uns fiel, weil er uns scheute, der Thor
Und sie achteten keinen Gewinn, — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Singt, o singet mir nur, unglükweissagend, ihr furchtbarn
Schiksaalsgötter das Lied, immer und immer ums Ohr
Euer bin ich zulezt, ich weiss es, doch will zuvor ich
Mir gehören und mir Leben erbeuten und Ruhm.

DEM SONNENGOTT

Vorstufe des folgenden Gedichts

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ists,
Dass ich gesehn, wie müde seiner
Fahrt der entzükende Götterjüngling

Die jungen Loken badet' im Goldgewölk'
Und jezt noch blikt mein Auge von selbst nach ihm;
Doch fern ist er, zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Dich lieb ich, Erde! trauerst du doch mit mir!
Und unsre Trauer wandelt wie Kinderschmerz
In Schlummer sich und wie die Winde
Flattern und flüstern im Saitenspiele,

Bis ihm des Meisters Finger den schönern Ton
Entlokt, so spielen Nebel und Träum' um uns
Bis der Geliebte wiederkomt, und
Leben und Geist sich in uns entzündet.

SONNENUNTERGANG

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ists
Dass ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzükende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen

DES MORGENS

Vom Thaue glänzt der Rasen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schwankes Haupt, und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

Gewölke streifen röthliche Flammen dort,
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;
Wie Fluthen am Gestaade woogen
Höher und höher die Wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger! zu, solang du

In deiner Schöne jugendlich blikst, und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist,
Du möchtest immer eilen, könnt ich,
Göttlicher Wandrer, mit dir! Doch lächelst

Des frohen Übermüthigen du, dass er
Dir gleichen möchte; seegne mir lieber denn
Mein sterblich Thun und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

ABENDPHANTASIE

Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sizt
Der Pflüger; dem Genügsamen raucht sein Heerd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendgloke.

Wohl kehren jezt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verrauscht des Markts
Geschäfftger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh und Ruh
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühn die Rosen, und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Laid! —
Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wirds, und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich. —

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

DER MAIN

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir, und die Wünsche wandern
Über das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind;
Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen
Inseln Ioniens, wo die Lüfte

Vom Meere kühl an warme Gestaade wehn,
Wenn unter kräftger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübten jezt ihr Limonenwald,
Und ihr Granatbaum, purpurner Äpfel voll,
Und süsser Wein und Pauk und Zithar
Zum labyrinthischen Tanze ladet.

Zu euch vieleicht, ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimathloser Sänger; denn wandern muss
Von Fremden er zu Fremden, und die
Erde, die freie, sie muss ja laider!

Statt Vaterlands ihm dienen, solang er lebt,
Und wenn er stirbt—doch nimmer vergess ich dich,
So fern ich wandre, schöner Main! und
Deine Gestaade, die vielbeglükten.

Gastfreundlich nahmst du, Stolzer! bei dir mich auf,
Und heitertest das Auge dem Fremdlinge,
Und still hingleitende Gesänge
Lehrtest du mich und geräuschlos Leben.

O ruhig mit den Sternen, du Glüklicher!
Wallst du von deinem Morgen zum Abend fort,
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder!

HEIDELBERG

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brüke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt ein Zauber einst
Auf der Brüke mich an, da ich vorüber gieng,
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hieng die gigantische,
Schiksaalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goss

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

DIE GÖTTER

Du stiller Aether! immer bewahrst du schön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich
Zur Tapferkeit vor deinen Stralen,
Helios! oft die empörte Brust mir.

Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
Und Nacht ist ihm die Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt
In Herzen, die euch lieben, den Kindersinn,
Und lasst in Sorgen und in Irren
Nimmer den Genius sich vertrauern.

DER NEKAR

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit,
Zum stillerhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lustgen Inseln. —

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Paktol, zu Smirnas
Ufer, zu Ilions Wald; auch möcht ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt,
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Ioniens! wo die Meerluft

Die heissen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstok wärmt,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Vom Harze träuft, und Pauk und Zymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vieleicht, zu euch,
Mein Schuzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Nekar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

EMPEDOKLES

I. STUFE. DER FRANKFURTER PLAN

EMPEDOKLES

Ein Trauerspiel in fünf Acten

Erster Act

Empedokles, durch sein Gemüth und seine Philosophie schon längst zu Kulturhass gestimmt, zur Verachtung alles sehr bestimmten Geschäffts, alles nach verschiedenen Gegenständen gerichteten Interesses, — — —

Erster Auftritt

Einige Schüler des Empedokles mit einigen vom Volk. Jene wollen diese bewegen, auch in Empedokles Schule zu treten. Einer der Schüler des Empedokles, sein Liebling, kommt dazu[1]), verweist ihnen die Proselytenmacherei, und heisst sie weggehn, weil der Meister um diese Zeit allein in seinem Garten seiner An⟨dacht pflege.⟩ Monolog des Empedokles. Gebet an die Natur.

Zweiter Auftritt

Empedokles mit Weib und Kindern[2]). Zärtliche Klagen des Weibs über Empedokles Missmuth. Herzliche Entschuldigungen des Empedokles. Bitte des Weibs, bei dem grossen Feste mit zu seyn und da vieleicht sich zu erheitern.

Dritter Auftritt

Fest der Agrigentiner[3]). Ärgerniss des Empedokles.

Vierter Auftritt

Häuslicher Zwist. Abschied des Empedokles, ohne zu sagen, was seine Absicht ist, wohin er geht[4]).

---

[1]) „Geht!“ ruft er den andern zu, indem er herein tritt.

[2]) Eines der Kleinen ruft vom Hause herunter: „Vater! Vater! hörst du denn nicht!“ Drauf kommt die Mutter herab, ihn zum Frühstük zu bitten, und ⟨es⟩ entspinnt sich das Gespräch.

[3]) Ein Kaufmann, ein Arzt, ein Priester, ein Feldherr, ein junger Herr, ein altes Weib.

[4]) Er sagt, dass er sein Weib und seine Kinder mit sich nehme, dass er sie am Herzen trage, nur, meint er, könnten sie nicht ihn behalten. Der Horizont sei ihm nur zu enge, meint er, er müsse fort, um höher sich zu stellen, um aus der Ferne sie mit allem, was da lebe, anzubliken, zu umfassen, anzulächeln.

Fünfter Auftritt

Empedokles auf dem Aetna.
Monolog, Entschiednere Devotion des Empedokles gegen die Natur.

Zweiter Act

Empedokles wird von seinen Schülern auf dem Aetna besucht, zuerst von seinem Liebling, der ihn wirklich bewegt und fast aus seiner Herzenseinsamkeit zurükzieht, dann auch von den übrigen, die ihn von neuem mit Entrüstung gegen menschliche Dürftigkeit erfüllen, so dass er sie alle feierlich verabschiedet und am Ende auch noch seinem Liebling rathet, ihn zu verlassen [1]).

Erster Auftritt

Empedokles und der Liebling.

Zweiter Auftritt

Empedokles und seine Schüler.

Dritter Auftritt

Empedokles und der Liebling.

Dritter Act

Empedokles wird auf dem Aetna von seinem Weib und seinen Kindern besucht. Ihren zärtlichen Bitten sezt das Weib die Nachricht hinzu, dass an demselben Tage die Agrigentiner ihm eine Statue errichten. Ehre und Liebe, die einzigen Bande, die uns ⟨ans⟩ Wirkliche

[1]) Randbemerkung: Fünfter Auftritt des ersten Acts besser erster Auftritt des zweiten Acts.

knüpfen, bringen ihn zurük. Seine Schüler kommen voll Freude in sein Haus, der Liebling stürzt ihm an den Hals. Er siehet seine Statue errichtet, dankt öffentlich dem Volke, das ihm Beifall zuruft.

Vierter Act

Seine Neider erfahren von einigen seiner Schüler die harten Reden, die er auf dem Aetna vor diesen gegen das Volk ausgestossen, benüzen es, um das Volk gegen ihn aufzuhezen, das auch wirklich seine Statue umwirft und ihn aus der Stadt jagt. Nun reift sein Entschluss, der längst schon in ihm dämmerte, durch freiwilligen Tod sich mit der unendlichen Natur zu vereinen. Er nimt in diesem Vorsaz den zweiten tieferen, schmerzlicheren Abschied von Weib und Kindern und geht wieder auf den Aetna. Seinem jungen Freunde weicht er aus, weil er diesem zutraut, dass er sich nicht werde täuschen lassen mit den Tröstungen, mit denen er sein Weib besänftigt, und dass dieser sein eigentliches Vorhaben ahnden möchte.

Fünfter Act

Empedokles bereitet sich zu seinem Tode vor. Die zufälligen Veranlassungen zu seinem Entschlusse fallen nun ganz für ihn weg, und er betrachtet ihn als eine Nothwendigkeit, die aus seinem innersten Wesen folge. In den kleinen Scenen, die er noch bis da mit den Bewohnern der Gegend hat, findet er überall Bestätigung seiner Denkart, seines Entschlusses. Sein Liebling kömmt noch, hat das Wahre geahndet, wird aber von dem Geist und

von den grossen Bewegungen in dem Gemüthe seines Meisters so sehr überwältigt, dass er dem Befehle desselben blindlings gehorcht und geht. Bald drauf stürzt sich Empedokles in den lodernden Aetna. Sein Liebling, der unruhig und bekümmert in dieser Gegend umherirrt, findet bald drauf die eisernen Schuhe des Meisters, die der Feuerauswurf aus dem Abgrund geschleudert hatte, erkennt sie, zeigt ⟨sie⟩ der Familie des Empedokles, seinen Anhängern im Volke, und versammelt sich ⟨mit⟩ diesen an dem Vulkan, um Laid zu tragen, und den Tod des grossen Mannes zu feiern.

II. STUFE. DER TOD DES EMPEDOKLES

ERSTE FASSUNG

⟨Erster Act⟩

Zwei Priesterinnen der Vesta

Panthea

Diss ist sein Garten! Dort im geheimen Dunkel, wo die Quelle springt, dort stand er jüngst, als ich vorübergieng. — Du hast ihn nie gesehn?

Rhea

Kann ich?
Bin ich doch erst seit ⟨gestern⟩ mit dem Vater in Sicilien. Doch ehmals, als ich noch ein Kind war, sah ich ihn die Rosse lenken auf einem Kämpferwagen bei den Spielen von Olympia. Sie sprachen damals viel von ihm, und immer ist sein Nahme mir geblieben.

Panthea

Du must ihn jezt sehn! jezt! Man sagt, die Pflanzen merkten auf ihn, wo er wandre, und die Wasser unter der Erde strebten herauf, da wo sein Stab den Boden berühre! Das all mag wahr seyn! Und wenn er bei Gewittern in den Himmel blike, theile die Wolke sich und hervorschimmere der heitere Tag. Doch was sagt's? du must ihn selbst sehn! Einen Augenblik! und dann hinweg! ich meid' ihn selbst, ein furchtbar allverwandelnd Wesen ist in ihm.

Rhea

Wie lebt er denn mit andern? Ich begreife nichts
Von diesem Manne.

Hat er, wie wir, auch seine leeren Tage,
Wo man sich alt und unbedeutend dünkt?
Und giebt es auch ein menschlich Laid für ihn?

Panthea

Ach! da ich ihn zum leztenmale dort
Im Schatten seiner Bäume sah, da hatt' er wohl
Sein eigen tiefes Laid — der Göttliche.
Mit wunderbarem Sehnen, traurigforschend,
Wie wenn er viel verloren, blikt' er bald
Zur Erd' hinab, bald durch die Dämmerung
Des Hains herauf, als wär' ins ferne Blau
Das Leben ihm entflogen, und die Demuth
Des königlichen Angesichts ergriff
Mein ringend Herz — auch du must untergehn,
Du schöner Stern! und lange währt's nicht mehr.
Das ahnte mir.

Rhea

Hast du mit ihm auch schon
Gesprochen, Panthea?

Panthea

O dass du daran mich erinnerst! Es ist nicht lange, dass ich todeskrank darniederlag. Schon dämmerte der klare Tag vor mir und um die Sonne wankte, wie ein seellos Schattenbild, die Welt. Da rief mein Vater, wenn er schon ein arger Feind des hohen Mannes ist, am hofnungslosen Tage den Vertrauten der Natur; und als der Herrliche den Heiltrank mir gereicht, da schmolz in zaubrischer Versöhnung mir mein kämpfend Leben ineinander,

und wie zurükgekehrt in süsse sinnenfreie Kindheit, schlief ich wachend viele Tage fort, und kaum bedurft' ich eines Othemzugs. — Wie nun in frischer Lust mein Wesen sich zum erstenmale wieder der langentbehrten Welt entfaltete, mein Auge sich in jugendlicher Neugier dem Tag erschloss, da stand Empedokles! o wie göttlich und wie gegenwärtig mir! am Lächeln seiner Augen blühte mir das Leben wieder auf! ach wie ein Morgenwölkchen floss mein Herz dem hohen süssen Licht entgegen und ich war der zarte Widerschein von ihm.

Rhea

O Panthea!

Panthea

Der Ton aus seiner Brust! in jede Sylbe klangen alle Melodien! und der Geist in seinem Wort! — Zu seinen Füssen möcht' ich sizen, stundenlang, als seine Schülerin, sein Kind, in seinen Aether schaun und zu ihm auffrohlokken, bis in seinen Himmelshöhen sich mein Sinn verirrte.

Rhea

Was würd' er sagen, Liebe, wenn ers wüsste!

Panthea

Er weiss es nicht. Der Unbedürftge wandelt
In seiner eignen Welt; in leiser Götterruhe geht
Er unter seinen Blumen und es scheun
Die Lüfte sich, den Glüklichen zu stören,
Ihm schweigt die Welt und aus sich selber wächst

In steigendem Vergnügen die Begeistrung
Ihm auf, bis aus der Nacht des schöpfrischen
Entzükens, wie ein Funke, der Gedanke springt
Und heiter sich die Geister künftger Thaten
In seine Seele drängen, und die Welt,
Der Menschen gährend Leben und der stillern
Natur, um ihn erscheint — hier fühlt er, wie ein Gott
In seinen Elementen sich, und seine Lust
Ist himmlischer Gesang, dann tritt ⟨er⟩ auch
Heraus ins Volk an Tagen, wo die Menge
Sich überbraust und eines Mächtigern
Der unentschlossene Tumult bedarf.
Da herrscht er dann, der herrliche Pilot
Und hilft hinaus, und wenn sie nun genug
Ihn sehn, des immerfremden Mannes sich
Gewöhnen möchten, ehe sie's gewahren,
Ist er hinweg — ihn zieht in ihre Schatten
Die stille Pflanzenwelt, wo er sich schöner findet,
Und ihr geheimnissvolles Leben, das vor ihm
In seinen Kräften allen gegenwärtig ist.

Rhea

O Sprecherin! wie weist du denn das alles?

Panthea

Ich sinn ihm nach — wie viel ist über ihn
Mir noch zu sinnen? ach! und hab' ich ihn
Gefasst, was ists? Er selbst zu seyn, das ist
Das Leben und wir andern sind der Traum davon. —
Sein Freund Pausanias hat auch von ihm

Schon manches mir erzählt — der Jüngling sieht
Ihn Tag vor Tag, und Jovis Adler ist
Nicht stolzer, denn Pausanias — ich glaub' es wohl.

Rhea

Ich kann nicht tadeln, Liebe, was du sagst,
Doch trauert meine Seele wunderbar
Darüber, und ich möchte seyn, wie du,
Und möcht' es wieder nicht. Seid ihr denn all
Auf dieser Insel so? Wir haben auch
An grossen Männern unsre Lust, und Einer
Ist izt die Sonne der Athenerinnen,
Sophokles! dem von allen Sterblichen
Zuerst der Jungfraun herrlichste Natur
Erschien und sich zu reinem Angedenken
In seine Seele gab. — — — — —
— — — jede wünscht sich, ein Gedanke
Des Herrlichen zu seyn, und möchte gern
Die immerschöne Jugend, eh' sie welkt,
Hinüber in des Dichters Seele retten,
Und frägt und sinnet, welche von den Jungfern
Der Stadt die zärtlichernste Heroide sei,
Die seiner Seele vorgeschwebt, die er
Antigonä genannt; und helle wirds
Um unsre Stirne, wenn der Götterfreund
Am heitern Festtag ins Theater tritt,
Doch kummerlos ist unser Wohlgefallen,
Und nie verliert das liebe Herz sich so
In schmerzlich fortgerissner Huldigung. —
Du opferst dich — ich glaub' es wohl, er ist

Zu übergross, um ruhig dich zu lassen,
Den unbegränzten liebst du unbegränzt,
Was hilft es ihm? Dir selbst, dir ahndete
Sein Untergang, du gutes Kind, und du
Sollst untergehn mit ihm?

Panthea

O mache mich
Nicht stolz, und fürchte, wie für ihn, für mich nicht!
Ich bin nicht er, und wenn er untergeht,
So kann sein Untergang der meinige
Nicht seyn, denn gross ist auch der Tod der Grossen.
Und will der Waffenträger mit dem Helden
Durch Eine Schiksaalsflamme gehn, so muss
Der eine, wie der andere, dazu
Berufen seyn. Was diesem Manne widerfährt,
Das, glaube mir, das widerfährt nur ihm,
Und hätt' er gegen alle Götter sich
Versündiget und ihren Zorn auf sich
Geladen, und ich wollte sündigen,
Wie er, um gleiches Loos mit ihm zu leiden,
So wärs, wie wenn ein Fremder in den Streit
Der Liebenden sich mischt — was willst du? sprächen
Die Götter nur, du Thörin kannst uns nicht
Belaidigen, wie er.

Rhea

Du bist vieleicht
Ihm gleicher, als du denkst, wie fändst du sonst
An ihm ein Wohlgefallen?

Panthea

Liebes Herz!
Ich weiss es selber nicht, warum ich ihm
Gehöre — sähst du ihn! — Ich dacht', er käme
Vieleicht heraus, (um diese Stunde geht
Der Ewigjugendliche gern im Haine,
Wenn einen Augenblik der frische Tag
Ihm gleicht —) du hättest dann im Weggehn ihn
Gesehn — es war ein Wunsch! nicht wahr? ich sollt'
Der Wünsche mich entwöhnen, denn es scheint,
Als liebten unser ungeduldiges
Gebet die Götter nicht, sie haben recht!
Ich will auch nimmer — aber hoffen muss
Ich doch, ihr guten Götter, und ich weiss
Nicht anderes, denn ihn — ich wollte gern,
Ich bäte gleich den Übrigen, von euch
Nur Sonnenlicht und Reegen, könnt' ich nur!
O ewiges Geheimniss! was wir sind
Und suchen, können wir nicht finden; was
Wir finden, sind wir nicht — wie viel ist wohl
Die Stunde? — — —

Rhea

Dort kommt dein Vater,
Ich weiss nicht, bleiben oder gehen wir?

Panthea

Wie sagtest du? mein Vater? komm! hinweg!

Kritias (Archon) Hermokrates (Priester)

Hermokrates

Wer geht dort?

Archon

Meine Tochter, wie mir dünkt,
Und des Gastfreunds Tochter, der
In meinem Hausse gestern eingekehrt ist.

Hermokrates

Ists Zufall? oder suchen sie ihn auch
Und glauben, wie das Volk, er sei entschwunden?

Archon

Die wunderbare Sage kam bis izt wohl nicht
Vor meiner Tochter Ohren. Doch sie hängt an ihm,
Wie all'; wär' er hinweg
In Wälder oder Wüsten, oder übers Meer
Hinüber oder in die Erde hinab, wohin
Der unbegränzte Sinn ihn treiben mag!

Hermokrates

Mit nichten! Denn sie müssen noch ihn sehn,
Damit der wilde Wahn von ihnen weicht.

Archon

Wo ist er wohl?

Hermokrates

Nicht weit von hier. Da sizt
Er seelenlos im Dunkel. Denn es haben

Die Götter seine Kraft von ihm genommen
Seit jenem Tage, da der trunkne Mann
Vor allem Volk sich einen Gott genannt.

Archon

Das Volk ist trunken, wie er selber ist.
Sie hören kein Gesez und keine Noth
Und keinen Richter; die Gebräuche sind
Von unverständlichem Gebrause ganz
Gleich friedlichen Gestaden überschäumt
Ein wildes Fest sind alle Tage worden,
Ein Fest für alle Feste und der Götter
Bescheidne Feiertage haben sich
In Eins verloren. Allverdunkelnd hüllt
Der Zauberer den Himmel und die Erd'
Ins Ungewitter, das er uns gemacht,
Und siehet zu und freut sich seines Geists
Und seiner stillen Halle.

Hermokrates

Mächtig war
Die Seele dieses Mannes unter euch.

Kritias

Ich sage dir, sie wissen nichts denn ihn
Und wünschen alles ⟨nur⟩ von ihm zu haben.
Er soll ihr Gott, er soll ihr König seyn.
Ich selber stand in tiefer Schaam vor ihm
Da er vom Tode mir mein Kind gerettet.
Wofür erkennst du ihn, Hermokrates?

Hermokrates

Es haben ihn die Götter sehr geliebt,
Doch nicht ist er der Erste, den sie drauf
Hinab in sinnenlose Nacht verstossen
Vom Gipfel ihres gütigen Vertrauns
Weil er des Unterschieds zu sehr vergass
Im übergrossen Glük, und sich allein
Nur fühlte; so ergieng es ihm, er ist
Mit gränzenloser Öde nun gestraft. —
Doch ist die lezte Stunde noch für ihn
Nicht da; denn noch erträgt der Langverwöhnte
Die Schmach in seiner Seele nicht, sorg' ich,
Und sein entschlafner Geist
Entzündet neu an seiner Rache sich,
Und, halberwacht, ein fürchterlicher Träumer,
spricht
Er, gleich den alten Übermüthigen,
Die mit dem Schilfrohr Asien durchwandern,
Durch sein Wort sei'n die Götter einst geworden.
Dann steht die weite lebensreiche Welt
Wie sein verlornes Eigentum vor ihm,
Und ungeheure Wünsche regen sich
In seiner Brust, und wo sie hin sich wirft,
Die Flamme, macht sie eine freie Bahn.
Und was vor ihm die gute Zeit gereift,
Gesez und Kunst und Sitt' und heilge Sage,
Das stürzt er um und Lust und Frieden kann
Er nimmer dulden bei den Lebenden.
Er wird der Friedliche nun nimmer seyn.
Wie alles sich verlor, so wird

Er alles wieder nehmen, und den Wilden hält
Kein Sterblicher in seinem Toben auf.

Kritias

O Greis! du siehest nahmenlose Dinge
Dein Wort ist wahr, und wenn es sich erfüllt
Dann wehe dir, Sicilien, so schön
Du bist mit deinen Hainen, deinen Tempeln.

Hermokrates

Der Spruch der Götter trift ihn, eh sein Werk
Beginnt. Versammle nur das Volk, damit ich
Das Angesicht des Mannes ihnen zeige
Von dem sie sagen, dass er aufgeflohn
Zum Aether sei. Sie sollen Zeugen sein
Des Fluches, den ich ihm verkündige,
Und ihn verstossen in die öde Wildniss,
Damit er nimmerwiederkehrend dort
Die böse Stunde büsse, da er sich
Zum Gott gemacht.

Kritias

Doch wenn nun des schwachen Volks
⟨Der⟩ Kühne sich bemeistert, fürchtest du
Für mich und dich und Deine Götter nicht?

Hermokrates

Das Wort des Priesters bricht den kühnen Sinn.

Kritias

Und werden sie den Langgeliebten dann,
Wenn schmählich er vom Fluche leidet,

Aus seinen Gärten, wo er gerne lebt,
Und aus der heimatlichen Stadt vertreiben?

Hermokrates

Wer darf den Sterblichen im Lande dulden,
Den so der wohlverdiente Fluch gezeichnet?

Kritias

Doch wenn du wie ein Lästerer erscheinst
Vor denen, die als einen Gott ihn achten?

Hermokrates

Der Taumel wird sich ändern, wenn sie erst
Mit Augen wieder sehen, den sie jezt
Entschwunden in die Götterhöhe wähnen!
Sie haben schon zum Bessern sich gewandt,
Denn trauernd irrten gestern sie hinaus
Und giengen hier umher und sprachen viel
Von ihm, da ich desselben Weges kam.
Drauf sagt' ⟨ich⟩ ihnen, dass ich heute sie
Zu ihm geleiten wollt'; indessen soll'
In seinem Hausse jeder ruhig weilen.
Und darum bat ich dich, mit mir heraus
Zu kommen, dass wir sähen, ob sie mir
Gehorcht. Du findest keinen hier. Nun komm!

Kritias

Hermokrates!

Hermokrates

Was ists?

Kritias

Dort seh' ich ihn
Wahrhaftig.

Hermokrates

Lass uns gehen, Kritias!
Dass er in seine Rede nicht uns zieht.

⟨beide gehn ab⟩

Empedokles

In meine Stille kamst du leisewandelnd
Fandest drunten in der Grotte Dunkel mich aus,
Du Freundlicher! Du kamst nicht unverhoft
Und fernher, oben über der Erde, vernahm
Ich wohl dein Wiederkehren, schöner Tag!
Und meine Vertrauten, euch, ihr schnellgeschäftgen
Kräfte der Höh'! und nahe seid ihr
Mir wieder, seid, wie sonst, ihr Glüklichen,
Ihr irrelosen Bäume meines Hains!
Ihr wuchst indessen fort, und täglich tränkte
Des Himmels Quelle die Bescheidenen
Mit Licht, und Lebensfunken sät' der Aether
Befruchtend auf die Blühenden aus. —
O innige Natur! ich habe dich
Vor Augen, kennest du den Freund noch,
Den Hochgeliebten, kennest du mich nimmer,
Den Priester, der lebendigen Gesang,
Wie frohvergossnes Opferblut dir brachte?
O bei den heilgen Bäumen,
Wo Wasser aus Adern der Erde

Sich sammeln am heissen Tage
Die Dürstenden erquiken — auch in mir,
In mir, ihr Quellen des Lebens, strömtet
Aus Tiefen der Welt ihr einst
Zusammen, und es kamen
Die Dürstenden zu mir, — wie ists denn nun?
Vertrauert? bin ich ganz allein?
Und ist es Nacht hier aussen auch am Tage?
Der höher, denn ein sterblich Auge, sah
Der Blindgeschlagne tastet nun umher —
Wo seid ihr meine Götter?
Weh', lasst ihr nun
Wie einen Bettler mich,
Und diese Brust, die liebend euch geahndet,
Was stosst ihr sie hinab, die Freigeborne,
Und schlosst sie mir in schmählich enge Bande?
Und dulden soll ich das, das Langverwöhnte,
Wie die Schwächlinge, die im scheuen Tartarus
Geschmiedet sind ans alte Tagewerk?
Ich habe mich erkannt; ich will es! Luft will ich
Mir schaffen, ha! und tagen solls! Hinweg!
Bei meinem Stolz! ich werde nicht den Staub
Der Pfade küssen, wo ich einst
In einem schönen Traume gieng — es ist vorbei!
Und Abschied muss ich nehmen —
Ich war geliebt, geliebt von euch, ihr Götter,
Ach innig; wie ihr umeinander lebt,
So kannt' ich euch, o nein es war
Kein Traum, an diesem Herzen fühlt' ich dich,
Ich erfuhr euch, ich kannt euch,

Ich wirkte mit euch!
Wie ist die Seele mir bewegt —
Du stiller Aether! wenn der Sterblichen Irrsaal
Mir an die Seele gieng und heilend du
Die liebeswunde Brust umathmetest
Du Allversöhner! und dieses Auge sah
Dein göttlich Wirken, allentfaltend Licht,
Wie oft hab ich mit frommem Sinne dich belauscht,
Und euch, ihr andern Ewigmächtigen!
Und wenn ich auf der Bergeshöhe stand,
O Schattenbild — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — Es ist vorbei,
Und du, verbirg dirs nicht! Du hast
Es selbst verschuldet, armer Tantalus!
Das Heiligtum hast du geschändet, hast
Mit frechem Stolz den schönen Bund entzweit
Elender! Als die Genien der Welt
Voll Liebe sich in dir vergassen, dachtest du
An dich und wähntest, karger Thor, an dich
Die Gütigen verkauft, dass sie dir
Die Himmlischen, wie blöde Knechte, dienten!
Ist nirgends mir ein Rächer unter euch,
Und muss ich denn allein den Hohn und Fluch
In meine Seele giessen? Und es reisst
Die delphische Krone mir kein Bessrer,
Denn ich, vom Haupt und nimmt die Loken hinweg,
Wie es dem kahlen Seher gebührt — O Götter!

Empedokles Pausanias

Pausanias

O all
Ihr himmlischen Mächte, was ist das?

Empedokles

Hinweg!
Wer hat dich hergesandt? willst du das Werk
Verrichten an mir? Ich will dir alles sagen,
Wenn du's nicht weist; dann richte, was du thust,
Danach — Pausanias! o suche nicht
Den Mann, an dem dein Herz gehangen, denn
Er ist nicht mehr, und gehe, guter Jüngling!
Dein Angesicht entzündet mir den Sinn,
Und sei es Seegen oder Fluch, von dir
Ist beedes mir zu viel. Doch wie du willst!

Pausanias

Was ist geschehn? Ich habe lange dein
Geharrt und dankte, da ich von ferne
Dich sah, dem Tageslicht, da find ich so
Vom Haupte bis zur Sohle dich zerschmettert.
Warst du allein? Die Worte hört' ich nicht,
Doch schallt mir noch der fremde Todeston.

Empedokles

Es war des Mannes Stimme, der sich mehr
Denn Sterbliche gerühmt, weil ihn zu viel
Beglükt die gütige Natur.

Pausanias

Wie du
Vertraut zu seyn mit allem Göttlichen
Der Welt, ist nie zu viel.

Empedokles

So sagt' ich auch,
Du Guter! da der heilge Zauber noch
Aus meinem Geiste nicht gewichen war,
Und da sie mich, den Innigliebenden,
Noch liebten, sie, die Genien der Welt.
O himmlisch Licht! — es hatten michs
Die Menschen nicht gelehrt — schon lange, da
Mein sehnend Herz die Alllebendige
Nicht finden konnt', da wandt' ich mich zu dir,
Hieng, wie die Pflanze dir mich anvertrauend,
In frommer Lust dir lange blindlings nach.
Denn schwer erkennt der Sterbliche die Reinen.
Doch als — — — — — — — — — — — —
— — — der Geist mir blühte, wie du selber blühst,
Da kannt' ich dich, da rief ich es: Du lebst!
Und wie du heiter wandelst um die Sterblichen
Und himmlisch jugendlich den holden Schein
Von dir auf jedes eigen überstralst,
Dass alle deines Geistes Farbe tragen,
So ward auch mir das Leben zum Gedicht.
Denn deine Seele war in mir, und offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der leidenden, und oft in heilger Nacht
Gelobt' ichs ihr, bis in den Tod

Die Schiksaalvolle furchtlos treu zu lieben
Und ihrer Räthsel keines zu verschmähn.
So knüpft' ich meinen Todesbund mit ihr.
Da rauscht' es anders denn zuvor im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen
Und feurig mild im Blumenothem weht'
O Erde! mir dein stillers Leben zu.
All deine Freuden, Erde! nicht wie du
Sie lächelnd reichst dem Schwächern, herrlich wie sie sind,
Und warm und gross aus Müh und Liebe reifen —
Sie alle gabst du mir, und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshöhe sass und staunend
Des Lebens heilig Irrsaal übersann
Zu tief von deinen Wandlungen bewegt
Und eignes Schiksaal ahndend,
Dann athmete der Aether, so wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und zauberisch in seiner Tiefe lösten
Sich meine Räthsel auf —

Pausanias

Du Glüklicher!

Empedokles

Ich wars! O könnt' ichs sagen, wie es war,
Es nennen — das Wandeln und Wirken deiner Geniuskräfte,
Der Herrlichen, deren Genoss ich war, o Natur!
Könnt' ichs noch Einmal vor die Seele rufen,

Dass mir die stumme todesöde Brust
Von deinen Tönen allen wiederklänge!
Bin ich es noch? o Leben! und rauschten sie mir,
All deine geflügelten Melodien und hört,
Ich deinen alten Einklang, grosse Natur?
Ach! ich, der allverlassene, lebt' ich nicht
Mit dieser heilgen Erd' und diesem Licht
Und dir, von dem die Seele nimmer lässt,
O Vater Aether! und mit allen Lebenden
Im ewig gegenwärtigen Olymp? —
Nun wein' ich, wie ein Ausgestossener,
Und nirgend mag ich bleiben, ach und du
Bist auch von mir genommen — sage nichts!
Die Liebe stirbt, sobald die Götter fliehn,
Das weist du wohl, verlass mich nun, ich bin
Es nimmer und ich hab' an dir nichts mehr.

Pausanias

Du bist es noch, so wahr du es gewesen.
Und lass michs sagen, unbegreiflich ist
Es mir, wie du dich selber so vernichtest.
Ich glaub es wohl, es schlummert deine Seele
Dir auch zu Zeiten, wenn sie sich genug
Der Welt geöffnet, wie die Erde, die
Du liebst, sich oft in tiefe Ruhe schliesst.
Doch nennst du dann sie todt, die Ruhende?

Empedokles

Wie du mit lieber Mühe Trost ersinnst, du Guter!

Pausanias

Du spottest wohl des Unerfahrenen
Und denkest, weil ich deines Glüks, wie du,
Nicht inne ward, so sag ich, da du leidest,
Nur ungereimte Dinge dir? Doch sah ich dich
In deinen Thaten, da der wilde Staat
Von dir Gestalt und Sinn gewann, in seiner Macht
Erfuhr ich deinen Geist und seine Welt, wenn oft
Ein Wort von dir im heilgen Augenblik
Das Leben vieler Jahre mir erschuf,
Dass eine neue schöne Zeit von da
Dem Jünglinge begann; wie zahmen Hirschen,
Wenn ferne rauscht der Wald und sie der Heimath denken,
So schlug mir oft das Herz, wenn du vom Glük
Der alten Urwelt sprachst; und zeichnetest
Du nicht der Zukunft grosse Linien
Vor mir, so wie des Künstlers sichrer Blik
Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde reiht?
Liegt nicht vor dir der Menschen Schiksaal offen?
Und kennst du nicht die Kräfte der Natur,
Dass du vertraulich, wie kein Sterblicher,
Sie, wie du willst, in stiller Herrschaft lenkst?

Empedokles

Genug! Du weist es nicht, wie jedes Wort,
So du gesprochen, mir ein Stachel ist.

Pausanias

So must du denn in Unmuth alles hassen?

Empedokles

O ehre, was du nicht verstehst!

Pausanias

Warum
Verbirgst du mirs, und machst dein Leiden mir
Zum Räthsel? glaube! schmerzlicher ist nichts.

Empedokles

Und nichts ist schmerzlicher, Pausanias!
Denn Leiden zu enträthseln. Siehest du denn nicht?
Ach! lieber wäre mir, du wüsstest nicht
Von mir und aller meiner Trauer. Nein!
Ich sollt es nicht aussprechen, heilge Natur!
Jungfräuliche, die dem rohen Sinn entflieht!
Verachtet hab' ich dich und mich allein
Zum Herrn gesezt, ein übermüthiger
Barbar! an eurer Einfalt hielt' ich euch,
Ihr reinen immerjugendlichen Mächte!
Die mich mit Freud erzogen, mich mit Wonne
Genährt. Ich kannt' es ja,
Das Leben der Natur, wie sollt' es mir
Noch heilig seyn, wie einst! Die Götter waren
Mir dienstbar nun geworden, ich allein
War Gott und sprachs im frechen Stolz heraus.
O glaub' es mir, ich wäre lieber nicht
Geboren.

Pausanias

Was? um eines Wortes willen?
Wie kannst so du verzagen, kühner Mann?

Empedokles

Um eines Wortes willen? ja. Und mögen
Die Götter mich zernichten, wie sie mich
Geliebt.

Pausanias

So sprechen andre nicht, wie du.

Empedokles

Die andern! wie vermöchten sie's?

Pausanias

Jawohl,
Du wunderbarer Mann! So innig liebt'
Und sah kein anderer die ewge Welt
Und ihre Genien und Kräfte nie,
Wie du! Und darum sprachst das kühne Wort,
Auch du allein, und darum fühlst du auch
So sehr, wie du mit Einer stolzen Sylbe
Vom Herzen aller Götter dich gerissen
Und opferst liebend ihnen dich dahin,
O Empedokles! —

Empedokles

Siehe! Was ist das?
Hermokrates, der Priester, und mit ihm
Ein Hauffe Volks und Kritias, der Archon!
Was suchen sie bei mir?

Pausanias

Sie haben lang
Geforschet, wo du wärst.

Empedokles Pausanias
Hermokrates Kritias Agrigentiner

Hermokrates

Hier ist der Mann, von dem ihr sagt, er sei
Lebendig zum Olymp empor gegangen.

Kritias

Und traurig sieht er, gleich den Sterblichen.

Empedokles

Ihr armen Spötter! Ists erfreulich euch
Wenn einer leidet, der euch gross geschienen?
Und achtet ihr, wie leicht erworbnen Raub,
Den Starken, wenn er schwach geworden ist?
Euch reizt die Frucht, die reif zur Erde fällt,
Doch glaubt es mir, nicht alles reift für euch.

Ein Agrigentiner

Was hat er da gesagt?

Empedokles

Ich bitt' euch, geht,
Besorgt, was euer ist, und menget euch
Ins Meinige nicht ein. —

Hermokrates

Doch hat ein Wort
Der Priester dir dabei zu sagen.

Empedokles

Weh!

Ihr reinen Götter! ihr lebendigen!
Muss dieser Heuchler meine Trauer mir
Vergiften? geh! ich schonte ja dich oft.
So ist es billig, dass du meiner schonst.
Du weist es ja, ich hab' es dir bedeutet,
Ich kenne dich und deine schlimme Zunft,
Und lange wars ein Räthsel mir, wie euch
In ihrem Runde duldet die Natur.
Ach! als ich noch ein Knabe war, da mied
Euch Allverderber schon mein frommes Herz,
Das unbestechbar innigliebend hieng
An Sonn und Aether und den Boten allen
Der grossen ferngeahndeten Natur.
Denn wohl hab' ichs gefühlt, in meiner Furcht,
Dass ihr des Herzens freie Götterliebe,
Bereden möchtet zum gemeinen Dienst,
Und dass ichs treiben sollte, so wie ihr.
Hinweg! Ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
Der Heiliges wie ein Gewerbe treibt,
Dein Angesicht ist falsch und kalt und todt,
Wie deine Götter sind. Was stehet ihr
Betroffen? Gehet nun!

Kritias

Nicht eher, bis
Der heilge Fluch die Stirne dir gezeichnet,
Schaamloser Lästerer!

Hermokrates

Sei ruhig, Freund!
Ich hab' es dir gesagt, es würde wohl
Der Unmuth ihn ergreifen. — Mich verschmäht
Der Mann, das hört ihr wohl, ihr Bürger
Von Agrigent! und harte Worte mag
Ich nicht mit ihm in wildem Zanke wechseln.
Es ziemt dem Greise nicht. Ihr möget nur
Ihn selber fragen, wer er sei?

Empedokles

O lasst!
Ihr seht es ja, es frommet keinem nichts,
Ein blutend Herz zu reizen. Gönnet mirs,
Den Pfad, worauf ich wandle, still zu gehn,
Den heilgen stillen Todespfad hinfort.
Ihr spannt das Opferthier vom Pfluge los,
Und nimmer trifts der Stachel seines Treibers,
So schonet meiner auch; entwürdiget
Mein Leiden mir mit böser Rede nicht,
Denn heilig ists; und lasst die Brust mir frei
Von eurer Noth! ihr Schmerz gehört den Göttern.

1. Agrigentiner

Was ist es denn, Hermokrates, warum
Der Mann die wunderlichen Worte spricht?

2. Agrigentiner

Er heisst uns gehn, als scheut' er ⟨sich⟩ vor uns.

Hermokrates

Was dünket euch? Der Sinn ist ihm verfinstert,
Weil er zum Gott sich selbst vor euch gemacht.
Doch weil ihr nimmer meiner Rede glaubt,
So fragt nur ihn darum. Er soll es sagen!

3. Agrigentiner

Wir glauben dir es wohl.

Pausanias

Ihr glaubt es wohl?
Ihr Unverschämten? — Euer Jupiter
Gefällt euch heute nicht, er siehet trüb;
Der Abgott ist euch unbequem geworden.
Und darum glaubt ihrs wohl? Da stehet er
Und trauert und verschweigt den Geist, wonach
In heldenarmer Zeit die Jünglinge
Sich sehnen werden, wenn er nimmer ist,
Und ihr, ihr kriecht und zischet um ihn her,
Ihr dürft es? und ihr seid so sinnengrob,
Dass euch das Auge dieses Manns nicht warnt?
Und weil er sanft ist, wagen sich an ihn
Die Feigen — heilige Natur, wie duldest
Du auch in deinem Runde diss Gewürm? —
Nun sehet ihr mich an und wisset nicht,
Was zu beginnen ist mit mir; ihr müsst
Den Priester fragen, ihn, der alles weiss.

Hermokrates

Ihr hört, wie euch und mich ins Angesicht

Der freche Knabe schilt? Wie sollt ⟨er⟩ nicht?
Er darf es, da sein Meister alles darf.
Wer sich das Volk gewonnen, redet, was
Er will; das weiss ich wohl und strebe nicht
Aus eignem Sinn entgegen, weil es noch
Die Götter dulden. Vieles dulden sie
Und schweigen, bis ans Äusserste geräth
Der wilde Muth. Dann aber muss der Frevler
Rüklings hinab ins bodenlose Dunkel.

3. Agrigentiner

Ihr Bürger! ich mag nichts mit diesen Zween
Ins künftige zu schaffen haben. Sagt,
Wie kam es denn, dass dieser uns bethört?

2. Agrigentiner

Sie müssen fort, der Jünger und der Meister.

Hermokrates

So ist es Zeit! — Euch fleh' ich an, ihr Furchtbarn!
Ihr Rachegötter! — Wolken lenket Zeus
Und Wasserwoogen zähmt Poseidaon,
Doch euch, ihr Leisewandelnden, euch ist
Zur Herrschaft das Verborgene gegeben
Und wo ein Eigenmächtiger der Wieg'
Entsprossen ist, da seid ihr auch und geht,
Indess er üppig ⟨auf⟩ zum Frevel wächst,
Stillsinnend fort mit ihm, hinunterhorchend
In seine Brust, wo euch den Götterfeind
Die unbesorgt geschwäzige verräth.

Auch den! ihr kanntet ihn, den heimlichen
Verführer, der die Sinne nahm dem Volk
Und mit dem Vaterlandsgeseze spielt
Und sie, die alten Götter Agrigents
Und ihre Priester niemals achtete.
Und nicht verborgen war vor euch,
Solang er schwieg, der ungeheure Sinn.
Er hats vollbracht! Verruchter! wähntest du
Sie müsstens nachfrohlokken, da du jüngst
Vor ihnen einen Gott dich selbst genannt?
Dann hättest du geherrscht in Agrigent,
Ein einziger allmächtiger Tyrann
Und dein gewesen wäre, dein allein,
Das gute Volk und dieses schöne Land.
Sie schwiegen nur; erschroken standen sie;
Und du erblasstest, und es lähmte dich
Der böse Gram in deiner dunkeln Halle,
Wo du hinab dem Tageslicht entflohst.
Und kömmst du nun, und giessest über mich
Den Unmuth aus, und lästerst unsre Götter?

1. Agrigentiner

Nun ist es klar! er muss gerichtet werden.

Kritias

Ich hab' es euch gesagt; ich traute nie
Dem Träumer.

Empedokles

O ihr Rasenden!

Hermokrates

Und sprichst
Du noch und ahndest nicht, du hast mit uns
Nichts mehr gemein, ein Fremdling ⟨bist⟩ du worden,
Und unerkannt bei allen Lebenden.
Die Quelle, die uns tränkt, gebührt dir nicht
Und nicht die Feuerflamme, die uns frommt,
Und was den Sterblichen das Herz erfreut
Das nehmen die heilgen Rachegötter von dir
Für dich ist nicht das heitre Licht hier oben,
Nicht dieser Erde Grün und ihre Früchte,
Und ihren Seegen giebt die Luft dir nicht
Wenn deine Brust nach Kühlung seufzt und dürstet.
Es ist umsonst, du kehrest nicht zurük
Zu dem, was unser ist; denn du gehörst
Den Rächenden, den heilgen Todesgöttern.
Und wehe dem, von nun an, wer ein einzig Wort
Von dir in seine Seele freundlich nimmt,
Wer dich begrüsst, und seine Hand dir beut,
Wer einen Trunk am Mittag dir gewährt
Und wer an seinem Tische ⟨dich⟩ erduldet
Und, wenn du nachts an seine Türe kömst,
Den Schlummer unter seinem Dache schenkt,
Und, wenn du stirbst, die Grabesflamme dir
Bereitet, wehe dem, wie dir! — Hinaus!
Es dulden die Vaterlandsgötter länger nicht
Wo ihre Tempel sind, den Allverächter.

Agrigentiner

Hinaus, damit sein Fluch uns nicht befleke!

Pausanias

O komm! Du gehest nicht allein. Es ehrt
Noch Einer dich, wenns schon verboten ist,
Du Lieber! und du weist, des Freundes Seegen
Ist kräftiger, denn dieses Priesters Fluch.
O komm in fernes Land! wir finden dort
Das Licht des Himmels auch, und bitten will ich,
Dass freundlich dirs in deiner Seele scheine.
An den Ufern
Italias, im stolzen Griechenlande drüben
Da grünen Hügel auch, und Schatten gönnt
Der Ahorn dir, und milde Lüfte kühlen
Den Wanderern die Brust; und wenn du müd
Vom heissen Tag an fernem Pfade sizest,
Mit diesen Händen schöpf' ⟨ich⟩ dann den Trunk
Aus frischer Quelle dir und sammle Speisen
Und Zweige wölb' ich über deinem Haupt,
Und Moos und Blätter breit' ich dir zum Lager,
Und wenn du schlummerst, so bewach' ich dich;
Und muss es sein, bereit' ich dir auch wohl
Die Grabesflamme, die sie dir verwehren,
Die Schändlichen!

Empedokles

Oh! o du treues Herz! — Für mich
Ihr Bürger! bitt' ich nichts; es sei geschehn!
Ich bitt euch nur um dieses Jünglings willen.
O wendet nicht das Angesicht von mir!
Bin ich es nicht, um den ihr liebend sonst
Euch sammeltet? ihr selber reichtet da

Mir auch die Hände nicht, unziemlich dünkt'
Es euch, zum Freund euch wild heranzudrängen.
Doch schiktet ihr die Knaben, diese Friedlichen
Und auf den Schultern brachtet ihr die Kleinen
Und hubt mit euren Armen sie empor —
Bin ich es nicht, und kennt ihr nicht den Mann,
Dem ihr gesagt, ihr könntet, wenn ers wollte,
Von Land zu Land mit ihm, als Bettler gehn,
Und, wenn es möglich wäre, folgtet ihr
Ihm auch hinunter in den Tartarus?
Ihr Kinder! alles wolltet ihr mir schenken
Und zwangt mich thöricht oft, von euch zu nehmen,
Was euch das Leben heitert' und erhielt,
Dann gab ich euchs vom Meinigen zurük
Und mehr, denn Eures, achtetet ihr diss.
Nun geh' ich fort von euch; versagt mir nicht
Die Eine Bitte; schonet dieses Jünglings!
Er that euch nichts zu Laid; er liebt mich nur
Wie ihr mich auch geliebt, und saget selbst
Ob er nicht edel ist und schön! und wohl
Bedürft ihr künftig seiner, glaubt es mir!
Oft sagt' ich euchs: es würde nacht und kalt
Auf Erden und in Noth verzehrte sich
Die Seele, sendeten zu Zeiten nicht
Die guten Götter solche Jünglinge
Der Menschen welkend Leben zu erfrischen.
Und heilig halten, sagt' ich, solltet ihr
Die heitern Genien — o schonet sein
Und rufet nicht das Weh! versprecht es mir!

3. Agrigentiner

Hinweg! wir hören nichts von allem.

Hermokrates

Dem Knaben muss geschehn, wie ers
Gewollt. Er mag den frechen Muthwill büssen.
Er geht mit dir, und dein Fluch ist der seine.

Empedokles

Du schweigest, Kritias! verbirg es nicht,
Dich trift es auch; du kanntest ihn, nicht wahr?
Die Sünde löschten Ströme nicht von Blut
Der Thiere. Ich bitte, sag' es ihnen, Lieber!
Sie sind, wie trunken, sprich ein ruhig Wort
Damit der Sinn dem Volke wiederkehre!

2. Agrigentiner

Noch schilt er uns? Gedenke deines Fluchs
Und rede nicht und geh! wir möchten sonst
An dich die Hände legen.

Kritias

Wohl gesagt,
Ihr Bürger!

Empedokles

So! — und möchtet an mich
Die Hände legen? möchtet ihr
Bei meinem Leben schon die Leiche schänden?
Heran! zerfleischt und theilet die Beut' und es seegne
Der Priester euch den Genuss, und seine Vertrauten

Die Rachegötter lad' er zum Mahl! — Dir bangt,
Heilloser! Was? Der schlaue Jäger traf
Ja doch sein Wild, warum frohlokt er nicht?
O siehe nun! so schändlich stehst du da
Und suchst, wohin die Todespfeile sind!
Du Thor! kennst du mich noch? und soll ich dir
Den bösen Scherz verderben, den du treibst?
Bei deinem grauen Haare, Mann! du solltest
Zu Erde werden, denn du bist sogar
Zum Knecht der Furien zu schlecht! und durftest doch
An mir zum Meister werden? Freilich ists
Ein ärmlich Werk, ein blutend Wild zu jagen!
Ich trauerte, das wusst er wohl, da wuchs
Der Muth dem Feigen; da erhascht er mich
Und hezt des Pöbels Zähne mir aufs Herz.
O wer, wer heilt den Geschändeten nun, wer nimmt
Ihn auf, der heimathlos der Fremden Häuser
Mit den Narben seiner Schmach umirrt, die Götter
Des Hains fleht, ihn zu bergen — komme, Sohn!
Sie haben wehe mir gethan, doch hätt'
Ichs wohl vergessen, aber dich? — Ha geht
Nun immerhin zu Grund, ihr Nahmenlosen!
Sterbt langsamen Tods und euch geleitet
Des Priesters Rabengesang! und weil sich Wölfe
Versammeln, da wo Leichname sind, so finde sich
Dann einer auch für euch; der sättige
Von eurem Blute sich, der reinige
Sicilien von euch; es stehe dürr
Das Land, wo sonst die Purpurtraube gern
Dem bessern Volke wuchs und goldne Frucht

Im dunkeln Hain, und edles Korn, und fragen
Wird einst der Fremde, wenn er auf den Schutt
Von euern Tempeln tritt, ob da die Stadt
Gestanden? gehet nun! Ihr findet mich
In eurer Runde nimmer.

(indem sie abgehn)

Kritias!
Dir möcht' ich wohl ein Wort noch sagen.

Pausanias

(nachdem Kritias zurük ist)

Lass
Indessen mich zum alten Vater gehn
Und Abschied nehmen.

Empedokles

O warum? was that
Der Jüngling euch, ihr Götter! Gehe denn,
Du Armer! draussen wart' ich, auf dem Wege
Nach Syrakus; dann wandern wir zusammen.

(Pausanias geht auf der andern Seite ab)

Empedokles Kritias

Kritias

Was ists?

Empedokles

Auch du verfolgest mich?

Kritias

Was soll
Mir das?

Empedokles

Ich weiss es wohl! du möchtest gern
Mich hassen. Dennoch hassest du mich nicht:
Du fürchtest nur; du hattest nichts zu fürchten.

Kritias

Es ist vorbei. Was willst du noch?

Empedokles

Du hättest
Es selber nie gedacht, der Priester zog
In seinen Willen dich; du klage dich
Nicht an; o hättst du nur ein treues Wort
Für ihn gesprochen, doch du scheuetest
Das Volk.

Kritias

Sonst hattest du mir nichts
Zu sagen? überflüssiges Geschwäz
Hast du von je geliebt.

Empedokles

O rede sanft,
Ich habe deine Tochter dir gerettet.

Kritias

Das hast du wohl.

Empedokles

Du sträubst und schämest dich
Mit dem zu reden, dem das Vaterland geflucht;
Ich will es gerne glauben. Denke dir
Es rede nun mein Schatte, der geehrt
Vom heitern Friedenslande wiederkehre.

Kritias

Ich wäre nicht gekommen, da du riefst,
Wenn nicht das Volk zu wissen wünschte
Was du noch zu sagen hättest.

Empedokles

Was ich dir zu sagen habe,
Geht das Volk nichts an.

Kritias

Was ist es dann?

Empedokles

Du must aus diesem Land; ich sag
Es dir um deiner Tochter willen.

Kritias

Denk' an dich
Und sorge nicht für anders.

Empedokles

Kennest du
Sie nicht? Und ist dirs unbewusst, wie viel

Es besser ist, dass eine Stadt voll Thoren
Versinkt, denn Ein Vortrefliches?

Kritias

Was sollt'
In diesem Land ihr fehlen? Denkest du,
Weil du im Lande nicht, so könne Gutes nicht
Darinn bestehen.

Empedokles

Kennest du sie nicht?
Und tastest, wie ein Blinder an, was dir
Die Götter gaben? und es leuchtet dir
In deinem Hauss umsonst das holde Licht?
Ich sag' es dir, in diesem Lande findet
Das fromme Leben seine Ruhe nicht
Und einsam bleibt es dir so schön es ist
Und stirbt dir freudenlos, denn nie begiebt
Die zärtlichernste Göttertochter sich
Barbaren an das Herz zu nehmen, glaub'
Es mir! Es reden wahr die Scheidenden.
Und wundere des Raths dich nicht!

Kritias

Was soll
Ich nun dir sagen?

Empedokles

Gehe hin mit ihr
In heilges Land, nach Elis oder Delos
Wo jene wohnen, die sie liebend sucht,

Wo stillvereint, die Bilder der Heroën
Im Lorbeerwalde stehn. Dort wird sie ruhn
Dort bei den schweigenden Idolen wird
Der schöne Sinn, der zartgenügsame
Sich stillen, bei den edeln Schatten wird
Das Laid entschlummern, das geheim sie hegt
In frommer Brust. Wenn dann am heitern Festtag
Sich Hellas schöne Jugend dort versammelt,
Und um sie her die Fremdlinge sich grüssen
Und hoffnungsfrohes Leben überall
Wie goldenes Gewölk, das stille Herz
Umglänzt, dann wekt diss Morgenroth
Zur Lust wohl auch die fromme Träumerin,
Und von den Besten einen, die Gesang
Und Kranz in edlem Kampf gewonnen, wählt
Sie sich, dass er den Schatten sie entführe
Zu denen sie zu frühe sich gesellt.
Gefällt dir das, so folge mir, —

Kritias

Hast du der goldnen Worte noch so viel
In deinem Elend übrig?

Empedokles

Spotte nicht!
Die Scheidenden verjüngen alle sich
Noch Einmal gern. Der Sterbeblik ists
Des Lichts, das freudig einst in seiner Kraft
Geleuchtet unter euch. Es lösche freundlich,
Und hab' ich euch geflucht, so mag dein Kind
Den Seegen haben, wenn ich seegnen kann.

Kritias

O lass, und mache mich zum Knaben nicht.

Empedokles

Versprich es mir und thue, was ich rieth,
Und geh aus diesem Land; verweigerst dus,
So mag die Einsame den Adler bitten,
Dass er hinweg von diesen Knechten sie
Zum Aether rette! Bessers weiss ich nicht.

Kritias

O sage, haben wir nicht recht an dir
Gethan?

Empedokles

Was fragst du nun? Ich hab es dir
Vergeben. Aber folgst du mir?

Kritias

Ich kann
So schnell nicht wählen.

Empedokles

Wähle gut,
Sie soll nicht bleiben, wo sie untergeht
Und sag es ihr, sie ⟨soll⟩ des Mannes denken,
Den einst die Götter liebten. Willst du das?

Kritias

Wie bittest du? Ich will es thun. Und geh
Du deines Weges nun, du Armer!

(geht ab)

Empedokles

Ja!

Ich gehe meines Weges Kritias
Und weiss, wohin? Und schämen muss ich mich
Dass ich gezögert bis zum Äussersten.
Was musst ich auch so lange warten,
Bis Glük und Geist und Jugend wich und nichts
Wie Thorheit überblieb und Elend.
Wie oft, wie oft hat dichs gemahnt! Da wär'
Es schön gewesen. Aber nun ists noth!
O stille! gute Götter! immer eilt
Den Sterblichen das ungedultge Wort
Voraus und lässt die Stunde des Gelingens
Nicht unbetastet reifen. Manches ist
Vorbei; und leichter wird es schon. Es hängt
An allem vest der alte Thor! und da
Er einst gedankenlos, ein stiller Knab'
Auf seiner grünen Erde spielte, war
Er freier, denn er ist; o scheide! — selbst
Die Hütte, die mich hegte, lassen sie
Mir nicht. — Auch diss noch, Götter!

⟨Empedokles⟩ Drei Sclaven des Empedokles

1. Sclave

Gehst du, Herr?

Empedokles

Ich gehe freilich, guter — ⏑ ⏒
Und hohle nur das Reisgeräth, so viel

Ich selber tragen kann, und bring es noch
Mir auf die Strasse dort hinaus — es ist
Dein lezter Dienst!

2. Sclave

O Götter!

Empedokles

Immer seid
Ihr gern um mich gewesen, denn ihr wart's
Gewohnt, von lieber Jugend her, wo wir
Zusammen auf in diesem Hausse wuchsen,
Das meinem Vater war und mir, und fremd
Ist meiner Brust das herrischkalte Wort.
Ihr habt der Knechtschaft Schiksaal nie gefühlt.
Ich glaub' es euch, ihr folgtet gerne mir
Wohin ich muss. Doch kann ich es nicht dulden,
Dass euch der Fluch des Priesters ängstige.
Ihr wisst ihn wohl. Die Welt ist aufgethan
Für euch und mich, ihr Lieben, und es sucht
Nun jeder sich sein eigen Glük —

3. Sclave

O nein!
Wir lassen nicht von dir. Wir könnens nicht.

2. Sclave

Was weiss der Priester, wie du lieb uns bist.
Verbiet' ers andern! uns verbeut ers nicht.

1. Sclave

Gehören wir zu dir, so lass uns auch
Bei dir! Ists doch von gestern nicht, dass wir
Mit dir zusammen sind, du sagst es selber.

Empedokles

O Götter! bin ich kinderlos und leb'
Allein mit diesen drein, und dennoch häng'
Ich hingebannt an dieser Ruhestätte,
Gleich Schlafenden, und ringe, wie im Traum.
Hinweg! Es kann nicht anders seyn, ihr Guten!
O sagt nichts mehr davon, ich bitt' euch das,
Und lasst uns thun, als wären wir es nimmer.
Ich will es ihm nicht gönnen, dass der Mann
Mir alles noch verfluche, was mich liebt —
Ihr gehet nicht mit mir; ich sag' es euch.
Hinein und nimmt das Beste, was ihr findet
Und zaudert nicht und flieht; es möchten sonst
Die neuen Herrn des Hausses euch erhaschen,
Und eines Feigen Knechte würdet ihr.

2. Sclave

Mit harter Rede schikest du uns weg?

Empedokles

Ich thu' es dir und mir — ihr Freigelassnen!
Ergreifft mit Manneskraft das Leben, lasst
Die Götter euch mit Ehre trösten; ihr
Beginnt nun erst. Es gehen Menschen auf
Und nieder. Weilet nun nicht länger! Thut,
Was ich gesagt.

1. Sclave

Herr meines Herzens! leb
Und geh nicht unter!

3. Sclave

Sage, werden wir
Dich nimmer sehn?

Empedokles

O fraget nicht, es ist
Umsonst.

(mit Macht gebietend)

2. Sclave

(im Abgehn)

Er bleibt es doch!
Ach! wie ein Bettler soll er nun das Land
Durchirren und des Lebens nirgend sicher seyn?

Empedokles

(siehet ihnen schweigend nach)

Lebt wohl, ich hab'
Euch schnöd hinweggeschikt, lebt wohl, ihr Treuen!
Und du, mein väterliches Haus, wo ich erwuchs
Und blüht'! — ihr lieben Bäume! vom Freudengesang
Des Götterfreunds geheiligt, ruhige
Vertraute meiner Ruh! o sterbt und gebt
Den Lüften zurük das Leben, denn es scherzt
Das rohe Volk in eurem Schatten nun
Und wo ich seelig gieng, da spotten sie meiner.
Weh! ausgestossen, ihr Götter? und ahmte

Was ihr mir thut, ihr Himmlischen, der Priester
Der Unberufene, seellos nach? ihr liesst
Mich einsam, mich, der euch geschmäht, ihr Lieben!
Und dieser wirft zur Heimath mich hinaus
Und der Fluch hallt, den ich selber mir gesprochen
Mir ärmlich aus des Pöbels Munde wieder?
Ach! der einst innig mit euch, ihr Seeligen
Gelebt, und sein die Welt genannt aus Freude,
Hat nun nicht, wo er seinen Schlummer find'
Und in sich selber kann er auch nicht ruhn.
Wohin denn nun, ihr Pfade der Sterblichen? viel
Sind euer, wo ist der meine? der kürzeste? wo?
Der schnellste? denn zu zögern ist Schmach.
Ach meine Götter! im Stadium lenkt' ich den Wagen
Einst unbekümmert auf rauchendem Rad. So will
Ich bald zu Euch zurük, ist gleich die Eile gefährlich.

(geht ab)

Panthea Delia

Delia

Stille, liebes Kind!
Und halt den Jammer! Dass uns niemand höre.
Ich will hinein ins Haus. Vieleicht er ist
Noch drinnen und du siehst noch Einmal ihn.
Nur bleibe still indessen — kann ich wohl
Hinein?

Panthea

O thu es, liebe Delia!
Ich bet' indess um Ruhe, dass mir nicht

Das Herz vergeht, wenn ich den hohen Mann
In dieser bittern Schiksaalsstunde sehe.

Delia

O Panthea!

Panthea (allein)
nach einigem Stillschweigen

Ich kann nicht — ach, es wär
Auch Sünde, da gelassener zu seyn!
Verflucht? ich fass es nicht, und wirst auch wohl
Die Sinne mir zerreissen, schwarzes Rätsel!
Wie wird er seyn?
(Pause. Erschroken zu Delia, die wieder zurükkömmt)
Wie ists?

Delia

Ach! alles todt

Panthea

Und öde? Fort?

Delia

Ich fürcht' es. Offen sind
Die Thüren; aber niemand ist zu sehn.
Ich rief. Da hört' ich nur den Wiederhall
Im Hausse; länger bleiben mocht' ich nicht —
Ach! stumm und blass ist sie und siehet fremd
Mich an, die Arme. Kennest Du mich nimmer?
Ich will es mit dir dulden, liebes Herz!

Panthea

Nun! komme nur!

Delia

Wohin?

Panthea

Wohin? ach! das,
Das weiss ich freilich nicht, ihr guten Götter!
Weh! keine Hofnung! und du leuchtest mir
Umsonst, o Tageslicht dort oben? fort
Ist er; wie soll die Einsame denn wissen
Warum ihr noch die Augen helle sind.
Es ist nicht möglich, nein! zu frech
Ist diese That, zu ungeheuer, und ihr habt
Es doch gethan? Und leben muss ich noch
Und stille seyn bei diesen? weh und weinen,
Nur weinen kann ich über alles das!

Delia

O weine nur! du Liebe, besser ists
Denn schweigen oder reden.

Panthea

Delia!
Da gieng er sonst! und dieser Garten war
Um seinetwillen mir so werth. Ach oft,
Wenn mir das Leben nicht genügt, und ich
Die Ungesellige, betrübt mit andern
Um unsre Hügel irrte, sah ich her
Nach dieser Bäume Gipfeln, dachte, dort
Ist Einer doch! Und meine Seele richtet
An ihm sich auf.

Delia

Es ist ein grosser Mann
Gefallen.

Panthea

Ach! hundertjährgen Frühling wünscht' ich oft
Ich Thörige, für ihn und seine Gärten!

Delia

O konntet ⟨ihr⟩ die zarte Freude nicht
Ihr lassen, gute Götter?

Panthea

Sagst du das?
Wie eine neue Sonne kam er uns
Und stralt' und zog das ungereifte Leben
An goldnen Seilen freundlich zu sich auf
Und lange hatt' auf ihn Sicilien
Gewartet. Niemals herrscht' auf dieser Insel
Ein Sterblicher, wie er, sie fühltens wohl
Er lebe mit den Genien der Welt
Im Bunde. Seelenvoller! und du nahmst
Sie all ans Herz, weh! must du nun dafür
Geschändet fort von Land zu Lande ziehn
Das Gift im Busen, das sie mitgegeben. — Ihr Blumen
Des Himmels! schöne Sterne, werdet ihr
Denn auch verblühn? und wird es Nacht alsdann
In deiner Seele werden, Vater Aether!
Wenn deine Jünglinge, die Glänzenden
Erloschen sind vor dir? Ich weiss, es muss,
Was göttlich ist, hinab. Zur Seherin

Bin ich geworden über seinen Fall,
Und wo mir noch ein schöner Genius
Begegnet, nenn' er Mensch sich oder Gott
Ich weiss die Stunde, die ihm nicht gefällt. —
Das habt ⟨ihr⟩ ihm gethan. O lasst nicht mich,
Ihr weisen Richter, ungestraft entkommen
Ich ehr ihn ja, und wenn ihr es nicht wisst
So will ich es ins Angesicht euch sagen.
Dann stosst auch mich zu eurer Stadt hinaus.
Und hat er ihm geflucht, der Rasende,
Mein Vater, ha! so fluch er nun auch mir.

Delia

O Panthea, mich schrökt es, wenn du so
Dich deiner Klagen überhebst. Ist er
Denn auch, wie du, dass er den stolzen Geist
Am Schmerze nährt und heftger wird im Leiden,
Ich mags nicht glauben, denn ich fürchte das.
Was müsst' er auch beschliessen?

Panthea

Ängstigest
Du mich? was hab ich denn gesagt? Ich will
Auch nimmer — ja, gedultig will ich seyn,
Ihr Götter! will vergebens nun nicht mehr
Erstreben, was ihr ferne mir gerükt,
Und was ihr geben möcht, das will ich nehmen.
Hält doch in süssen Banden mir den Sinn
Erinnerung, du Heiliger! und find ich nirgends dich
So kann ich doch mich freuen, dass du da

Gewesen. Ruhig will ich seyn, es möcht
Aus wildem Sinne mir das edle Bild
Entfliehn, und dass mir nur der Tageslärm
Den brüderlichen Schatten nicht verscheuche,
Der, wenn ich leise wandle, mich geleitet.

Delia

Du liebe Träumerin! er lebt ja noch.

Panthea

Er lebt? ja wohl! er lebt! er geht
Im weiten Felde Nacht und Tag. Sein Dach
Sind Wetterwolken und der harte Boden ist
Sein Lager, Winde krausen ihm das Haar —
Und Reegen träuft mit seinen Thränen ihm
Vom Angesicht, und seine Kleider troknet
Am heissen Mittag ihm die Sonne wieder,
Wenn er im schattenlosen Sande geht;
Gewohnte Pfade sucht er nicht; im Fels
Bei denen, die von Beute sich ernähren
Die fremd, wie er, und allverdächtig sind,
Da kehrt er ein, die wissen nichts vom Fluch
Die reichen ihm von ihrer rohen Speise,
Dass er zur Wanderung die Glieder stärkt.
So lebt er! weh! und das ist nicht gewiss!

Delia

Ja, es ist schröklich, Panthea!

Panthea

Ists schröklich?
Du arme Trösterin! und leicht, es währt
Nicht lange mehr, so kommen sie und sagen
Einander sichs, wenn es die Rede giebt,
Dass er erschlagen auf dem Wege liege.
Es dulden's wohl die Götter, haben sie
Doch auch geschwiegen, da man ihn mit Schmach
Ins Elend fort aus seiner Heimath sties.
O du! — wie wirst du enden? müde ringst
Du schon am Boden fort, du stolzer Adler!
Und zeichnest deinen Pfad mit Blut und ⟨bald⟩
Erhascht der feigen Jäger einer dich
Zerschlägt am Felsen dir dein sterbend Haupt.
Und Jovis Liebling nanntet ihr ihn doch?

Delia

Ach lieber schöner Geist! nur so nicht!
Nur solche Worte nicht! Wenn du es wüsstest,
Wie mich die Sorg um dich ergreift! Ich will
Auf meinen Knien dich bitten, wenn es hilft.
Besänftige dich nur. Wir wollen fort.
Es kann noch viel sich ändern, Panthea!
Vieleicht bereut es bald das Volk. Du weist
Es ja, wie sie ihn liebten. Komm! ich wend
An deinen Vater mich und helfen sollst
Du mir. Wir können ihn vieleicht gewinnen.

Panthea

O wir, wir sollten das, ihr Götter!

Zweiter Act

Gegend am Aetna

Bauerhütte

Empedokles Pausanias

Empedokles

Wie ists mit dir?

Pausanias

O das ist gut,
Dass du ein Wort doch redest, Lieber!
Denkst du es auch? hier oben waltet wohl
Der Fluch nicht mehr und unser Land ist ferne
Auf diesen Höhen athmet leichter sichs,
Und auf zum Tage darf das Auge doch
Nun wieder bliken und die Sorge wehrt
Den Schlaf uns nicht, es reichen auch vieleicht
Gewohnte Kost uns Menschenhände wieder.
Du brauchst der Pflege, Lieber! und es nimmt
Der heilge Berg, der väterliche wohl
In seine Ruh' die umgetriebnen Gäste.
Willst du, so bleiben wir auf eine Zeit
In dieser Hütte — darf ich rufen, ob
Sie uns vieleicht den Aufenthalt vergönnen?

Empedokles

Versuch es nur, sie kommen schon heraus.

⟨Die Vorigen Bauer⟩

Bauer

Was wollt ihr? Dort hinunter geht
Die Strasse.

Pausanias

Gönn uns Aufenthalt bei dir
Und scheue nicht das Aussehn, guter Mann.
Denn schwer ist unser Weg und öfters scheint
Der Leidende verdächtig, doch mögen dirs
Die Götter sagen, welcher Art wir sind.

Bauer

Es stand wohl besser einst mit euch denn izt,
Ich will es gerne glauben. Doch es liegt
Die Stadt nicht fern; ihr solltet doch daselbst
Auch einen Gastfreund haben. Besser wärs,
Zu dem zu kommen, denn zu Fremden.

Pausanias

Ach!
Es schämte leicht der Gastfreund unser sich,
Wenn wir zu ihm in unsrem Unglük kämen.
Und giebt uns doch der Fremde nicht umsonst,
Das Wenige, warum wir ihn gebeten.

Bauer

Wo kommt ihr her?

Pausanias

Was nüzt es, diss zu wissen?
Wir geben Gold und du bewirthest uns.

Bauer

Wohl öffnet manche Thüre sich dem Golde
Nur nicht die meine.

Pausanias

Was ist das? so reich'
Uns Brod und Wein und fordre was du willst.

Bauer

Das findet ihr an andrem Orte besser.

Pausanias

O, das ist hart! Doch giebst ⟨du⟩ mir vieleicht
Ein wenig Leinen, dass ichs diesem Mann
Um seine Füsse winde, die ihm noch
Vom Felsenpfade blutend sind — siehe nur
Ihn an! Der gute Geist Siciliens ists
Und mehr, denn eure Fürsten! und er steht
Vor deiner Thüre kummerblaich und bettelt
Um deiner Hütte Schatten und um Brod
Und du versagst es ihm? und todesmüd
Und dürstend lässest du ihn draussen stehn
An diesem Tage, wo der Sonnenbrand
Das harte Wild in seine Grube scheucht.

Bauer

Ich kenn' euch! Wehe! das ist der Verfluchte
Von Agrigent. Es ahndete mir gleich.
Hinweg!

Pausanias

Beim Donnerer! nicht hinweg! — er soll
Für dich mir bürgen, lieber Heiliger!
Indess ich geh und Nahrung suche. Ruh
An diesem Baum. Und höre du! wenn ihm
Ein Laid geschieht, es sei von wem es wolle,
So komm ich über Nacht, und brenne dir
Eh du es denkst, dein strohern Haus zusammen!
Erwäge das!

Empedokles Pausanias

Empedokles

Sei ohne Sorge, Sohn!

Pausanias

Wie sprichst du so? Ist doch dein Leben mir
Der lieben Sorge werth, und dieser denkt,
Es wäre nichts am Manne zu verderben
Dem solch' ein Wort gesprochen ward, wie dir;
Und leicht gelüstet sie's, und wär' es nur
Um seines Mantels wegen, ihn zu tödten.
Denn ungereimt ists ihnen, dass er noch
Gleich Lebenden umhergeht; weist du das
Denn nicht?

Empedokles

O ja, ich weiss es.

Pausanias

Lächelnd sagst
Du das? o Empedokles!

Empedokles

Treues Herz,
Ich habe wehe dir gethan. Ich wollt
Es nicht.

Pausanias

Ach! ungeduldig bin ich nur.

Empedokles

Sei ruhig, meinetwegen, Lieber bald
Ist diss vorbei.

Pausanias

Sagst du das?

Empedokles

Du wirst
Es sehn.

Pausanias

Wie ist dir? soll ich nun ins Feld
Nach Speise gehn, wenn du es nicht bedarfst,
So bleib' ich lieber, oder besser ists
Wir gehn und suchen einen Ort zuvor
Für uns im Berge.

Empedokles

Siehe! nahe blinkt
Ein Wiesenquell; der ist auch unser. Nimm
Dein Trinkgefäss, die hohle Kürbis, dass der Trank
Die Seele mir erfrische.

Pausanias

an der Quelle

Klar und kühl
Und rege sprossts aus dunkler Erde, Vater!

Empedokles

Erst trinke du. Dann schöpf und bring es mir.

Pausanias

indem er ihm es reicht

Die Götter seegnen dirs.

Empedokles

Ich trink' es euch,
Ihr alten Freundlichen! ihr meine Götter!
Und meiner Wiederkehr, Natur! schon ist
Es anders. O ihr Gütigen! ihr gebt
Voraus, und eh ich komme, seid ihr da.
— — — — — — — — — — — Und blühen soll
Es, eh es reift! — sei ruhig, Sohn! und höre,
Wir sprechen vom Geschehenen nicht mehr.

Pausanias

Du bist verwandelt und dein Auge glänzt,
Wie eines Siegenden. Ich fass' es nicht.

Empedokles

Wir wollen noch, wie Jünglinge, den Tag
Zusammenseyn, und vieles reden. Findet
Doch leicht ein heimatlicher Schatte sich,
Wo unbesorgt die treuen Langvertrauten
Beisammen sind in liebendem Gespräch. —
Mein Liebling! haben ⟨wir⟩, wie gute Knaben
An einer Traub, am schönen Augenblik
Das liebe Herz so oft gesättiget,
Und musstest du bis hier mich hergeleiten
Dass unsrer Feierstunden keine sich
Auch diese ⟨nicht⟩, uns ungetheilt verlöre,
Wohl kauftest ⟨du⟩ um schwere Mühe sie,
Doch geben was auch umsonst die Götter?

Pausanias

O sage mir es ganz, dass ich wie du
Mich freue.

Empedokles

Siehest du denn nicht? Es kehrt
Die schöne Zeit von meinem Leben heute
Noch einmal wieder und das Grosse steht
Bevor; hinauf, o Sohn, zum Gipfel
Des alten heilgen Aetna wollen ⟨wir⟩!
Denn gegenwärtger sind die Götter auf ⟨den⟩ Höhn.
Da will ich heute noch mit diesen Augen
Die Ströme sehn und Inseln und das Meer.
Da seegne zögernd über goldenen
Gewässern mich das Sonnenlicht beim Scheiden,

Das herrlichjugendliche, das ich einst
Zuerst geliebt. Dann glänzt um uns und schweigt
Das ewige Gestirn, indess herauf
Der Erde Gluth aus Bergestiefen quillt
Und zärtlich rührt der Allbewegende,
Der Geist uns an, o dann!

Pausanias

Du schrökst
Mich nur; denn unbegreiflich bist du mir.
Du siehest heiter aus und redest herrlich
Doch lieber wär' es mir, du trauertest.
Ach! brennt dir doch die Schmach im Busen, die
Du littest, und achtest selber dich für nichts,
So viel du bist.

Empedokles

O Götter lässt auch der
Zulezt die Ruh mir nicht und regt den Sinn
Mir auf mit roher Rede? willst du das,
So geh! Bei Tod und Leben! Nicht ist diss
Die Stunde mehr, viel Worte noch davon
Zu machen, was ich leid' und was ich bin.
Besorgt ist das; ich will es nimmer wissen.
Hinweg! es sind die Schmerzen nicht, die lächelnd
Die fromm genährt an traurigfroher Brust
Wie Kinder liegen — Natterbisse sinds
Und wüten ohne Rettung mir im Blut!
Und nicht der erste bin ich, dem die Götter
Solch giftge Rächer auf das Herz gesandt.

Ich hab' es wohl verdient.
Nein! armer Knab! ich kann dirs wohl verzeihn
Der du zur Unzeit mich gemahnt; es ist
Der Priester dir vor Augen und es gellt
Im Ohre dir des Pöbels Hohngeschrei
Die brüderliche Nänie, die uns
Zur lieben Stadt hinausgeleitete.
Ha! mir! bei allen Göttern, die mich sehn,
Sie hättens nicht gethan, wär ich
Der Alte noch gewesen. Was? o schändlich
Verrieth ein Tag von meinen Tagen mich
An diese Feigen — still! hinunter solls
Begraben soll es werden, tief so tief
Wie noch kein Sterbliches begraben ist.

Pausanias

Ach! hässlich stört' ich ihm das heitre Herz
Das herrliche, und bänger denn zuvor
Ist jezt die Sorg' auch.

Empedokles

Lass die Klage nun!
Und störe mich nicht weiter; mit der Zeit
Ist alles gut. Mit Sterblichen und Göttern
Bin ich nun bald versöhnt, ich bin es schon.

Pausanias

Ists möglich?
Geheilt ist dir der furchtbar trübe Sinn
Und wähnst du dich nicht ⟨mehr⟩ allein und arm,

Du hoher Mann! und dünkt der Menschen Thun
Unschuldig wie des Heerdes Flamme dir?
So sprachst du sonst, ists wieder wahr geworden?
O sieh! dann seegn' ⟨ich⟩ ihn, den klaren Quell,
An dem das neue Leben dir begann.
Und fröhlich wandern morgen wir hinab
An⟨s⟩ Meer, das uns an sichres Ufer bringt,
Der Reise Mühen wenig achtend
Und Noth und alle Sorg' und Furcht!
Ist heiter doch der Geist und seiner Götter!

Empedokles

Pausanias! nur hast du diss vergessen:
Umsonst wird nichts den Sterblichen gewährt.
Und Eines hilft. — O heldenmüthger Jüngling!
Erblasse nicht! Sieh, was mein altes Glük,
Das unersinnbare, mir wiedergiebt
Mit Götterjugend mir, dem Welkenden,
Die Wange röthet, kann nicht übel seyn!
Geh, Sohn! ⏑ – Ich möchte meinen Sinn
Und meine Lust nicht gerne ganz verrathen, —
Für dich ists nicht; so mache dirs nicht eigen,
Und lasse mirs, ich lasse deines dir.
Was ists?

Pausanias

Eine Hauffe Volks! dort kommen sie
Herauf.

Empedokles

Erkennst du sie?

Pausanias

Ich traue nicht
Den Augen

Empedokles

Was? soll ich zum Rasenden
Noch werden, was? in sinnenlosem Weh
Und Grimm hinab, wohin ich friedlich wollte?
Agrigentiner sinds!

Pausanias

Unmöglich!

Empedokles

Träum
Ich denn? Mein edler Gegner ists, der Priester,
Und sein Gefolge. — Pfui! so heillos ist,
In dem ich Wunden sammelte, der Kampf
Und würdigere Kräfte gab es nicht
Zum Streite gegen mich? o schröklich ists
Zu hadern mit Verächtlichen, und noch?
In dieser heilgen Stunde noch! wo schon
Zum Tone sich der allverzeihenden
Natur die Seele vorbereitend stimmt,
Da ⟨fällt⟩ die Rotte mich noch einmal an,
Und mischt ihr wütend sinnenlos Geschrei
In meinen Schwanensang. Heran! es sei,
Ich will es euch verlaiden! schont' ich doch
Von je zuviel des schlechten Volks und nahm
An Kindesstatt der falschen Bettler gnug.
Habt ihr es mir noch immer nicht vergeben,

Dass ich euch wohlgethan? Ich will es nun
Auch nicht. O kommt, Elende! muss es seyn
So kann ich auch im Zorne zu den Göttern.

Pausanias

Wie wird das endigen?

Die Vorigen
Hermokrates Kritias Volk

Hermokrates

Befürchte nichts!
Und lass der Männer Stimme dich nicht schröken,
Die dich vertrieben. Sie verzeihen dir.

Empedokles

Ihr Unverschämten! Anders wisst ihr nicht?
O thut die Augen auf und seht, wie schlecht
Ihr seid, dass euch das Weh die närrische,
Verruchte Zunge lähme; könnt ihr nicht
Erröthen? o ihr Armen! schaamlos lässt
Den schlechten Mann mitleidig die Natur,
Dass ihn das Grössre nicht zu Tode schröke.
Wie könnt er sonst vor Grösserem bestehn?

Hermokrates

Was du verbrochen, büsstest du; genug
Von Elend ist dein Angesicht gezeichnet,
Genes' und kehre nun zurük; dich nimmt
Das gute Volk in seine Heimath wieder.

Empedokles

Wahrhaftig! grosses Glük verkündet mir
Der fromme Friedensbote; Tag für Tag
Den schauerlichen Tanz mit anzusehen,
Wo ihr ⟨euch⟩ jagt und äfft, wo ruhelos
Und irr und bang, wie unbegrabne Schatten
Ihr umeinander rennt, ein ärmliches
Gemeng — in eurer Noth, ihr Gottverlassnen,
Und eure lächerlichen Bettlerkünste,
Die nah zu haben, ist der Ehre werth.
Ha! wüsst' ich bessers nicht, ich lebte lieber
Sprachlos und fremde mit des Berges Wild
In Reegen und in Sonnenbrand, und theilte
Die Nahrung mit dem Thier, als dass ich noch
in euer blindes Elend wiederkehrte.

Hermokrates

So dankst du uns?

Empedokles

O sprich es einmal noch
Und siehe, wenn du kannst, zu diesem Licht,
Dem Allesschauenden, empor! Doch freilich,
Sind Helios Strahlen Blize dem Heuchler?
— — — — — — — — — — — — warum bliebst
Du auch nicht fern und kamst mir frech vors Aug',
Und nöthigest das lezte Wort mir ab,
Damit es dich zum Acheron geleite, —
Weist du, was du gethan? was that ich dir?
Es warnte dich und lange fesselte

Die Furcht die Hände dir, und lange grämt
In seinen Banden sich dein Grimm; ihn hielt
Mein Geist gefangen; freilich mehr,
Wie Durst und Hunger, quält das Edlere
Den Schlechten; konntest du nicht ruhn? und mustest
Dich an mich wagen, Ungestalt, und wähntest
Ich würde dir gleich, wenn mit deiner Schmach
Das Angesicht mir übertünchtest?
Das war ein alberner Gedanke, Mann!
Und könntest du dein eigen Gift im Tranke
Mir reichen, dennoch paarte sich mit dir
Mein lieber Geist nicht, schüttete
Mit diesem Blut, das du entweihst dich aus.
Vergebens ists; wir gehn verschiedne Wege,
Stirb du gemeinen Tod, wie sichs gebührt,
Am seelenlosen Knechtgefühl! Mir ist
Ein ander Loos beschieden, andern Pfad
Weissagtet einst, da ich geboren ward,
Ihr Götter mir, die gegenwärtig waren. —
Begreifst du's nicht? Nun, wohl ists billig, auch
Dass Einmal sich der Allerfahrne wundert!
Dein Werk ist aus und deine Ränke reichen
An meine Freude nicht. Begreifest du das auch?

Hermokrates

Den Rasenden begreif' ich freilich nicht.

Kritias

Genug ists nun, Hermokrates! du reizest
Zum Zorne nur den Schwerbelaidigten.

Pausanias

Was nimmt ihr auch den kalten Priester mit,
Ihr Thoren, wenn um Gutes euch zu thun ist?
Und wählt — ⏑ — ⏑ zum Versöhner
Den Gottverlassnen, der nicht lieben kann,
Zu Zwist und Tod ist der und seinesgleichen
Ins Leben ausgesäet, zum Frieden nicht!
Jezt seht ihrs ein, o hättet ihrs vor Jahren!
Es wäre manches nicht in Agrigent
Geschehen. Viel hast du gethan, Hermokrates
Solang du lebst, hast manche liebe Lust
Den Sterblichen hinweggeängstiget
Hast manches Heldenkind in seiner Wieg
Erstikt, und gleich der Blumenwiese fiel
Und starb die jugendkräftige Natur
Vor deiner Sense. Manches sah ich selbst
Und manches hört ich. — Soll ein Volk vergehn,
So schiken nur die Furien einen Mann
Der täuschend überall der Missethat
Die Lebensreichen, Menschen überführe.
Zulezt, der Kunst erfahren, machte sich
An einen Mann der heilig schlaue Würger
Und herzempörend glükt' es ihm, damit
Das Göttergleiche durch Gemeinstes falle.
Mein Empedokles! — gehe du des Wegs,
Den du erwählt, ich kanns nicht hindern, sengt
Es gleich das Blut in meinen Adern weg,
Doch diesen, der das Leben dir geschändet,
Den Allverderber, such ich auf, wenn ich
Verlassen bin von dir, ich such' ihn, flöhe

Er zum Altar, es hilft ihm nichts, mit mir
Muss er, ich weiss sein eigen Element;
Zum todten Sumpfe schlepp ich ihn — und wenn
Er flehend wimmert, so erbarmt' ich mich
Des grauen Haars, wie er der andern sich
Erbarmt; hinab!

(Zu Hermokrates)

Hörst du? Ich halte Wort!

Erster

Es braucht des Wartens nicht, Pausanias!

Hermokrates

Ihr Bürger!

Zweiter

Regst du noch die Zunge? Du,
Du hast uns schlecht gemacht; hast allen Sinn
Uns weggeschwazt; hast uns des Halbgotts Liebe
Gestohlen, du! er ists nicht mehr. Er kennt
Uns nicht; ach! ehmals sah mit sanften Augen
Auf uns der königliche Mann; nun kehrt
Sein Blik das Herz mir um.

Dritter

Weh! waren wir
Doch gleich den Alten zu Saturnus Zeit
Da freundlich unter uns der Hohe lebt',
Und jeder hatt' in seinem Hause Freude
Und alles war genug. Was ludest du

Den Fluch auf uns, den unvergesslichen,
Den er gesprochen, ach! er musste wohl,
Und sagen werden unsre Söhne, wenn
Sie gross geworden sind, ihr habt den Mann
Den uns die Götter sandten, uns gemordet!

Zweiter

Er weint! — O grösser noch und lieber,
Denn vormals, dünkt er mir. Und sträubst
Du noch dich gegen ihn, und stehest da,
Als sähst du nicht, und brechen dir vor ihm
Die Kniee nicht? Zu Boden, Mensch!

Erster

Und spielst
Du noch den Gözen, was? und möchtest gern
So fort es treiben? nieder must du mir!
Und deinen Naken will ich dir zertreten
Bis du mir sagst, du habest endlich dich
Bis in den Tartarus hinabgelogen.

Dritter

Weist du, was du gethan? Dir wär es besser,
Du hättest Tempelraub begangen, ha!
Wir beteten ihn an, und billig wars;
Wir wären götterfrei mit ihm geworden,
Da wandelt unverhoft, wie eine Pest,
Dein böser Geist uns an und uns vergieng
Das Herz und Wort und alle Freude, die
Er uns geschenkt, in widerwärtgem Taumel.

Ha, Schande! Schande! Wie die Rasenden
Frolokten wir, da du zum Tode schmähtest
Den hochgeliebten Mann. Unheilbar ists
Und stürbst du siebenmal, du könntest doch
Was du an ihm und uns gethan, nicht ändern.

Empedokles

Die Sonne neigt zum Untergange sich
Und weiter muss ich diese Nacht, ihr Kinder.
Lasst ab von ihm! es ist zu lange schon,
Dass wir gestritten. Was geschehen ist
Vergehet all, und künftig lassen wir
In Ruh einander.

Pausanias

Gilt denn alles gleich?

Dritter

O lieb' uns wieder!

Zweiter

Komm und leb
In Agrigent; es hats ein Römer
Gesagt, durch ihren Numa wären sie
So gross geworden. Komme, Göttlicher!
Sei unser Numa! Lange dachten wirs,
Du solltest König seyn. O sei es! seis!
Ich grüsse dich zuerst, und alle wollens.

Empedokles

Diss ist die Zeit der Könige nicht mehr.

Die Bürger
(erschroken)

Wer bist du, Mann?

Pausanias

So lehnt man Kronen ab,
Ihr Bürger!

Erster

Unbegreiflich ist das Wort,
So du gesprochen, Empedokles.

Empedokles

Hegt
Im Neste denn die Jungen immerdar
Der Adler? Für die Blinden sorgt er wohl,
Und unter seinen Flügeln schlummern süss
Die Ungefiederten ihr dämmernd Leben.
Doch haben sie das Sonnenlicht erblikt,
Und sind die Schwingen ihnen reif geworden,
So wirft er aus der Wiege sie, damit
Sie eignen Flug beginnen. Schämet euch
Dass ihr noch einen König wollt; ihr seid
Zu alt; zu eurer Väter Zeiten wärs
Ein anderes gewesen. Euch ist nicht
Zu helfen, wenn ihr selber euch nicht helft.

Kritias

Vergieb! bei allen Himmlischen! du bist
Ein grosser Mann, Verrathener!

Empedokles

Es war
Ein böser Tag, der uns geschieden, Archon.

Zweiter

Vergieb und komm mit uns! Dir scheinet doch
Die heimatliche Sonne freundlicher
Denn anderswo, und willst du schon die Macht
Die dir gebührte, nicht, so haben wir
Der Ehrengaben manche noch für dich,
Für Kränze grünes Laub und schöne Nahmen
Und für die Säule nimmer alternd Erz.
O komm! es sollen unsre Jünglinge
Die Reinen, die dich nie belaidiget,
Dir dienen — wohnst du nahe nur, so ists
Genug, und dulden müssen wirs wenn du
Uns meidst und einsam bleibst in deinen Gärten,
Bis du vergessen hast, was dir geschehn.

Empedokles

O Einmal noch! Du heimatliches Licht,
Das mich erzog, ihr Gärten meiner Jugend
Und meines Glüks, noch soll ich eurer denken,
Ihr Tage meiner Ehre, wo ich rein
Und ungekränkt mit diesem Volke war.
Wir sind versöhnt, ihr Guten! — Lasst mich nun,
Viel besser ists, ihr seht das Angesicht
Das ihr geschmäht, nicht mehr, so denkt ihr lieber
Des Manns, den ihr geliebt, und irre wird
Dann euch der leichtgetrübte Sinn nicht mehr.

In ewger Jugend lebt mit euch mein Bild
Und schöner tönen, wenn ich ferne bin
Die Freudensänge so ihr mir versprochen.
O lasst uns scheiden, ehe Thorheit uns
Und Alter scheidet, sind wir doch gewarnt,
Und Eines bleiben, die zu rechter Zeit
Aus eigner Kraft die Trennungsstunde wählten.

Dritter

So rathlos lässest du uns stehn?

Empedokles

Ihr botet
Mir eine Kron', ihr Männer! nimmt von mir
Dafür mein Heiligtum. Ich spart' es lang.
In heitern Nächten oft, wenn über mir
Die schöne Welt sich öffnet, und die heilge Luft
Mit ihren Sternen allen als ein Geist
— — — — — — — — mich umfieng,
Da wurd es oft lebendiger in mir;
Mit Tagesanbruch dacht' ich euch das Wort
Das ernste langverhaltene, zu sagen.
Und freudig ungeduldig rief ich schon
Vom Orient die goldne Morgenwolke
Zum neuen Fest, an dem mein einsam Lied
Mit euch zum Freudenchore würd, herauf.
Doch immer schloss mein Herz sich wieder, hofft'
Auf seine Zeit und reifen sollte mirs.
Heut ist mein Herbsttag und es fällt die Frucht
Von selbst.

Pausanias

O hätt er früher nur gesprochen
Vieleicht diss alles wär' ihm nicht geschehn.

Empedokles

Nicht rathlos stehen lass ich euch
Ihr Lieben! aber fürchtet nichts! Es scheun
Die Erdenkinder meist das Neu und Fremde;
Daheim in sich zu bleiben, strebet nur
Der Pflanze Leben und das frohe Thier.
Beschränkt im Eigentume sorgen sie
Wie sie bestehn, und weiter reicht ihr Sinn
Im Leben nicht. Doch müssen sie zulezt
Die Ängstigen, hinaus, und sterbend kehrt
Ins Element ein jedes, dass es da
Zu neuer Jugend, wie im Bade, sich
Erfrische. Menschen ist die grosse Lust
Gegeben, dass sie selber sich verjüngen.
Und aus dem reinigenden Tode, den
Sie selber sich zu rechter Zeit gewählt
Erstehn, wie aus dem Styx Achill,
Unüberwindlich — ⏑ — die Völker.
O gebt euch der Natur, eh sie euch nimmt! —
Ihr dürstet längst nach Ungewöhnlichem,
Und wie aus krankem Körper sehnt der Geist
Von Agrigent sich aus dem alten Gleiss.
So wagts! was ihr geerbt, was ihr erworben,
Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,
Gesez und Bräuch, der alten Götter Nahmen,
Vergesst es kühn, und hebt, wie Neugeborne,

Die Augen auf zur göttlichen Natur,
Wenn dann der Geist sich an des Himmels Licht
Entzündet, süsser Lebensothem euch
Den Busen, wie zum erstenmale tränkt,
— — — — — — wenn euch das Leben
Der Welt ergreift, ihr Friedensgeist, und euchs
Wie heilger Wiegensang die Seele stillet,
Dann aus der Wonne schöner Dämmerung
Der Erde Grün von neuem euch erglänzt
Und Berg und Meer und Wolken und Gestirn,
Die edeln Kräfte, Heldenbrüdern gleich,
Vor euer Auge kommen, dass die Brust,
Wie Waffenträgern, euch nach Thaten klopft,
Und eigner schöner Welt, dann reicht die
Hände
Euch wieder, gebt das Wort und theilt das Gut
O dann, ihr Lieben! theilet That und Ruhm
Wie treue Dioskuren: jeder sei
Wie alle, wie auf schlanken Säulen, ruh
Auf richt'gen Ordnungen das neue Leben
Und euern Bund bevest'ge das Gesez.
Dann o ihr Genien der wandelnden
Natur! dann ladet euch, ihr heitern,
Das freie Volk zu seinen Festen ein,
Gastfreundlich! fromm! denn liebend giebt
Der Sterbliche vom Besten, schliesst und engt
Den Busen ihm die Knechtschaft nicht —

Pausanias

O Vater!

Empedokles

Von Herzen nennt man, Erde, dann dich wieder
Und wie die Blum' aus deinem Dunkel sprosst
Blüht Wangenroth der Dankenden für dich
Aus lebensreicher Brust und seelig Lächeln.
Und — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Beschenkt mit Liebeskränzen, rauschet dann
Der Quell hinab, wächst unter Seegnungen
Zum Strom und mit dem Echo bebender Gestade
Tönt deiner werth, o Vater Ocean
Der Lobgesang aus reifer Wonne wieder.
Es fühlt sich neu in himmlischer Verwandtschaft,
O Sonnengott! der Menschengenius
Mit dir, und dein wie sein, ist was er bildet.
Aus Lust und Muth und Lebensfülle gehn
Die Thaten leicht wie deine Strahlen, ihm,
Und schönes stirbt in traurigstummer Brust
Nicht mehr. Oft schläft, wie edles Saamenkorn,
Das Herz der Sterblichen in todter Schaale,
Bis ihre Zeit gekommen ist; es athmet
Der Aether liebend immerdar um sie,
— — — — — — — — — — — — —
— — — — und mit den Adlern trinkt
Ihr Auge Morgenlicht; doch Seegen giebt
Es nicht den Träumenden und kärglich nährt
Vom Nektar, den die Götter der Natur
Alltäglich reichen, sich ihr schlummernd Wesen.
Bis sie des engen Treibens müde sind,
Und sich die Brust in ihrer kalten Freude,

Wie Niobe, gefangen, und der Geist
Sich kräftiger, denn alle Sorge, fühlt,
Und seines Ursprungs eingedenk das Leben
Lebendge Schöne sucht und gerne sich
Entfaltet an der Gegenwart des Reinen.
Dann glänzt ein neuer Tag herauf; ach! anders
Denn sonst, wie nach hoffnungsloser Zeit
Beim heilgen Wiedersehn Geliebtes hängt
Am todtgeglaubten Lieben, hängt das Herz
An — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — sie sinds!
Die langentbehrten, die lebendigen,
Die guten Götter, — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — mit des Lebens Strom hinab!
Lebt wohl! Es war das Wort des Sterblichen,
Der diese Stunde liebend zwischen euch
Und seinen Göttern zögert, die ihn rufen.
Am Scheidetage weissagt unser Geist,
Und wahres reden, die nicht wiederkehren.

Archon

Wohin? o beim lebendigen Olymp,
Den du mir altem Manne noch zulezt,
Mir Blinden, aufgeschlossen, scheide nicht,
Nur wenn du nahe bist, gedeiht im Volk
Und springt in Zweig' und Frucht die neue Seele.

Empedokles

Es sprechen, wenn ich ferne bin, statt meiner

Des Himmels Blumen, blühendes Gestirn,
Und die der Erde tausendfach entkeimen.
Die göttlichgegenwärtige Natur
Bedarf der Rede nicht; und nimmer lässt
Sie einsam euch, wenn einmal sie ⟨ge⟩naht,
Denn unauslöschlich ist der Augenblik
Von ihr, und siegend wirkt durch alle Zeiten
Beseeligend hinab sein himmlisch Feuer.
Wenn dann die glüklichen Saturnustage,
Die neuen, männlichern, gekommen sind,
Dann denkt vergangner Zeit, dann leb', erwärmt
Am Genius, der Väter Sage wieder!
Zum Feste komme, wie vom Frühlingslicht
Emporgesungen, die vergessene
Heroënwelt vom Schattenreich herauf,
Und mit der goldnen Trauerwolke lagre
Erinnrung sich, ihr Freudigen, um euch! —

Pausanias

Und du? und du? Ach! nennen will ichs nicht
Vor diesen Glüklichen, — — — —
— — — — — — — — — —
Dass sie nicht ahnden, was geschehen wird,
Nein! — — — — — du kannst es nicht.

⟨Empedokles⟩

O Wünsche! Kinder seidt ihr und doch wollt
Ihr wissen, was begreiflich ist und recht,
Du irrest! sprecht, ihr Thörigen! zur Macht
Die mächtiger ist, denn ihr, doch hilft es nicht.

Und, wie die Sterne, geht unaufgehalten
Das Leben im Vollendungsgange weiter.
Kennt ihr der Götter Stimme nicht? noch eh'
Als ich der Eltern Sprache lauschend lernt',
Im ersten Othemzug, im ersten Blik
Vernahm ich jene schon, und immer hab'
Ich höher sie, denn Menschenwort, geachtet.
Hinauf! sie riefen mich und jedes Lüftchen
Regt mächtiger die bange Sehnsucht auf.
Und wollt' ich hier noch länger weilen, wärs,
Wie wenn der Jüngling unbeholfen sich
Am Spiele seiner Kinderjahre lezte.
Ha! seellos, wie die Knechte, wandelt ich
In Nacht und Schmach vor euch und meinen Göttern. —
Gelebt hab ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüthe reegnet und die goldne Frucht
Und Blum und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh' und Noth die Freude mir
Und freundlich stiegen Himmelskräfte nieder;
Es sammeln in der Tiefe sich, Natur,
Die Quellen deiner Höhn, und deine Freuden,
Sie kamen all' in meiner Brust zu ruhn
Sie waren Eine Wonne; wenn ich dann
Das schöne Leben übersann, da bat
Ich herzlich oft um Eines nur die Götter:
Sobald ich einst mein heilig Glük nicht mehr
In Jugendstärke taumellos ertrüg
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Thorheit mir des Geistes Fülle würde,
Dann mich zu mahnen, dann nur schnell ins Herz

Ein unerwartet Schiksaal mir zu senden,
Zum Zeichen, dass die Zeit der Läuterung
Gekommen sei, damit bei guter Stund'
Ich fort zu neuer Jugend noch mich rettet
Und unter Menschen nicht der Götterfreund
Zum Spiel und Spott und Ärgernisse würde.
Sie haben mirs gehalten; mächtig warnt'
Es mich zwar Einmal nur, doch Einmal ists
Dem freien Geiste gnug!
Und so ichs nicht verstände, wär' ich gleich
Gemeinem Rosse, das den Sporn nicht ehrt,
Und noch der nötigenden Geissel wartet.
Drum fordert nicht die Wiederkehr des Manns,
Der euch geliebt, doch wie ein Fremder war
Mit euch und nur für kurze Zeit geboren!
O fordert nicht, dass er an Sterbliche
Sein Heiliges und seine Seele wage!
Ward doch ein schöner Abschied uns gewährt,
Und konnt' ich noch mein Liebstes euch zulezt
Mein Herz hinweg aus meinem Herzen geben.
Drum vollends nicht! was sollt' ⟨ich⟩ noch bei euch?

1. Bürger

Wir brauchen deines Raths.

Empedokles

Fragt diesen Jüngling! schämet dess euch nicht!
Aus frischem Geiste kommt das Weiseste,
Wenn ihr um Grosses ihn im Ernste fraget.
Aus junger Quelle nahm die Priesterin

Die alte Pythia, die Göttersprüche,
Und Jünglinge sind selber eure Götter. —
Mein Liebling! gerne weich' ich, lebe du
Nach mir, ich war die Morgenwolke nur,
Geschäfftslos und vergänglich! und es schlief,
Indess ich einsam blühte, noch die Welt,
Doch du, du bist zum klaren Tag geboren.

Pausanias

O! schweigen muss ich!

Archon

Überrede dich
Nicht, bester Mann! und uns mit dir. Mir selbst
Ists vor dem Auge dunkel und ich kann
Nicht sehn, was du beginnst, und kann nicht sagen: bleibe
Verschieb es einen Tag. Der Augenblik
Fasst wunderbar uns oft, so gehen wir
Die Flüchtgen mit dem Flüchtigen dahin.
Oft dünkt das Wohlgefallen einer Stund'
Uns lange vorbedacht, und doch ists nur
Die Stunde, die uns blendet, dass wir sie
Nur sehen in Vergangenem. Vergieb!
Ich will den Geist des Mächtigern nicht schmähn,
Nicht diesen Tag; ich seh es wohl, ich muss
Dich lassen, kann nur zusehn, wenn es schon
Mich in der Seele kümmert —

3. Bürger

Nein! o nein! —
Er gehet zu den Fremden nicht, nicht übers Meer,

Nach Hellas Ufern oder nach Aegyptos
Zu seinen Brüdern, die ihn lange nicht
Gesehn, den Hohen, Weisen — bittet ihn,
O bittet, dass er bleib', es ahndet mir,
Und Schauer gehn von diesem stillen Mann,
Dem Heiligfurchtbaren, mir durch das Leben,
Und heller wirds in mir und finstrer auch
Denn in der vorgen Zeit — wohl trägst und siehst
Ein eigen grosses Schiksaal du in dir,
Und trägst es gern, und was du denkst, ist herrlich.
Doch denke derer die dich lieben auch
Der Reinen, und der andern, die gefehlt,
Der Reuigen. Du Gütiger! du hast
Uns viel gegeben, was ists ohne dich?
Und möchtest du uns nicht dich selber auch
Noch eine Weile gönnen, Gütiger?

Empedokles

O lieber Undank! gab ich doch genug
Wovon ihr leben möget. Ihr dürft leben
Solang ihr Othem habt; ich nicht. Es muss
Bei Zeiten weg, durch wen der Geist geredet.
Es offenbart die göttliche Natur
Sich göttlich oft durch Menschen, so erkennt
Das vielversuchende Geschlecht sie wieder.
Doch hat der Sterbliche, dem sie das Herz
Mit ihrer Wonne füllte, sie verkündet,
O lasst sie dann zerbrechen das Gefäss
Damit es nicht zu anderm Brauche dien',
Und Göttliches zum Menschenwerke werde.

Lasst diese Glüklichen doch sterben, lasst
Eh sie in Eigenmacht und Tand und Schmach
Vergehn, die Freien sich bei guter Zeit
Den Göttern liebend opfern. Mein ist diss.
Und wohlbewusst ist mir mein Loos und längst
Am jugendlichen Tage hab' ich mirs
Geweissagt; ehret mirs! und wenn ihr morgen
Mich nimmer findet, sprecht: veralten sollt
Er nicht und Tage zählen, dienen nicht
Der Sorg ⟨und⟩ Krankheit, ungesehen gieng
Er weg und keines Menschen Hand begrub ihn,
Und keines Auge weiss von seiner Asche;
Denn anders ziemt es nicht für ihn, vor dem
In Todes froher Stund am heilgen Tage
Das Göttliche den Schleier abgeworfen —
Den Licht und Erde liebten, dem der Geist
Der Geist der Welt den eignen Geist erwekte
In dem sie sind, zu dem ich sterbend kehre.

Kritias

Weh! unerbittlich ist er, und es schämt
Das Herz sich selbst, ein Wort noch ihm zu sagen.

Empedokles

Komm reiche mir die Hände, Kritias!
Und ihr, ihr all! — Du bleibest, Liebster, noch
Beim Freunde bis zum Abend
Du immertreuer Jüngling! — Trauert nicht!
Denn heilig ist mein End' und schon — o Luft,
Luft, die den Neugeborenen umfängt,

Wenn droben er die neuen Pfade wandelt,
Dich ahnd' ich, wie der Schiffer, wenn er nah
Dem Blüthenwald der Mutterinsel kömmt,
Schon athmet liebender die Brust und sein
Gealtert Angesicht verklärt
Erinnerung der ersten Wonne wieder!
Und — o Vergessenheit! Versöhnerin! —
Voll Seegens ist die Seele mir, ihr Lieben!
Geht nur und grüsst die heimatliche Stadt
Und ihr Gefild! am schönen Tage, wenn
Den Göttern der Natur ein Fest zu bringen
Ihr einst heraus zum heilgen Haine geht,
Und wie mit freundlichen Gesängen euchs
Empfängt aus heitern Höhn, dann wehet wohl
Ein Ton von mir im Liede,
Des Freundes Wort, verhüllt ins Liebeschor
Der schönen Welt, vernimmt ihr liebend wieder,
Und herrlicher ists so. Was ich gesagt,
Dieweil ⟨ich⟩ hie noch weile, wenig ists,
Doch nimmts der Stral des Lichtes vieleicht zu
Der stillen Quelle, die euch seegnen möchte,
Durch dämmernde Gewölke mit hinab.
Und ihr gedenket meiner!

Kritias

Heiliger!
Du hast mich überwunden, heilger Mann!
Ich will es ehren, was mit dir geschieht,
Und einen Nahmen will ich ihm nicht geben.
O musst' es seyn? es ist so eilend all

Geworden. Da du noch in Agrigent
Stillherrschend lebtest, achteten wirs nicht,
Nun bist ⟨du⟩ uns genommen, eh' wirs denken;
Es kommt und geht die Freude, doch gehört
Sie Sterblichen nicht eigen, und der Geist
Eilt ungefragt auf seinem Pfade weiter.
Ach können wir denn sagen, dass du da
Gewesen?

Empedokles Pausanias

Pausanias

Es ist geschehen, schike nun auch mich
Hinweg! Dir wird es leicht!

Empedokles

O richte!

Pausanias

Ich weiss es wohl, ich sollte so nicht reden
Zum heilgen Fremdlinge. Doch will ich nicht
Das Herz im Busen bändigen. Du hasts
Verwöhnt, du hast es selber dir erzogen —
Und meinesgleichen dünkte mir noch, da
Ein roher Knab ich war, der Herrliche,
Wenn ⟨er⟩ mit Wohlgefallen sich zu mir
Im freundlichen Gespräche neigt, und mir
Wie längstbekannt des Mannes Worte waren.
Das ist vorbei! vorbei! O Empedokles!
Noch nenn' ich dich mit Nahmen, halte noch

Bei seiner treuen Hand den Fliehenden
Und sieh! noch immer ist es mir
Als könntst ⟨du⟩ mich nicht lassen, Liebender!
Geist glüklicher Jugend! hast du mich
Umsonst umfangen, hab ich dir umsonst
Entfaltet dieses Herz in Siegeslust
Und grossen Hoffnungen? Ich kenne dich
Nicht mehr. Es ist ein Traum. Ich glaub es nicht.

Empedokles

Verstandest du es nicht?

Pausanias

Mein Herz versteh ich,
Das treu und stolz für deines zürnt und schlägt.

Empedokles

So gönn ihm seine Ehre doch, dem meinen.

Pausanias

Ist Ehre nur im Tod?

Empedokles

Du hasts gehört,
Und deine Seele zeugt es mir, für mich
Giebts andre nicht.

Pausanias

Ach! ists denn wahr?

Empedokles

Wofür
Erkennst du mich?

Pausanias
(innig)
Sohn Uraniens!
Wie ⟨kannst⟩ du fragen?

Empedokles
(mit Liebe)
Dennoch soll ich Knechten gleich
Den Tag der Unehr' überleben?

Pausanias

Nein!
Bei deinem Zaubergeiste, Mann, ich will nicht
Will nicht dich schmähn, geböt es auch die Noth
Der Liebe mir, du Lieber! stirb denn nur
Und zeuge so von dir. Wenns seyn muss.

Empedokles

⟨Hab'⟩
Ichs doch gewusst, dass du nicht ohne Freude
Mich gehen liessest, Heldenmüthiger!
Wo ist das Laid? Umwallt das Haupt
Dir doch ein Morgenroth und einmal schenkt
Dein Auge noch mir seine kräftgen Stralen.
Und ich, ich küsse dir Verheissungen
Auf deine Lippen, mächtig wirst du seyn
Wirst leuchten, jugendliche Flamme, wirst

Was sterblich ist, in Seel und Flamme wandeln
Dass es mit dir zum heilgen Aether steigt.
Ja! Liebster! nicht umsonst hab' ich mit dir
Gelebt, und unter mildem Himmel ist
Viel einzig freudiges vom ersten goldnen
Gelungnen Augenblik uns aufgegangen
Und oft wird dessen dich mein stiller Hain
Und meine Halle mahnen, wenn du dort
Vorüberkömmst, des Frühlings, und der Geist,
Der zwischen mir und dir gewesen dich
Umwaltet; dank ihm dann und dank' ihm izt!
O Sohn! Sohn meiner Seele!

Pausanias

Vater! danken
Will ich, wenn wieder erst das Bitterste
Von mir genommen ist.

Empedokles

Doch, Lieber, schön
Ist auch der Dank, so lange noch die Freude,
Die Scheidende, verzieht bei Scheidenden.

Pausanias

O muss sie denn dahin? ich fass es nicht,
Und du? Was hülf es dir?

Empedokles

Bin ich durch Sterbliche doch nicht bezwungen
Und geh in meiner Kraft furchtlos hinab
Den selbst erkornen Pfad; mein Glük ist diss
Mein Vorrecht ists.

Pausanias

O lass! und sprich nicht so
Das Schrökliche mir aus! Noch athmest du,
Noch hörst du Freundeswort, und rege quillt
Das theure Lebensblut von Herzen dir,
Und sicher blikst und hell ist rings die Welt
Und klar ist dir dein Auge vor den Göttern.
Der Himmel ruht auf freier Stirne dir,
Und freudig überglänzt,
Du Herrlicher! dein Genius die Erd' —
Und alles soll vergehn!

Empedokles

Vergehn? Ist doch
Das Bleiben gleich dem Strome, den der Frost
Gefesselt. Thöricht Wesen! schläft und hält
Der heilge Lebensgeist denn irgendwo
Dass du ihn binden möchtest, du, den Reinen?
Es ängstiget der Immerfreudige
Dir niemals in Gefängnissen sich ab
Und zaudert hoffnungslos auf seiner Stelle!
Frägst du, wohin? die Wonnen einer Welt
Muss er durchwandern und er endet nicht. —
— — — — — — — — — gehe nun hinein,
Bereit ein Mahl, dass ich des Halmes Frucht
Noch Einmal koste und die Kraft der Rebe
Und dankesfroh mein Abschied sei; und wir
Den Musen auch, den Holden, die mich liebten,
Den Lobgesang noch singen — thu es, Sohn!

Pausanias

Mich meistert wunderbar dein Wort, ich muss
Dir weichen, muss gehorchen, wills und will
Es nicht.

⟨geht ab⟩

Empedokles

Ha! Jupiter Befreier! näher tritt
Und näher meine Stund' und vom Geklüfte
Kömmt schon der traute Bote meiner Nacht
Der Abendwind zu mir, der Liebesbote.
Es wird! gereift ists! o nun schlage, Herz,
Und rege deine Wellen, ist der Geist
Doch über dir, wie leuchtendes Gestirn
Indess des Himmels heimatlos Gewölk
Das immerflüchtige, vorüberwandelt.
Wie ist mir? staunen muss ich noch, als fieng
Ich erst zu leben an, denn all ists anders,
Und jezt erst bin ich, bin — und darum wars,
Dass in der frommen Ruhe dich so oft,
Du Müssiger, ein Sehnen überfiel?
O darum ward das Leben dir so leicht
Dass du des Überwinders Freuden all
In Einer vollen That am Ende fändest?
Ich komme. Sterben? nur ins Dunkel ists
Ein Schritt. Und sehen möchtst du doch, mein Auge!
Du hast mir ausgedient, dienstfertiges!
Es muss die Nacht izt eine Weile mir
Das Haupt umschatten. Aber freudig quilt
Aus muthger Brust die Flamme. Schauderndes

Verlangen! Was? am Tod entzündet mir
Das Leben sich zulezt, und reichest du
Den Schrekensbecher mir, den gährenden,
Natur! damit dein Priester noch aus ihm
Die lezte der Begeisterungen trinke!
Zufrieden bin ich, suche nun nichts mehr
Denn meine Opferstätte. Wohl ist mir.
O Iris Bogen! über stürzenden
Gewässern, wenn die Woog in Silberwolken
Auffliegt, wie du bist, so ist meine Freude!
— — — — — — — — — — — — — — —

⟨Panthea Delia⟩

⟨Panthea⟩

— — — — Menschlich Irrsaal!
Ihm hast du nicht das Herz verwöhnt,
Du Unbedeutendes! was gabst
Du Armes ihm? nun da der Mann
Zu seinen Göttern fort sich sehnt,
Wundern sie sich, als hätten sie
Die Thörigen ihm die hohe Seele geschaffen.
Umsonst nicht sind, o die du alles ihm
Gegeben, Natur!
Vergänglicher deine Liebsten, denn andre!
Ich weiss es wohl!
Sie kommen und werden gross, und keiner weiss,
Wie sie's geworden, so entschwinden sie auch,
Die Glüklichen! wieder, ach! und lasst sie doch.

Delia

Ists denn nicht schön
Bei Menschen wohnen; es weiss
Mein Herz von andrem nicht, es ruht
In diesem Einen, aber traurig droht
Vor meinem Auge das Ende
Des Unbegreiflichen, und du heissest ihn auch
Hinweggehen, Panthea?

Panthea

Ich muss! Wer will ihn binden?
Ihm sagen, mein bist du;
Ist doch sein eigen der Lebendige
Und nur sein Geist ihm Gesez,
Und soll er die Ehre der Sterblichen
Zu retten, die ihn geschmäht
Verweilen, wenn ihm
Der Vater die Arme
Der Aether öffnet?

Delia

Sieh! herrlich auch
Und freundlich ist die Erde.

Panthea

Ja herrlich, und herrlicher izt.
Es darf nicht unbeschenkt
Von ihr ein Kühner scheiden.
Noch weilt er wohl
Auf deiner grünen Höhen einer,
Du Wechselnde!

Und sieht über die woogenden Hügel
Hinab ins freie Meer! und nimmt
Die lezte Freude sich. Vieleicht wir sehn
Ihn nimmer. Gutes Kind!
Mich trift es freilich auch und gerne möcht'
Ichs anders. Doch ich schäme dessen mich.
Thut er es ja! Ists so nicht heilig?

Delia

Wer ist der Jüngling, der
Vom Berge dort herabkömmt?

Panthea

Pausanias. Ach! müssen wir so
Uns wiederfinden, Vaterloser?

Pausanias Panthea Delia

⟨Pausanias⟩

Wo ist er? o Panthea!
Du ehrst ihn, suchest ihn auch,
Willst Einmal noch ihn sehn
Den furchtbarn Wanderer, ihn, dem allein
Beschieden ist, den Pfad zu gehen, mit Ruhm
Den ohne Fluch betritt kein anderer.

Panthea

So ists fromm von ihm und gross
Das Allgefürchtete?
Wo ist er?

Pausanias

Er sandte mich hinweg, indessen sah
Ich ihn nicht wieder. Droben rief
Ich im Gebürg' ihn, doch ich fand ihn nicht.
Er kehrt gewiss. Bis in die Nacht
Versprach er freundlich mir zu bleiben.
O käm' er! Es flieht, geschwinder, wie Pfeile
Die liebste Stunde vorüber;
Denn freuen werden wir uns noch mit ihm.
Du wirst es, Panthea, und sie,
Die edle Fremdlingin, die ihn
Nur Einmal sieht, ein herrlich Meteor.
Von seinem Tode, ihr Weinenden!
Habt ihr gehört? o sehet ihn
In seiner Blüthe, den Hohen,
Ob Trauriges nicht
Und was den Sterblichen schröklich dünkt,
Sich sänftige vor seeligem Auge.

Delia

Wie liebst du ihn? und batest umsonst
Den Ernsten? mächtiger ist, denn er
Die Bitte, Jüngling! und ein schöner Sieg
Wärs dir gewesen!

Pausanias

Wie wollt ich? trift
Er doch die Seele mir, wenn er
Antwortet, was sein Will ist.
Denn Freude nur giebt sein Versagen

Und es tönt, je mehr auf seinem
Der Wunderbare besteht
Nur tiefer das Herz ihm wieder. Es ist
Nicht eitel Überredung, glaub es mir,
Wenn er des Lebens sich
Bemächtiget.
Oft wenn er stille war
In seiner Welt,
Der Hochgenügsame, sah ich ihn
Nur dunkelahnend, rege war
Und voll die Seele mir, doch ⟨konnt'⟩ ich nicht
Sie fühlen, und es ängstigte mich fast
Die Gegenwart des Unberührbaren.
Doch kam entscheidend von seiner Lippe das Wort,
Dann tönt ein Freudenhimmel nach in ihm
Und mir und ohne Widerred'
Ergriff es mich, doch fühlt' ich nur mich freier.
Ach, könnt' er irren, inniger
Erkennt' ich daran den unerschöpflich Wahren
Und stirbt er, so flammt aus seiner Asche nur heller
Der Genius mir empor.

Delia

Dich entzündet, grosse Seele! der Tod
Des Grossen, aber es sonnen
Die Herzen der Sterblichen auch
An mildem Lichte sich gern und heften
Die Augen an Bleibendes. O sage, was soll
Noch leben und dauern? Die Stillsten reisst
Das Schiksaal doch hinaus, und haben

Sie ahnend sich gewagt, verstösst
Es bald die Trauten wieder und es stirbt
An ihren Hofnungen die Jugend.
In seiner Blüthe bleibt
Kein Lebendes — ach! und die Besten,
Noch treten zur Seite der tilgenden
Todesgötter auch sie, und gehen dahin
Mit Lust und machen zur Schmach es uns
Bei Sterblichen zu weilen!

Pausanias

Verdammest du? — — —

Delia

O warum lässest du
Zu sterben deinen Helden
So leicht es werden, Natur?
Zu gerne nur, Empedokles,
Zu gerne opferst du dich.
Die Schwachen wirft das Schiksaal um, und die andern,
Die Starken, achten es gleich, zu fallen, zu stehn,
Und werden, wie die Gebrechlichen.
Wohl bist du versucht,
Du Herrlicher! Was du littest,
Das leidet kein Knecht
Und ärmer denn die andern Bettler
Durchwandertest du das Land.
Ja! wahr ists freilich
Nicht die Verworfensten
Sind elend

Wie eure Lieben, wenn einmal
Schmähliches sie berührt, ihr Götter!
⟨Doch⟩ schön hat ers genommen.

Panthea

O nicht wahr?
Wie sollt er auch nicht?
Muss immer und immer doch,
Was übermächtig ist
Der Genius überleben — gedachtet ihr,
Es halte der Stachel ihn auf?
Es beschleunigen ihm
Die Schmerzen den Flug,
Und wie der Wagenlenker
Wenn ihm in der Bahn
Das Rad zu rauchen beginnt, eilt
Der Gefährdete nur schneller zum Kranze!

Delia

So freudig bist du, Panthea?

Panthea

Nicht in der Blüth und Purpurtraub
Ist heilige Kraft allein, es nährt
Das Leben vom Laide sich, Schwester!
Und trinkt, wie mein Held, doch auch
Am Todeskelche sich glüklich!

Delia

Weh! must du so
Dich trösten, Kind?

Panthea

O nicht! es freuet mich nur,
Dass heilig, wenn es geschehn muss,
Das Gefürchtete, dass es herrlich geschieht.
Sind nicht, wie er, auch
Der Heroën einige zu den Göttern gegangen?
Erschroken kam, lautweinend
Vom Berge, das Volk, ich sah
Nicht einen, ders ihm hätte gelästert,
Denn nicht, wie die Verzweifelnden
Entfliehet er heimlich, sie hörten es all,
Und ihnen glänzt' im Laide das Angesicht
Vom Worte, das er gesprochen!

Pausanias

So gehet festlich hinab,
Das Gestirn! und trunken
Von seinem Lichte glänzen die Thäler?

Panthea

Wohl geht er festlich hinab —
Und freudiger wirds und heller auch
Warum denn traur ich? leuchtet,
Dämmernde Seele! doch auch
Der Untergehende dir,
Der Ernste, dein Liebster, Natur!
Dein Treuer, dein Opfer!
O die Todesfürchtigen lieben dich nicht,
Täuschend fesselt ihnen die Sorge
Das Aug', an deinem Herzen

Schlägt dann nicht mehr ihr Herz, sie verdorren
Verschieden von dir — o heilig All!
Lebendiges! inniges! Dir zum Dank
Und dass er zeuge von dir, du Todesloses!
Wirft lächelnd seine Perlen ins Meer
Aus dem sie kamen, der Kühne.
So musst es geschehen.
So will es der Geist
Und die reifende Zeit
Denn Einmal bedurften
Wir Blinden des Wunders.

Pausanias

Gross ist seine Gottheit
Und der Geopferte gross!

ZWEITE FASSUNG

Der Tod des Empedokles
Ein Trauerspiel in fünf Acten

Personen

Empedokles
Pausanias
Panthea
Delia
Hermokrates
Mekades
Amphares, Demokles, Hylas } Agrigentiner

Der Schauplaz ist theils in Agrigent, theils am Aetna.

Erster Act

Erster Auftritt

Chor der Agrigentiner in der Ferne
Mekades Hermokrates

Mekades

Hörst du das trunkne Volk?

Hermokrates

Sie suchen ihn.

Mekades

Der Geist des Manns
Ist mächtig unter ihnen.

Hermokrates

Ich weiss, wie dürres Gras
Entzünden sich die Menschen.

Mekades

Dass Einer so die Menge bewegt, mir ists,
Als wie wenn Jovis Bliz den Wald
Ergreift, und furchtbarer.

Hermokrates

Drum binden wir den Menschen auch
Das Band ums Auge, dass sie nicht
Zu kräftig sich am Lichte nähren.
Nicht gegenwärtig werden
Darf Göttliches vor ihnen,
Es darf ihr Herz
Lebendiges nicht finden.
Kennst du die Alten nicht,
Die Lieblinge des Himmels man nennt?
Sie nährten die Brust
An Kräften der Welt
Und den Hellaufblikenden war
Unsterbliches nahe,
Drum beugten die Stolzen
Das Haupt auch nicht
Und vor den Gewaltigen konnt'

Ein Anderes nicht bestehn,
Es ward verwandelt vor ihnen.

Mekades

Und er?

Hermokrates

Das hat zu mächtig ihn
Gemacht, dass er vertraut
Mit Göttern worden ist.
Es tönt sein Wort dem Volk,
Als käm' es vom Olymp;
Sie dankens ihm,
Dass er vom Himmel raubt
Die Lebensflamm' und sie
Verräth den Sterblichen.

Mekades

Sie wissen nichts, denn ihn,
Er soll ihr Gott,
Er soll ihr König seyn.
Sie sagen, es hab' Apoll
Die Stadt gebaut den Trojern,
Doch besser sei, es helf'
Ein hoher Mann durchs Leben.
Noch sprechen sie viel Unverständiges
Von ihm und achten kein Gesez
Und keine Noth und keine Sitte.
Ein Irrgestirn ist unser Volk
Geworden, und ich fürcht',
Es deute dieses Zeichen

Zukünft'ges noch, das er
Im stillen Sinne brütet.

Hermokrates

Sei ruhig, Mekades!
Er wird nicht.

Mekades

Bist du denn mächtiger?

Hermokrates

Der sie versteht,
Ist stärker, denn die Starken,
Und wohlbekannt ist dieser Seltne mir.
Zu glüklich wuchs er auf;
Ihm ist von Anbeginn
Der eigne Sinn verwöhnt, dass ihn
Geringes irrt; er wird es büssen,
Dass er zu sehr geliebt die Sterblichen.

Mekades

Mir ahndet selbst,
Es wird mit ihm nicht lange dauern,
Doch ist es lang genug,
So er erst fällt, wenn ihms gelungen ist

Hermokrates

Und schon ist er gefallen.

Mekades

Was sagst du?

Hermokrates

Siehst du denn nicht? es haben
Den hohen Geist die Geistesarmen
Geirrt, die Blinden den Verführer.
Die Seele warf er vor das Volk, verrieth
Der Götter Gunst gutmüthig den Gemeinen,
Doch rächend äffte leeren Wiederhalls
Genug denn auch aus todter Brust den Thoren.
Und eine Zeit ertrug ers, grämte sich
Geduldig, wusste nicht,
Wo es gebrach; indessen wuchs
Die Trunkenheit dem Volke; schaudernd
Vernahmen sie's, wenn ihm vom eignen Wort
Der Busen bebt', und sprachen:
So hören wir nicht die Götter!
Und Nahmen, so ich dir nicht nenne, gaben
Die Knechte dann dem stolzen Trauernden.
Und endlich nimmt der Durstige das Gift,
Der Arme, der mit seinem Sinne nicht
Zu bleiben weiss und Ähnliches nicht findet,
Er tröstet mit der rasenden
Anbetung sich, verblindet, wird wie sie,
Die seelenlosen Aberglaubigen;
Die Kraft ist ihm entwichen,
Er geht in einer Nacht, und weiss sich nicht
Herauszuhelfen, und wir helfen ihm.

Mekades

Dess bist du so gewiss?

Hermokrates

Ich kenn' ihn.

Mekades

Ein übermüthiges Gerede fällt
Mir bei, das er gemacht, da er zulezt
Auf der Agora war. Ich weiss es nicht
Was ihm das Volk zuvor gesagt; ich kam
Nur eben, stand von fern; ihr ehret mich,
Antwortet' er, und thuet recht daran;
Denn stumm ist die Natur,
Es leben Sonn' und Luft und Erd' und ihre Kinder
Fremd umeinander,
Die Einsamen, als gehörten sie sich nicht.
Wohl wandeln immerkräftig
Im Göttergeiste die freien
Unsterblichen Mächte der Welt
Rings um der andern
Vergänglich Leben,
Doch wilde Pflanzen
Auf wilden Grund,
Sind in den Schoos der Götter
Die Sterblichen alle gesäet,
Die Kärglichgenährten und todt
Erschiene der Boden, wenn Einer nicht
Dess wartete lebenerwekend,
Und mein ist das Feld. Mir tauschen
Die Kraft und Seele zu Einem
Die Sterblichen und die Götter.
Und wärmer umfangen die ewigen Mächte

Das strebende Herz und kräftger gedeihn
Vom Geiste der freien die fühlenden Menschen,
Und wach ists! denn ich
Geselle das Fremde,
Das Unbekannte nennet mein Wort,
Und die Liebe der Lebenden trag' Ich auf und nieder; was Einem gebricht,
Ich bring' es vom andern, und binde
Beseelend, und wandle
Verjüngend die zögernde Welt,
Und gleiche keinem und Allen.
So sprach der Übermüthige.

Hermokrates

Das ist noch wenig. Ärgers schläft in ihm.
Ich kenn' ihn, kenne sie, die überglüklichen
Verwöhnten Söhne des Himmels,
Die anders nicht, denn ihre Seele, fühlen.
Stört einmal sie der Augenblik heraus —
Und leichtzerstörbar sind die Zärtlichen —
Dann stillet nichts sie wieder, brennend
Treibt eine Wunde sie, unheilbar gährt
Die Brust. Auch er! so still er scheint,
So glüht ihm doch, seit ihm das arme Volk
Den hohen Geist — — — — — — —
Im Busen die tyrannische Begierde.
Er oder wir! Und Schaden ist es nicht,
So wir ihn opfern. Untergehen muss
Er doch!

Mekades

O reiz ihn nicht! schaff ihr nicht Raum und lass
Sie nicht erstiken, die verschloss'ne Flamme!
Lass ihn! gieb ihm nicht Anstoss! findet den
Zu frecher That der Übermüthge nicht,
Und kann er nur im Worte sündigen,
So stirbt er, als ein Thor, und schadet uns
Nicht viel. Lass träumend ihn nur fliegen!
Ein kräftger Gegner macht ihn furchtbar,
Dann fühlt er seine Macht, dann — — —

Hermokrates

Du fürchtest ihn und alles, armer Mann!

Mekades

Ich mag die Reue nur mir gerne sparen,
Mag gerne schonen, was zu schonen ist.
Das braucht der Priester nicht, der alles weiss,
Der Heilge, der sich alles heiliget.

Hermokrates

Begreife mich, Unmündiger! eh du
Mich lästerst. Fallen muss der Mann; ich sag'
Es dir und glaube mir, wär' er zu schonen
Ich würd' es mehr, wie du. Denn näher bin
Ich ihm, wie du. Doch lerne diss:
Verderblicher denn Schwerd und Feuer ist
Der Menschengeist, der götterähnliche
Wenn er nicht schweigen kann, und sein Geheimniss
Unaufgedekt bewahren. Bleibt er still

In seiner Tiefe ruhn, und giebt, was noth ist,
Wohlthätig ist er dann; ein fressend Feuer,
Wenn er aus seiner Fessel bricht.
Hinweg mit ihm, der seine Seele blos
Und ihre Götter giebt, verwegen
Unauszusprechendes aussprechen will,
Und sein gefährlich Gut, als wär' es Wasser,
Verschüttet und vergeudet; schlimmer ists,
Wie Mord, und du, du redest für diesen?
Beschwäzen möchtest du Nothwendiges?
Bescheide dich! Sein Schiksaal ists. Er hat
Es sich gemacht, und leben soll,
Vergehn, wie er, in Weh und Thorheit jeder,
Der Göttliches verräth, und allverkehrend
Verborgenherrschendes
In Menschenhände liefert!
Er muss hinab!

Mekades

So theuer büssen muss er, der sein Bestes
Aus voller Seele Sterblichen vertraut?

Hermokrates

Er mag es, doch es bleibt die Nemesis
Nicht aus. Mag grosse Worte sagen, mag
Entwürdigen das keuschverschwiegne Leben,
Ans Tageslicht das Gold der Tiefe ziehn!
Er mag es brauchen, was zum Brauche nicht
Den Sterblichen gegeben ist, ihn wirds
Zuvor zu Grunde richten; hat es ihm

Den Sinn nicht schon verwirrt? ist ihm
Bei seinem Volke denn die volle Seele?
Die Zärtliche, wie ist sie nun verwildert!
Wie ist er nun ein Eigenmächtiger
Geworden, dieser Allmittheilende,
Der gütge Mann! wie ⟨ist⟩ er so verwandelt
Zum Frechen, der wie seiner Hände Spiel
Die Götter und die Menschen achtet.

Mekades

Du redest schröklich, Priester, und es dünkt
Dein dunkel Wort mir wahr. Es sei!
Du hast zum Werke mich. Nur weiss ich nicht,
Wo er zu fassen ist. Es sei der Mann
So gross er will, zu richten ist nicht schwer;
Doch mächtig seyn des Übermächtigen,
Der wie ein Zauberer die Menge leitet,
Es dünkt ein andres mir, Hermokrates.

Hermokrates

Gebrechlich ist sein Zauber, Kind, und leichter,
Denn nötig ist, hat er es uns bereitet,
Es wandte zur gelegnen Stunde sich
Sein Unmuth um, der stolze stillempörte Sinn
Befeindet izt sich selber, hätt' er auch
Die Macht, er achtet's nicht, er trauert nur
Und siehet seinen Fall, er sucht
Rükkehrend das verlorne Leben,
Den Gott, den er aus sich hinweggeschwäzt.
Versammle mir das Volk; ich klag' ihn an,

Ruf' über ihn den Fluch, erschreken sollen sie
Vor ihrem Abgott, sollen ihn
Hinaus verstossen in die Wildniss
Und nimmer wiederkehrend soll er dort
Mirs büssen, dass er mehr, wie sich gebührt
Verkündiget den Sterblichen.

Mekades

Doch wess beschuldigest du ihn?

Hermokrates

Die Worte, so du mir genannt,
Sie sind genug.

Mekades

Mit dieser schwachen Klage
Willst du das Volk ihm von der Seele ziehn?

Hermokrates

Zu rechter Zeit hat jede Klage Kraft
Und nicht gering ist diese.

Mekades

Und klagtest du des Mord⟨s⟩ ihn an vor ihnen,
Es wirkte nichts.

Hermokrates

Diss eben ists! die offenbare That
Vergeben sie, die Aberglaubigen,
Unsichtbar Aergerniss muss es seyn, ins Auge muss es
Sie treffen, das bewegt die Blöden.

Mekades

Es hängt ihr Herz an ihm, das bändigest,
Das lenkst du nicht so leicht! Sie lieben ihn!

Hermokrates

Sie lieben ihn? ja wohl! so lang er blüht'
Und glänzt' — — — — — — — —
— — — — — — — naschen sie.
Was sollen sie mit ihm, nun er
Verdüstert ist, verödet? Da ist nichts,
Was nüzen könnt' und ihre lange Zeit
Verkürzen, abgeerndtet ist das Feld,
Verlassen liegts, und nach Gefallen gehn
Die Stürme drüber hin und unsre Pfade.

Mekades

Empör' ihn nur! empör' ihn! siehe zu!

Hermokrates

Ich hoffe, Mekades! er ist geduldig.

Mekades

So wird sie der Geduldige gewinnen!

Hermokrates

Nichts weniger!

Mekades

Du achtest nichts, so wirst ⟨du⟩ dich
Und mich und ihn und alles noch verderben.

Hermokrates

Das Träumen und das Schäumen
Der Sterblichen, ich acht' es wahrlich nicht!
Sie möchten Götter seyn und huldigen
Wie Göttern sich, und eine Weile dauerts!
Sorgst du, es möchte sie der Leidende
Gewinnen, der Geduldige?
Empören wird er gegen sich die Thoren
An seinem Laide werden sie den theuern
Betrug erkennen, werden unbarmherzig
Ihms danken, dass der Angebetete
Doch auch ein Schwacher ist, und ihm
Geschiehet recht, warum bemengt er sich
Mit ihnen.

Mekades

Ich wollt', ich wär' aus dieser Sache, Priester!

Hermokrates

Vertraue mir und scheue nicht, was noth ist.

Mekades

Dort kömmt er. Suche nur dich selbst
Du irrer Geist! indess verlierst du alles.

Hermokrates

Lass ihn! hinweg!

⟨Zweiter Auftritt⟩

Empedokles

In meine Stille kamst du leisewandelnd
Fandst drinnen in der Halle Dunkel mich aus,

Du Freundlicher! du kamst nicht unverhoft
Und fernher, wirkend über der Erde vernahm
Ich wohl dein Wiederkehren, schöner Tag,
Und meine Vertrauten, euch, ihr schnellgeschäftgen
Kräfte der Höh! — und nahe seid auch ⟨ihr⟩
Mir wieder, seid wie sonst, ihr Glüklichen,
Ihr irrelosen Bäume meines Hains!
Ihr ruhetet und wuchst, und täglich tränkte
Des Himmels Quelle die Bescheidenen
Mit Licht, und Lebensfunken sät' der Aether
Befruchtend auf die Blühenden aus!
O innige Natur! ich habe dich
Vor Augen, kennest du den Freund noch,
Den Hochgeliebten, kennest du mich nimmer?
Den Priester, der lebendigen Gesang,
Wie frohvergossnes Opferblut, dir brachte?
O bei den heilgen Bäumen,
Wo Wasser aus Adern der Erde
Sich sammeln, und die Dürstenden
Am heissen Tage sich verjüngen — auch in mir,
In mir, ihr Quellen des Lebens, strömtet
Aus Tiefen der Welt ihr einst
Zusammen, und es kamen
Die Dürstenden zu mir — wie ists denn nun?
Vertrauert? bin ich ganz allein?
Und ist es Nacht hier aussen auch am Tage?
Der höher, denn ein sterblich Auge, sah,
Der Blindgeschlagne tastet nun umher,
— — — — — — — — — — — — und wandeln soll
Er nun so fort, der Langverwöhnte,

Der seelig oft mit allen Lebenden
Ihr Leben, ach! in heilig schöner Zeit,
Sie wie das Herz gefühlt von einer Welt
Und ihren königlichen Götterkräften!
Verdammt in seiner Seele soll er nun
Dahingehn, ausgestossen? freundlos er,
Der Götterfreund? an seinem Nichts
Und seiner Nacht sich waiden immerdar
Unduldbares duldend, gleich den Schwächlingen, die
Ans Tagewerk im scheuen Tartarus
Geschmiedet sind. Was, daherab bin ich
Gekommen? Um nichts? ha! Eines,
Eins musstet ihr mir lassen! Thor, bist du
Derselbe doch und träumst, als wärest du
Ein Schwacher. Einmal noch! noch Einmal
Soll mirs lebendig werden, und ich wills!
Fluch oder Seegen! Täusche nur die Kraft,
Demüthiger, dir nimmer aus dem Busen!
Weit will ichs um mich machen, tagen solls
Von eigner Flamme mir! Du sollst
Zufrieden werden, armer Geist,
Gefangener! sollst frei und gross und reich
In eigner Welt dich fühlen! —
Weh! einsam! einsam! einsam!
Und nimmer find ich
Euch, meine Götter,
Und nimmer kehr ich
Zu deinem Leben, Natur!
Dein Geächteter! weh! hab ich doch auch
Dein nicht geachtet, dein

Mich überhoben, hast du einst
Umfangend doch mit den warmen Fittigen,
Du Zärtliche, mich vom Schlafe gerettet,
Den Thörigen? ihn
Mitleidig schmeichelnd zu deinem Nektar
Gelokt, damit er trank und wuchs
Und blüht', und mächtig geworden und trunken
Dir nun ungestraft höhnt — O Geist,
Geist, der mich gross gemacht! du hast
Dir deinen Herrn, hast, alter Saturn!
Dir einen neuen Jupiter
Gezogen, einen schwächern nur und frechern.
Denn schmähen kann die böse Zunge dich nur.
Ist nirgend ein Rächer, und muss ich denn allein
Den Hohn und Fluch in meine Seele sagen?
Muss einsam seyn? auch so?

⟨Dritter Auftritt⟩

Pausanias Empedokles

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

⟨Empedokles⟩

Ich fühle nun des Tages Neige, Freund!
Und dunkel will es werden mir und kalt!
Es gehet rükwärts, Lieber! nicht zur Ruh,
Wie wenn der beutefrohe Vogel sich
Das Haupt verhüllt zu frischerwachendem
Zufriednem Schlummer, anders ists mit mir!

Erspare mir die Klage! lass es mir!
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Pausanias

— — — — Ich fass es ⟨nicht.⟩
Sehr fremde bist du mir geworden,
Mein Empedokles? kennest du mich nicht?
Und kenn' ich nimmer dich,
Du Herrlicher? konntest so
Zum Räthsel werden, edel Angesicht,
Und so zur Erde beugen darf der Gram
Die Lieblinge des Himmels? Bist du denn
Es nicht? Und sieh! wir danken dir es alle,
Und so in goldner Freude mächtig war
Kein anderer, wie du, in seinem Volke.

Empedokles

Sie ehren mich? o sag es ihnen doch,
Sie sollens lassen. Übel steht
Der Schmuk um eine finstre Stirne
Mir an, und welkt doch auch
Das grüne Laub dem ausgerissnen Stamme!

Pausanias

Noch stehst du ja und frisch Gewässer spielt
Um deine Wurzel dir, es athmet mild
Um deine Gipfel nicht Vergängliches.
Und nähren dich die Götterkräfte denn nicht?

Empedokles

Du mahnest mich der Jugendtage, Lieber!

Pausanias

Noch schöner dünkt des Lebens Mitte mir.

Empedokles

Und gerne sehen, wenn es nun
Hinab sich neigen will, die Augen
Der Schnellhinschwindenden zurük noch Einmal
Den dankenden. O jene Zeit!
Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, gewekt,
Die kindlich schlummernde, sich öffnete,
Lebendig sie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens grosse Genien empfand.
O schöne Sonne! Menschen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb unsterblich liebend
Mein heilig Herz Unsterblichem entgegen,
Entgegen dir! ich konnte Göttlichers
Nicht finden, stilles Licht! und so wie du
Das Leben nicht an deinem Tage sparst
Und sorgenfrei und froh, du Glükliches!
Der goldnen Fülle dich
Entledigest, so gönnt' auch ich, der Deine,
Die beste Seele gern
Den Sterblichen und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der schiksaalvollen; ach! ihr treu zu bleiben,
Gelobt ich, und in Jünglingsfreude ihr

Mein Leben so zu eignen bis zulezt.
Ich sagt' ihrs oft in traute⟨r⟩ Stunde zu,
Band so den theuern Todesbund mit ihr.
Dann rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,
Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
Und ihrer Liebe Blumen gab sie mir,
Mit ihren Zweigen
Umschlang sie mir das Haupt. —

Pausanias

Ach solche Jugend! Vom Gedanken glänzt
Das Auge dem Trauernden noch auf.

Empedokles

All deine Freuden Erde! wahr, wie sie
Und warm und voll, aus Müh' und Liebe reifen,
Sie alle gabst du mir, und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshöhe sass und staunend
Der Menschen wechselnd Irrsaal übersann
Zu tief von deinen Wandlungen ergriff⟨en⟩
Und nah mein eignes Welken ahndete,
Dann athmete der Aether, so wie dir,
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und, wie Gewölk der Flamme, lösten
Gereiniget die Sorgen mir sich auf,
Im hohen Blau.

Pausanias

O Sohn des Himmels!

Empedokles

Ich war es, ja! und möcht es nun erzählen,
Ich Armer! möcht es Einmal noch
Mir in die Seele rufen
Das Wirken deiner Geniuskräfte
Der Herrlichen, deren Genoss ich war, o Natur!
Dass mir die stumme todesöde Brust
Von deinen Tönen allen wiederklänge!
Bin ich es noch? o Leben! und rauschten sie.
All deine geflügelten Melodien und hört
Ich deinen alten Einklang, grosse Natur?
Ach! ich, der Einsame, lebt' ich nicht
Mit dieser heilgen Erd und diesem Licht
Und dir, von dem die Seele nimmer lässt,
O Vater Aether! und mit allen Lebenden
Der Götterfreund, im gegenwärtigen
Olymp? Ich bin hinausgeworfen, bin
Ganz einsam, und das Weh ist nun
Mein Tagsgefährt' und Schlafgenosse mir.
Bei mir ist nicht der Seegen, geh!
Geh! frage nicht! denkst du, ich träume?
O sieh mich an, und wundre dess dich nicht,
Du Guter, dass ich daherab
Gekommen bin; des Himmels Söhnen ist,
Wenn überglüklich sie geworden sind,
Ein eigner Fluch beschieden.

Pausanias

Weh! solche Reden! Du? ich duld' es nicht,
Du solltest so die Seele dir und mir

Nicht ängstigen. Ein böses Zeichen dünkt
Es mir, wenn so der Geist, der immerfrohe, sich
Der Mächtigen umwölket.

Empedokles

Fühlst du's? Es deutet, dass er bald
Zur Erd' hinab im Ungewitter muss.

Pausanias

O lass den Unmuth, Lieber!
Was that er euch, dieser Reine
Dass ihm die Seele so verfinstert ist?
Ihr Todesgötter! haben die Sterblichen denn
Kein Eigenes nirgendswo, und reicht
Das Furchtbare denn ihnen bis ans Herz
Und herrscht es in der Brust der Stärkeren noch
Das ewige Schiksaal? Bändige den Gram
Und übe deine Macht; bist du es doch,
Der mehr vermag, denn andere; o sieh
An meiner Liebe, wer du bist,
Und denke dein, und lebe!

Empedokles

Du kennest mich und dich und Tod und Leben nicht.

Pausanias

Den Tod, ich kenn' ihn wenig nur,
Denn wenig dacht' ich sein.

Empedokles

Allein zu seyn und ohne Götter, ist der Tod!

Pausanias

Lass ihn, ich kenne dich, an deinen Thaten
Erkannt' ich dich, in seiner Macht
Erfuhr ⟨ich⟩ deinen Geist und seine Welt
Wenn oft ein Wort von dir
Im heilgen Augenblik
Das Leben vieler Jahre mir erschuf
Dass eine neue grosse Zeit von da
Dem Jünglinge begann. Wie zahmen Hirschen
Wenn ferne rauscht der Wald und sie
Der Heimath denken, schlug das Herz mir oft,
Wenn du vom Glük der alten Urwelt sprachst,
Der reinen Tage kundig, und dir lag
Das ganze Schiksaal offen; zeichnetest
Du nicht der Zukunft grosse Linien
Mir vor das Auge, sichern Bliks, wie Künstler
Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde reihn?
Und kennst du nicht die Kräfte der Natur
Dass du vertraulich, wie kein Sterblicher
Sie, wie du willst in stiller Herrschaft lenkst?

Empedokles

Recht! alles weiss ich, alles kann ich meistern;
Wie meiner Hände Werk, erkenn ich es
Durchaus, und lenke, wie ich will,
Ein Herr der Geister, das Lebendige.
Mein ist die Welt, und unterthan und dienstbar
Sind alle Kräfte mir, — — — — —
— — — — — — zur Magd ist mir
Die herrnbedürftige Natur geworden,

Und hat sie Ehre noch, so ists von mir.
Was wäre denn der Himmel und das Meer
Und Inseln und Gestirn und was vor Augen
Den Menschen alles liegt, was wär es auch
Diss todte Saitenspiel, gäb' ich ihm Ton
Und Sprach' und Seele nicht? was sind
Die Götter und ihr Geist, wenn ich sie nicht
Verkündige. Nun! Sage, wer bin ich?

Pausanias

Verhöhne nur im Unmuth dich und alles
Was Menschen herrlich macht,
Ihr Wirken und ihr Wort, verlaide mir
Den Muth im Busen, schröke mich zurük,
O sprich es nur heraus! du hassest dich
Und was dich liebt und was dir gleichen möcht'.
Ein anders willst du, denn du bist, genügst dir
In deiner Ehre nicht, du willst nicht bleiben, willst
Zu Grunde gehen?

Empedokles

Unschuldiger!

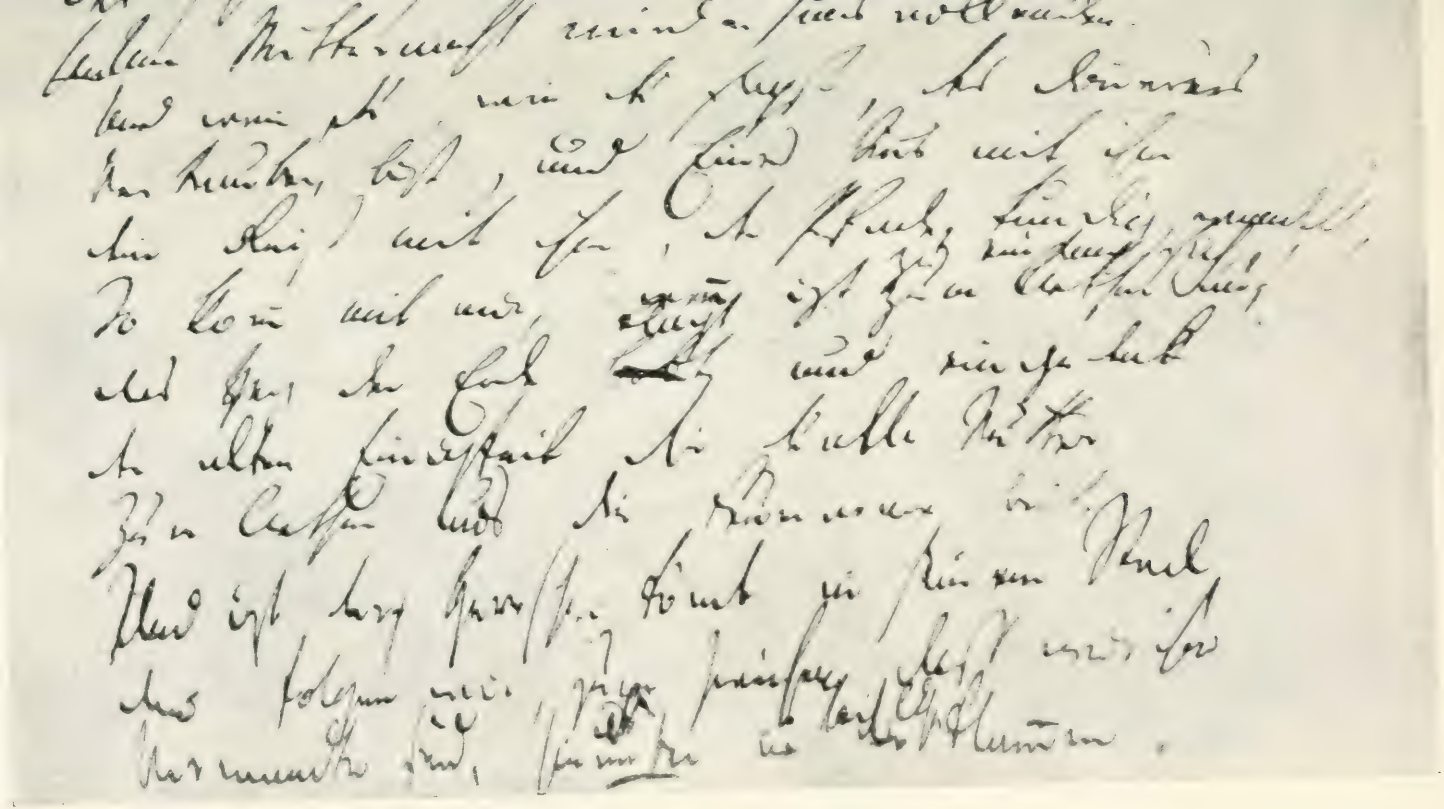
Pausanias

Und dich verklagst du?

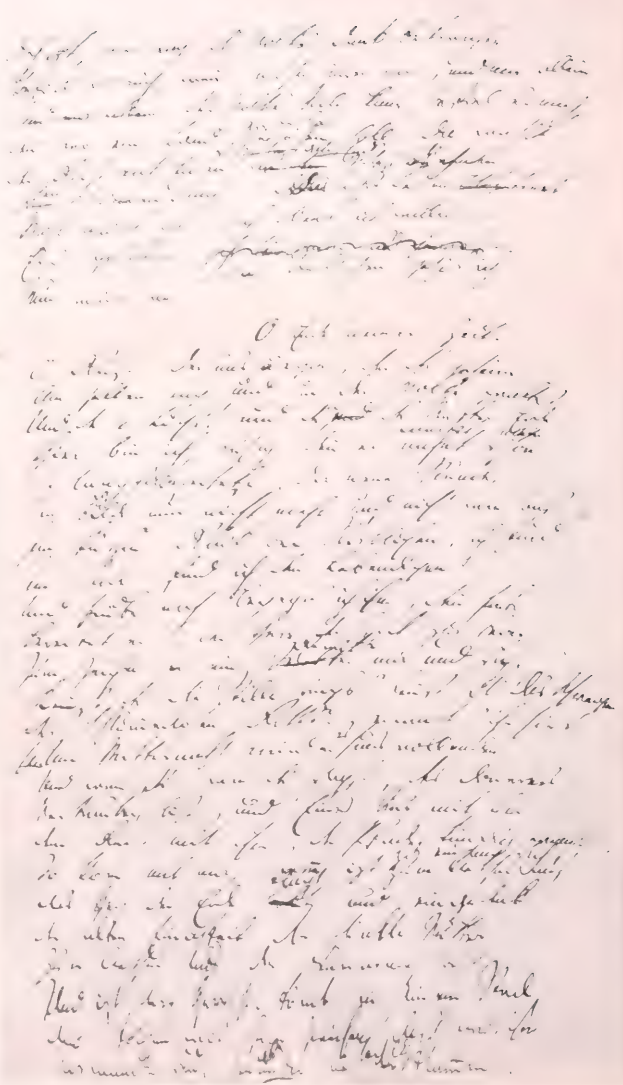
Empedokles
(mit Ruhe)

Wirken soll der Mensch,
Der sinnende, soll entfaltend
Das Leben um ihn fördern und heitern.

Denn hoher Bedeutung voll,
Voll schweigender Kraft umfängt
Den ahnenden, dass er bilde,
Die grosse Natur.
Dass ihren Geist hervor er rufe, trägt
Die Sorg' im Busen und die Hoffnung
Der Mensch. Tiefwurzelnd strebt
Das gewaltige Sehnen in ihm auf.
Und viel vermag er; und herrlich ist
Sein Wort, er wandelt die Welt
Und unter den Händen — — —
— — — — — — — — — — — —



Empedokles (S. 223)



III. STUFE. EMPEDOKLES AUF DEM AETNA

⟨SZENEN-ENTWURF⟩

⟨im Anschluss an die theoretische Studie⟩

Aetna

1.

Empedokles

2.

Empedokles Pausanias

Abschied

3.

Empedokles Der Greis

Erzählung seiner Geschichte

Weiser

Ich fürchte den Mann, der Göttern — — —

Was zürnest du der Zeit, die mich gebar,
Dem Element, das mich erzog?

Empedokles geht

O lerne sie verstehn, die Pfade, so werden — — —

Pausanias Der Gegner

Dieser ist vorzüglich, um einen Anfang seiner Versuche zu haben, und durch die Unentschiedenheit der Lage nach dem

Zerfall des Volks mit Empedokles, freilich auch durch den Hass seiner Superiorität zu dem übertriebenen Schritte verleitet worden, das Volk zu seiner Verbannung zu bereden; nun da ihn das Volk zu vermissen scheint, und ihm selbst sein gröstes Object fehlt, das er gerne als inferiores, bei sich hätte, auch das geheime Band, das ihn und Empedokles bindet, das Gefühl der ursprünglichen ungewöhnlichen Anlage, und einer beiderseitigen tragischen Bestimmung lässt es ihn wirklich bereuen; er macht also bei dem ersten Laut der Unzufrieden⟨heit⟩, den das Volk über Empedokles' Verbannung äussert, selber den Vorschlag, ihn wieder zurükzurufen. Es dürfe nichts für immer geschehen bleiben, sagt er, ⟨es⟩ sei nicht immer Tag und auch nicht Nacht, nachdem der stolze Mann das Loos ⟨der⟩ Sterblichen versucht, so mög' er wieder leben. Pausanias.

Der Greis Der König

Greis reflektirend idealisch

König heroisch reflektirend

Bote

Greis

Den König bittet sein Bruder p. p.

König, überwältiget, bejaht es.

Aber er will nicht mehr berathen seyn, will keinen Mittler zwischen sich und seinem Bruder haben, und der Alte soll hinweg:

Nun geh, ich brauche keinen Mittler.

Dieser geht denn auch.

Monolog des Königs. Begeisterung des Schiksaalssohns.

Empedokles und König

Empedokles

Mein ist diese Region p. p.

Lasst den Rasenden p. p.

— — kluger Mann

Empedokles

Doch hat Eine Mutter uns gesäugt.

König

Wie lang ists schon?

Empedokles

Wer mag die Jahre zählen — aber — — —

Übergang ⟨vom⟩ subjectiven zum objectiven.

Da der König abgehn will, begegnet ihm ein Bote, der das herannahende Volk verkündiget. In seiner Erschütterung spricht er den Glükseeligkeitsgesang, geht dann in Entrüstung über, und — — befiehlt, dass die Bewaffneten sich verbergen sollten, um aufs erste Zeichen, das er geben werde, p. p. — am Ende wird ihm auch die Ankunft der Schwester und des Pausanias verkündiget.

Die Schwester Pausanias

Schwester naiv idealisch

Sie sucht Empedokles.

Pausanias

Empedokles naiv idealisch.

Schwester fragt den König,
will beide versöhnen,
spricht vom Volk:
bittet Empedokles zurükzukehren.
Wunde — Vergessenheit.

Empedokles heroisch idealisch

Vergeben ist alles.

Pausanias sieht die Abgesandte des Volks nahn.
Schwester fürchtet den Ausgang — die zweideutige Menge, den Zwist des Empedokles mit dieser, und des andern Bruders mit ihr, den Zwist, der nun erst zwischen beiden Brüdern ganz zu beginnen scheint.
Empedokles bleibt ruhig, tröstet sie. Friedlich, sagt er, soll dieser Abend seyn, kühle Lüfte wehn, die Liebesboten, und freundlich von den Himmelshöhn herabgestiegen, singt der Sonnenjüngling dort sein Abendlied auf seiner Leier und goldner Töne voll — — —

Abgesandte des Volks

Sie begegnen ihm in ihrer wahrsten Gestalt, so wie er sie selber sah, wie sie in ihm sich spiegelten, ganz um ihn, dessen Tod seine Liebe, seine Innigkeit ist, so fest an sich zu ketten, wie er es sonst war, aber je näher sie ihm mit ihrem Geiste kommen, je mehr er sich selbst in ihnen siehet, um so mehr wird er in dem Sinne, der nun schon herrschend in ihm geworden ist, bestärkt.

⟨TEILWEISE AUSFÜHRUNG DES NEUEN DRAMAS⟩

Personen

Empedokles
Pausanias, sein Freund
Manes, ein Aegyptier
Strato, Herr von Agrigent, Bruder des Empedokles
Panthea, seine Schwester
Gefolge
Chor der Agrigentiner

⟨Erster Act⟩

Empedokles

vom
Schlaf erwachend

Euch ruf ich über das Gefild herein
Vom langsamen Gewölk, ihr heissen Stralen
Des Mittags, ihr Gereiftesten, dass ich
An euch den neuen Lebenstag erkenne.
Denn anders ists wie sonst! vorbei, vorbei
Das menschliche Bekümmerniss! Als wüchsen
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht
Hier oben, hier, und reich genug und froh
Und herrlich wohn' ich, wo den Feuerkelch,
Mit Geist gefüllt bis an den Rand, bekränzt
Mit Blumen, die er selber sich erzog,
Gastfreundlich mir der Vater Aetna beut.
Und wenn das unterirrdische Gewitter izt
Alltäglicher, izt festlich auferwacht, zum Wolkensiz
Des nahverwandten Donnerers hinauf

Zur Freude fliegt, da wächst das Herz mir auch.
Mit Adlern sing ich hier Naturgesang.
Das dacht er nicht, dass in der Fremde mir
Ein anders Leben blühte, da er mich
Mit Schmach hinweg aus unsrer Stadt verwies,
Mein königlicher Bruder. Ach! er weiss es nicht,
Der kluge, welchen Seegen er bereitete,
Da er von Menschenbande los, da er mich frei
Erklärte, frei, wie Fittige des Himmels.
Drum galt es auch! drum waffnete das Volk
Das mein war, gegen meine Seele sich
Und stiess mich aus. Und nicht vergebens gellt
Im Ohre mir das hundertstimmige
Gelächter, da der fromme Träumer,
Der närrische, des Weges weinend gieng.
Beim Totenrichter! wohl hab ich⟨s⟩ verdient!
Und heilsam wars; die Kranken heilt das Gift
Und eine Sünde straft die anderen.
Denn viel hab ich von Jugend auf gesündiget
Die Menschen menschlich nie geliebt, gedient,
Wie Wasser nur und Feuer blinder dient.
Darum begegneten auch menschlich mir
Sie nicht, o darum schändeten sie mir
Mein Angesicht, und hielten mich, wie dich
Allduldende Natur! Du hast mich auch (?)
Du hast mich, und es dämmert zwischen dir
Und mir die alte Liebe wieder auf.
Du rufst, du ziehst mich nah und näher an
Vergessenheit — o wie ein glüklich Seegel
Bin ich vom Ufer los des Lebens Welle

— — — — — — — — — — mich von selbst
Und wenn die Woogenreichste ihren Arm
Die Mutter um mich breitet, was möcht'
Ich auch was möcht' ich fürchten. Andre mag
Es freilich schröken. Denn es ist ihr Tod.
O du, mir wohlbekant, du zauberische
Furchtbare Flamme! — — —
Du da und dort, wie scheuest (?) ⟨du⟩ dich selbst
Und fliehest dich, du Seele des Lebendigen!
Doch kennest du dich auch und unbekannt
Bist du mir nicht — — — — — —
Mir birgst du dich, gebundner Geist, nicht länger
Mir wirst du helle, denn ich fürcht es nicht.
Denn sterben will ja ich, mein Recht ist diss.
Ha! Götter! schon, wie Morgenroth
⟨Ists um mein Angesicht⟩ ringsum
Und drunten tobt der alte Zorn vorüber!
Und ihr hinab, hinab ihr klagenden Gedanken!
Sorgfältig Herz! ich brauche nun dich nimmer.
Und hier ist kein Bedenken mehr. Es ruft
Der Gott —

(da er den Pausanias gewahr wird)

und diesen Allzutreuen muss
Ich auch befrein, mein Pfad ist seiner nicht.

Pausanias Empedokles

Pausanias

Du scheinest freudig auferwacht, mein Wanderer!

Empedokles

Schon hab ich, Lieber, und vergebens nicht
Mich in der neuen Heimath umgesehn.
Die Wildniss ist mir hold, auch dir gefällt,
Die edle Burg, — — — — —
— — — — — — — — unser Aetna.

Pausanias

Sie haben uns verbannt, sie haben dich,
Du Gütiger! geschmäht und glaub' es mir,
Unleidlich warst du ihnen längst.
In ihre Träume schien, in ihre Nacht
Zu helle den Verzweifelten das Licht.
Nun mögen sie vollenden, ungestört
Im uferlosen Sturm, indess den Stern
Die Wolke birgt, ihr Schiff im Kreise treiben.
Das wusst' ich wohl, du Göttlicher, an dir
Entweicht der Pfeil, der andre trift und wirft.
Und ohne Schaden, wie am Zauberstab
Die zahme Schlange, spielt' um dich
Die ungetreue Menge, die du zogst,
Die du am Herzen hegtest, Liebender!
Nun! lass sie nur! sie mögen ungestalt
Lichtscheu am Boden taumeln der sie trägt,
Und allbegehrend, allgeängstiget
Sich müde rennen, brennen mag der Brand,
Bis er erlischt. Wir wohnen ruhig hier!

Empedokles

Ja! ruhig wohnen wir! es öffnen gross

Sich hier vor uns die heilgen Elemente.
Die Mühelosen regen immergleich
In ihrer Kraft sich freudig hier um uns.
An seinen vesten Ufern wacht und ruht
Das alte Meer, und das Gebirge steigt
Mit seiner Ströme Klang; es woogt und rauscht
Sein grüner Wald von Thal zu Thal hinunter,
Und oben weilt das Licht, der Aether stillt
Den Geist und das geheimere Verlangen.
Ja Sohn! hier oben, hier wohnen ruhig wir!

Pausanias

So bleibst du wohl
Auf diesen Höhn, und lebst in deiner Welt,
Ich diene dir und sehe, was uns noth ist.

Empedokles

Nur weniges ist noth und selber mag
Ich diss von jezt an mir besorgen.

Pausanias

Doch Lieber! hab' ich schon für einiges,
Was du zuerst bedarfst, zuvorgesorgt.
Indess du gut auf kahler Erde hier
In heisser Sonne schliefst, gedacht' ich doch,
Ein weicher Boden und die kühle Nacht
In einer sichern Halle wäre besser.
Auch sind wir hier, die Allverdächtigen
Den Wohnungen der andern fast zu nah.
Nicht lange wollt ich ferne seyn von dir

Und eilt hinauf und glüklich fand ich bald
Für dich und mich gebaut, ein nahes Haus,
Ein tiefer Fels, von Eichen dicht umschirmt,
Dort in der dunkeln Ruhe des Gebirgs,
Und nah entspringt ein Quell, es grünt umher
Die Fülle guter Pflanzen, und zum Bett
Ist Ueberfluss von Laub und Gras bereitet.
Da lassen sie dich ungeschmäht, und tief und still
Ists, wenn du sinnst, und wenn du schläfst, um dich,
Ein Heiligtum ist dir mit mir die Grotte.
Komm, siehe selbst, und sage nicht, ich tauge
Dir künftig nicht, wem taugt' ich anders denn?

Empedokles

Du taugst zu gut.

Pausanias

Wie könnt ⟨ich⟩ diss?

Empedokles

Auch du
Bist allzutreu, du bist ein thöricht Kind.

Pausanias

Das sagst du wohl, doch klügers weiss ich nicht,
Wie dess zu seyn, dem ich geboren bin.

Empedokles

Wie bist du sicher?

Pausanias

Warum denn nicht?
Wofür denn hättest du mir einst, da ich,
Der Waise gleich, am heldenarmen Ufer
Mir einen Schuzgott sucht und traurig irrte,
Du Gütiger, die Hände mir gereicht?
Wofür mit deinem Auge wärest du
Auf deiner stillen Bahn, du edles Licht
In meiner Dämmerung mir aufgegangen?
Seitdem bin ich ein anderer, und dein
Und näher dir und einsamer mit dir,
Wächst froher nur die Seele mir und freier.

Empedokles

O still davon!

Pausanias

Was ists? Warum? Wie kann
Ein freundlich Wort dich irren, theurer Mann?

Empedokles

Erzähle, was dir wohlgefällt, dir selbst,
Für mich ist, was vorüber ist, nicht mehr.

Pausanias

Ich weiss es wohl, was dir vorüber —
Doch du und ich, wir sind uns ja geblieben.

Empedokles

Sprich lieber mir von anderem, mein Sohn!

Pausanias

Was hab' ich sonst?

Empedokles

Habt ihr zum Dolche die Erinnerung
Nicht mir gemacht? — nun wundern sie sich noch
Und treten vor das Auge mir und fragen.
Nein! du bist ohne Schuld — nur kann ich Sohn!
Was mir zu nahe kömmt, nicht wohl ertragen.

Pausanias

Und mich, mich stössest ⟨du⟩ von dir? o denk an dich,
Sei, der du bist, und siehe mich, und gieb,
Was ich nun weniger entbehren kann
Und was du sonst aus reicher Seele gabst,
Ein gutes ⟨Wort⟩ aus reicher Brust mir wieder.

Empedokles

Verstehest du mich auch?
Hinweg! ich hab es dir gesagt und sag
Es dir, es ist nicht schön, dass du dich
So ungefragt mir an die Seele drängtest,
An meine Seite stets, als wüsstest
Nichts anders mehr, mit armer Angst dich hängst.
Du must es wissen: dir gehör ich nicht
Und du nicht mir, und deine Pfade sind,
Die meinen nicht; mir blüht es anderswo
Und was ich mein', es ist von heute nicht,
Da ich geboren wurde, wars beschlossen.
Sieh auf und wags! was Eines ist, zerbricht,

Die Liebe stirbt in ihrer Knospe nicht
Und überall in freier Freude theilt
Des Lebens luftger Baum sich auseinander.
Kein zeitlich Bündniss bleibet, wie es ist,
Wir müssen scheiden, Kind! und halte nur
Mein Schiksaal mir nicht auf und zaudre nicht. —
O sieh! es glänzt der Erde trunknes Bild
Das göttliche, dir gegenwärtig Jüngling.
Es rauscht und regt durch alle Lande sich
Und wechselt, jung und leicht, mit frommem Ernst
Der geschäfftge Reigentanz, womit den Geist
Die Sterblichen, den alten Vater feiern.
Da gehe du und wandle taumellos
Und menschlich mit und denk' am Abend mein.
Mir aber ziemt die stille Halle, mir
Die hochgelegene, geräumige,
Denn Ruhe brauch' ich wohl, zu träge sind,
Zum schnellgeschäftigen Spiel der Sterblichen
Die Glieder mir, und hab ich sonst dabei
Ein feiernd Lied in Jugendlust gesungen,
Zerschlagen ist das zarte Saitenspiel.
O Melodien über mir! ihr mächtigen
Ihr liebenden, lebendigen Akkorde!
Mit euch! mit euch! — Es war ein Scherz!
Und kindisch wagt' ich sonst euch nachzuahmen.
Ein leichtes Echo tönt' in mir und unverständlich, nach
Nun hör ich ernster euch, ihr Götterstimmen!

Pausanias

Wo bist du?

Ich kenne nimmer dich; wie traurig ist
Mir, was du sagst, doch alles ist ein Räthsel.
Was hab ich auch, was hab ich dir gethan,
Dass du mich so, wie dirs gefällt, verwirfst?
Und nahmenlos dein Herz des Einen noch,
Des Lezten, los zu seyn, sich freut und müht?
Das hofft' ich nicht, da wir Geächteten
Den Wohnungen der Menschen scheu vorüber
Zusammen wandelten in wilder Nacht.
Und darum Lieber! war ich nicht dabei
Wenn mit den Thränen, dir des Himmels Reegen
Vom Angesichte troff und sah es an
Wenn lächelnd du das rauhe Sclavenkleid
Mittags an heisser Sonne troknetest
Auf schattenlosem Sand, wenn du die Spuren
Wohl manche Stunde, wie ein wundes Wild
Mit deinem Blute zeichnetest, das auf
Den Felsenpfad von nakter Sohle rann.
Ach! darum lies ich nicht mein Haus und lud
Des Volkes und des Vaters Fluch mir auf,
Dass du mich, wo du wohnen willst und ruhn,
Wie ein verbraucht Gefäss, bei Seite werfest!
Und willst ⟨du⟩ weit hinweg? wohin? wohin?
Ich wandre mit; zwar steh ich nicht wie du
Mit Kräften der Natur in trautem Bunde
Mir steht, wie dir, Zukünftiges nicht offen,
Doch freudig in der Götter Nacht hinaus
Schwingt seine Fittige der Geist und fürchtet
Noch immer nicht die wunderbaren (?) Blize;
Ja! wär ich auch ein Schwacher, dennoch wär

Ich, weil ich so dich liebe, stark, wie du.
Beim göttlichen Herakles! stiegst du auch
Um die Gewaltigen, die drunten sind
Versöhnend, die Titanen heimzusuchen,
Ins bodenlose Thal, von jenem Gipfel dort,
Und wagtest dich ins Heiligtum des Abgrunds,
Wo duldend vor dem Tage sich das Herz
Der Erde birgt und ihre Schmerzen dir
Die dunkle Mutter sagt, — o du der Nacht,
Des Aethers Sohn: ich folgte dir hinunter!

Empedokles

So bleib!

Pausanias

Wie meinst du diss?

Empedokles

Du gabst
Dich mir, bist mein; so frage nicht!

Pausanias

Es sei!

Empedokles

Und sagst du mirs noch einmal, Sohn und giebst
Dein Blut und deine Seele mir für immer?

Pausanias

Als hätt' ich so ein loses Wort gesagt
Und zwischen Schlaf und Wachen dirs versprochen.

Unglaubiger! ich sags und wiederhol' es:
Auch diss, auch diss, es ist von heute nicht
Da ich geboren wurde, wars beschlossen.

Empedokles

Ich bin nicht, der ich bin, Pausanias,
Und meines Bleibens ist auf Jahre nicht,
Ein Schimmer nur, ein Stern im Winterspiele,
Der bald vorüber muss, im Saitenspiel ein Ton —

Pausanias

So tönen sie
So schwinden sie zusammen in die Luft!
Und freundlich spricht der Wiederhall von ihnen.
Versuche nun mich länger nicht und lass
Und gönne du die Ehre mir, die mein ist!
Hab ich nicht Laid genug, wie du, in mir?
Wie möchtest du mich noch belaidigen?

Empedokles

O allesopfernd Herz! und dieser giebt
Schon mir zu lieb die goldne Jugend weg.
Noch bist du nah, indess die Stunde flieht,
Und blühest mir, du Freude meiner Augen!
Noch ists, wie sonst, ich halt im Arme,
Als wärst du mein, wie meine Beute dich,
Und mich bethört der holde Traum noch einmal.
Ja! herrlich wärs, wenn in die Grabesflamme
So Arm in Arm statt Eines Einsamen
Ein festlich ⟨Paar⟩ am Tagesende gieng'

Und gerne nähm' ich, was ich hier geliebt
Wie seine Quellen all ein edler Strom
Der heilgen Nacht zum Opfertrank hinunter.
Doch besser ists, wir gehen unsern Pfad
Ein jeder, wie der Gott es ihm beschieden.
Unschuldiger ist diss und schadet nicht.
Und lässlig (?) ists und recht, dass überall
Des Menschen Sinn sich eigen angehört.
Und dann — es trägt auch leichter seine Bürde
Und sicherer, wohin er muss, der Mann,
Wenn er allein ist.
So wachsen ja des Waldes Eichen auch
Und keines kennt, so alt sie sind, das andre.

Pausanias

Du sagst es mir, und wahr ists wohl und lieb
Ist billig mir diss lezte Wort von dir.
So geh' ich denn! und störe deine Ruhe
Dir künftig nicht, auch meinest du es gut
Dass meinem Sinne nicht die Stille tauge.

Empedokles

Doch, Lieber, zürnst du nicht?

Pausanias

Mit dir? Mit dir?

Empedokles

Was ist es denn? ja! weist du nun, wohin?

Pausanias

Gebiete du es mir!

Empedokles

Es war mein lezt
Gebot Pausanias! Die Herrschaft ist am Ende.

Pausanias

Mein Vater! rathe mir!

Empedokles

Wohl manches sollt
Ich sagen, doch verschweig ich dirs,
Bald will, zu sterblichem Gespräche
Und eitlem Wort die Zunge nimmer dienen.
Sieh! Liebster! anders ists mir schon und leichter bald
Und freier athmet ich auf, und wie der Schnee
Des hohen Aetna dort am Sonnenlichte
Erwarmt und schimmert und zerrinnt und los
Von Gipfeln woogt — — — — —
Und über den entstürzenden Gewässern
Sich blühend Iris stiller Bogen schwingt,
So rinnt und woogt vom Herzen mir es los,
Die Schwere fällt, und fällt und helle blüht
Das Leben das ätherische, darüber.
Nun wandre muthig, Sohn! ich geb und küsse
Verheissungen auf deine Stirne dir,
Es dämmert dort Italiens Gebirg,
Das Römerland, das thatenreiche, winkt:
Dort wirst du wohlgedeihn, dort, wo sich froh

Die Männer in der Kämpferbahn begegnen.
O Heldenstätte dort! und du Tarent!
Ihr brüderlichen Hallen, wo ich oft
Lichttrunken einst mit meinem Plato gieng,
Und immerneu uns Jünglingen das Jahr
Und jeder Tag erschien in heilger Schule.
Besuch ihn auch o Sohn! und grüss ihn mir,
Den alten Freund an seiner Heimath Strom,
Am blumigen Ilissus, wo er wohnt.
Und will die Seele dir nicht ruhn, so geh
Und frage sie, die Brüder in Aegyptos.
Dort hörest du das ernste Saitenspiel
Uraniens und seiner Töne Wandel.
Dort öffnen sie das Buch des Schiksaals dir.
Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder,
Und was geschehen soll, ist schon vollendet.

Der Greis Empedokles

Der Greis

Nun! säume nicht! bedenke dich nicht länger
Vergeh! vergeh! damit es ruhig bald
Und helle werde, Trugbild!

Empedokles

Was? woher?
Wer bist du, Mann!

Greis

Der Armen Einer auch
Von diesem Stamm, ein Sterblicher wie du.
Zu rechter Zeit gesandt, dir, der du dich
Des Himmels Liebling dünkst, des Himmels Zorn
Des Gottes, der nicht müssig ist, zu nennen.

Empedokles

Ha! kennst du den?

Greis

Ich habe manches dir
Am fernen Nil gesagt.

Empedokles

Und du? du hier?
Kein Wunder ists! Seit ich den Lebenden
Gestorben bin, erstehen mir die Schatten!

Greis

Die Todten reden nicht, wo du sie fragst.
Doch wenn du eines Worts bedarfst, vernimm!

Empedokles

Die Stimme, die mich ruft, vernahm ich schon.

Greis

So weit ist es mit dir? — O sprich!

Empedokles

Was soll die Rede, Fremder!

Greis

Ja! fremde bin ich hier und unter Kindern.
Das seid ihr Griechen all. Ich hab es oft
Vormals gesagt. Doch wolltest du mir nicht
Wie dirs ergieng bei deinem Volke, sagen?

Empedokles

Was mahnst du mich? was rufst mir noch einmal
Mir gieng es, wie es soll.

Greis

Ich wusst es auch
Schon längst voraus, ich hab es dir geweissagt.

Empedokles

Nun denn! was hältst ⟨du⟩ es noch auf? was drohst
Du mit der Flamme mir des Gottes, den
Ich kenne, dem ich gern zum Spiele dien',
Und richtest mir mein heilig Recht, du Blinder!

Greis

Was dir begegnen muss, ich ändr' es nicht.

Empedokles

So kamst du her, zu sehen, wie es wird?

Greis

O scherze nicht, und ehre doch dein Fest,
Umkränze ⟨dir⟩ dein Haupt, und schmük es aus
Das Opferthier, das nicht vergebens fällt.

Der Tod, der jähe, er ist ja von Anbeginn,
Das weist du wohl, den Unverständigen
Die deinesgleichen sind, zuvor beschieden.
Du willst es, und so seis! Doch sollst ⟨du⟩ mir
Nicht unbesonnen, wie du bist, hinab,
Ich hab ein Wort, und diss bedenke, Trunkner!
Nur Einem ist es Recht, in dieser Zeit,
Nur Einen adelt deine schwarze Sünde.
Ein Grössrer ists, denn ich! Denn wie die Rebe
Von Erd' und Himmel zeugt, wenn sie, getränkt
Von hoher Sonn', aus dunklem Boden steigt,
So wächst er auf, aus Licht und Nacht geboren:
Es gährt um ⟨ihn⟩ die Welt, was irgend nur
Beweglich und verderblich ist im Busen
Der Sterblichen, ist aufgeregt von Grund aus;
Der Herr der Zeit, um seine Herrschaft bang,
Thront finster blikend über der Empörung.
Sein Tag erlischt, und seine Blize rauchen (?).
Doch was von oben flammt, entzündet nur
Und was von unten strebt, die wilde Zwietracht.
Der Eine doch, der neue Retter fasst
Des Himmels Stralen ruhig auf, und liebend
Nimmt er, was sterblich ist, an seinen Busen,
Und milde wird in ihm der Streit der Welt.
Die Menschen und die Götter söhnt er aus
Und näher wieder leben sie, wie vormals.
Und dass, wenn er erschienen ist, der Sohn
Nicht grösser, denn die Eltern sei, und nicht
Der heilge Lebensgeist gefesselt bleibe
Vergessen über ihm, dem Einzigen,

So lenkt er aus, der Abgott seiner Zeit,
Zerbricht, er selbst, damit durch seine Hand
Dem Reinen das Nothwendige geschehe,
Sein eigen Glük, das ihm zu glüklich ist,
Und giebt, was er besass, dem Element,
Das ihn verherrlichte, geläutert wieder.
Bist du der Mann? derselbe? bist du der?

Empedokles

Ich kenne dich im finstern Wort, und du,
Du Alleswissender! erkennst mich auch.

Greis

O sage, wer du bist! und wer bin ich?

Empedokles

Versuchst du noch, noch immer mich, und kömmst,
Mein böser Geist, zu mir in solcher Stunde?
Was lässt du mich nicht stille gehen Mann?
Und wagst dich hier an mich und reizest mich
Dass ich im Zorn die heilgen Pfade wandle?
Ein Knabe war ich, wusste nicht, was mir
Ums Auge fremd am Tage sich bewegte,
Und wunderbar umfiengen die grossen
Gestalten dieser Welt, die freudigen,
Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen.
Und staunend hört ich oft die Wasser gehn
Und sah die Sonne blühn, und sich an ihr
Den Jugendtag der stillen Erd entzünden.
Da ward in mir Gesang, und helle ward

Mein dämmernd Herz im dichtenden Gebet.
Wenn ich die Fremdlinge, die gegenwärtgen,
Die Götter der Natur, mit Nahmen nannt',
Und mir der Geist im Wort, im Bilde sich,
Im seeligen, des Lebens Räthsel löste —
So wuchs ich still herauf und anderes
War schon bereitet. Denn gewaltiger,
Wie Wasser, schlug die wilde Menschenwelle
Mir an die Brust, und aus dem Irrsaal kam
Des armen Volkes Stimme mir zum Ohre.
Und wenn, indess ich in der Halle schwieg,
Um Mitternacht der Aufruhr weheklagt,
Und suchend durchs Gefilde stürzt, und lebensmüd
Mit eigner Hand sein eignes Haus zerbrach,
Und die verlaideten verlassnen Tempel,
Wenn sich die Brüder flohn, und sich die Liebsten
Vorübereilten, und der Vater nicht
Den Sohn erkannt, und Menschenwort nicht mehr
Verständlich war, und menschliches Gesez
Zerrann — — — — an der Flamme,
Da fasste mich die Deutung schaudernd an,
Es war der scheidende Gott meines Volks!
Den hört' ich, und zum schweigenden Gestirn
Sah ich hinauf, wo er herabgekommen.
Und ihn zu sühnen, gieng ich hin. Noch wurden uns
Der schönen Tage viel. Noch schien es sich
Am Ende zu verjüngen; und es wich,
Der goldnen Zeit, der allvertrauenden,
Des hellen kräftgen Morgens eingedenk,
Der Unmuth mir, der furchtbare vom Volk,

Und freie veste Bande knüpften wir.
Doch oft, wenn mich des Volkes Dank bekränzte,
Wenn näher immer mir, und mir allein,
Des Volkes Seele kam, befiel es mich.
Denn wo ein Land ersterben soll, da wählt
Der Geist noch Einen sich am End, durch den
Sein Schwanensang, das lezte Leben tönet.
Wohl ahndet ichs, doch dient' ich willig ihm.
Es ist geschehn. Den Sterblichen gehör ich
Nun nimmer an — — — — —
— — — — — — O Ende meiner Zeit!
O Geist, der uns erzog, der du geheim
Am hellen Tag und in der Wolke waltest,
Und du, o Licht! und du, du Mutter Erde!
Hier bin ich ruhig, denn es wartet mein
Die längstbereitete, die neue Stunde
Nun nicht im Bilde mehr, und nicht, wie sonst,
Bei Sterblichen im kurzen Glük, ich find',
Im Tode find' ich den Lebendigen
Und heute noch begegn' ich ihm, denn heute
Bereitet er, der Herr der Zeit, zur Feier
Zum Zeichen ein Gewitter mir und sich.
Kennst du die Stille rings? kennst du das Schweigen
Des schlummerlosen Gotts? erwart' ihn hier!
Um Mitternacht wird er es uns vollenden.
Und wenn du, wie du sagst, des Donnerers
Vertrauter, bist, und Eines Sinns mit ihm
Dein Geist mit ihm, der Pfade kundig, wandelt,
So komm mit mir; wenn izt, zu einsam sich,
Das Herz der Erde klagt, und eingedenk

Der alten Einigkeit die dunkle Mutter
Zum Aether aus die Feuerarme breitet,
Und izt der Herrscher kömt in seinem Stral,
Dann folgen wir, zum Zeichen, dass wir ihm
Verwandte sind, hinab in heilge Flammen.
Doch wenn du lieber ferne bleibst, für dich
Was gönnst du mir es nicht? wenn dir es nicht
Beschieden ist zum Eigentum, was nimmst
Und störst du mirs! O euch, ihr Genien
Die ihr, da ich begann, mir nahe waret,
Ihr Fernentwerfenden! euch dank' ich, dass ihr mirs
Gegeben habt, die lange Zahl der Leiden
Zu enden hier, befreit von andrer Pflicht,
In freiem Tod, nach göttlichem Geseze!
Dir ists verbotne Frucht! Drum lass und geh,
Und kannst du mir nicht nach, so richte nicht!

Manes

Dir hat der Schmerz den Geist entzündet, Armer.

Empedokles

Was heilst du denn, Unmächtiger, ihn nicht?

Manes

Wie ists mit uns? siehst du es so gewiss?

Empedokles

Das sage du mir, der du alles siehst!

Manes

Lass still uns seyn, o Sohn! und immer lernen.

Empedokles

Du lehrtest mich, heut lerne du von mir.

Manes

Hast du nicht alles mir gesagt?

Empedokles

O nein!

Manes

So gehest du nun?

Empedokles

Noch geh' ich nicht, o Alter!
Von dieser grünen guten Erde soll
Mein Auge mir nicht ohne Freude gehen.
Und denken möcht' ich noch vergangner Zeit,
Der Freunde meiner Jugend noch, der Theuren,
Die fern in Hellas frohen Städten sind,
Des Bruders auch, der mir geflucht, so musst'
Es werden; lass mich izt, wenn dort der Tag
Hinunter ist, so siehest du mich wieder.

⟨SZENENSKIZZE FÜR DIE FORTSETZUNG⟩

Chor

Zweiter Act

Erste Scene
Pausanias Panthea

Zweite Scene
Strato Gefolge

Dritte Scene
Strato allein
Chor?

Dritter Act

Empedokles Pausanias Panthea Strato Manes
Gefolge des Strato Agrigentiner
Chor?

Vierter Act

Erste Scene [1])
Empedokles Pausanias Panthea

Zweite Scene [2])
Empedokles

---

[1]) Lyrisch oder episch? [2]) Elegisch heroisch, Heroisch elegisch.

Dritte Scene [1])
Manes Empedokles

Vierte Scene [2])
Empedokles

Fünfter Act

Manes Pausanias Panthea Strato
Agrigentiner Gefolge des Strato

Manes, der Allerfahrne, der Seher erstaunt über den Reden des Empedokles und seinem Geiste, sagt, er sei der Berufene, der tödte und belebe, in dem und durch den eine Welt sich in sich auflöse und erneue. Auch der Mensch, der seines Landes Untergang so tödtlich fühlte, könnte so sein neues Leben ahnen. Des Tags darauf, am Saturnusfeste, will er ihnen verkünden, was der lezte Wille des Empedokles war.

---

[1]) Heroisch lyrisch? [2]) Lyrisch heroisch?

PHILOSOPHISCHE FRAGMENTE

ZU JAKOBIS BRIEFEN ÜBER DIE LEHRE DES SPINOZA.

1. Lessing war ein Spinozist. pag. 2

‚Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit waren nicht für ihn. Er konnte sie nicht geniessen. *Ἓν καὶ Πᾶν!* Anderes wusste er nichts.‘ ‚Sollte er sich nach jemand nennen, so wusste er keinen andern als Spinoza.‘ — pag. 12. ‚Könne man ihn ganz, so sei einem nicht zu helfen. Man soll lieber ganz sein Freund werden. Es gebe keine andere Philosophie, als die des Spinoza‘ — pag. 13. wenn der Determinist bündig sein will, muss er zum Fatalisten werden. Dann giebt sich das übrige von selbst —. Der Geist des Spinoza mag wol kein andrer gewesen sein, als das uralte: ‚a nihilo nihil fit.‘

Dieses im abstraktesten Sinne genommen fand Spinoza, dass durch ein jedes Entstehen in dem Endlichen, durch jeden Wechsel in demselben ein Etwas aus dem Nichts gesezt werde. Er verwarf also jeden Übergang des Unendlichen zum Endlichen. Sezte dafür ein immanentes Ensoph pag. 14. Diesem gab er, in sofern es Ursache der Welt ist, weder Verstand noch Willen. ‚Denn der Wille und der Verstand findet ohne einen

Gegenstand nicht statt. Und zufolge der transzendentalen Einheit und absoluten Unendlichkeit der ersten Ursache, findet kein Gegenstand statt. Und einen Begriff von seinem Gegenstand hervorzubringen, einen bestimmten Willen zu haben, ehe etwas da, auf das es sich beziehen könnte, sei ungereimt. (Ist nun kein Verstand und kein Wille da, auf welchen sich die Wirkungen, als primitive, bestimmte Ursache beziehen könnten,) so muss man eine unendliche Reihe von Wirkungen annehmen.' ‚Der Einwurf, dass eine unendliche Reihe von Wirkungen unmöglich, wiederlege sich selbst (in so ferne nemlich die Unendlichkeit indeterminabilis nicht series infinita ist), weil jede Reihe, die nicht aus nichts entspringen soll, schlechterdings eine unendliche, indeterminabilis ist. Und dann sind es nicht bloss Wirkungen, weil die innewohnende Ursache immer und überall ist. Überdiss ist die Vorstellung von Folge und Dauer blosse Erscheinung — pag. 16. 17, nur die Form, welcher wir uns bedienen, das Mannigfaltige in dem Unendlichen anzuschauen.'

2. Jakobi glaubt eine verständige, persönliche Ursache der Welt. Er sieht die Einwürfe Spinoza⟨s⟩ so klar, dass sie beinahe zur Eigentümlichkeit in ihm werden. Aber er hilft sich dadurch, dass er bloss den Haupttheil der Spinozistischen positiven Lehre angreift. Er schliesst aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und alles, was mit ihm verknüpft ist. ‚Wenn es lauter würkende und keine Endursachen giebt, so hat das denkende Vermögen in der ganzen Natur bloss das Zusehen. Sein einziges Geschäfte ist, den Mechanismus der würkenden

Kräfte zu begleiten. Auch die Affekte würken nicht, in so ferne sie Empfindungen und Gedanken mit sich führen. Und im Grunde bewegt uns ein Etwas, das von allen Aeusserungen nichts weiss, und das in so ferne, von Empfindung und Gedanke schlechterdings entblösst ist. Empfindung und Gedanke sind nur Begriffe von Ausdehnung, Bewegung, Graden von Geschwindigkeit u. s. w.' a) Wendet aber Lessing ein, dass es zu den menschlichen Vorurteilen gehöre, den Gedanken als das erste und vornehmste zu betrachten, und aus ihm alles herleiten zu wollen, da doch alles mit samt den Vorstellungen von höheren Prinzipien abhange. Es gäbe eine höhere Kraft, die unendlich vortrefflicher sei, als die oder jene Würkung. Es könnte auch eine Art des Genusses für dieselbe geben, die nicht nur alle Begriffe übersteige, sondern völlig ausser dem Begriffe liege. Diss hebe aber ihre Möglichkeit nicht auf. — Dem Spinoza habe Einsicht zwar über alles gegolten, aber nur in so fern, als sie für den Menschen, das endliche, bestimmte Wesen, das Mittel sei, womit er über seine Endlichkeit hinausreiche. Er sei ferne gewesen, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln für die höchste Methode zu halten und den Gedanken oben zu sezen. b) gesteht Jakobi, dass er sich von der extramundanen Gottheit keine genügende Vorstellung machen könne, dass die Prinzipien des Leibniz den Spinozistischen kein Ende machen. Die Monaden samt ihren Vinculis, sagt er, lassen ihm Ausdehnung und Denken, überhaupt Realität so unbegreiflich, als er sie schon gehabt habe. Er wisse da weder rechts noch links. Es sei ihm sogar, als käme ihm noch überdiss etwas aus

der Tasche, — Lessing zeigt ihm überdiss eine Stelle im Leibniz, die offenbar Spinozistisch ist. Es heisst da von Gott, er befinde sich in einer immerwährenden Expansion, und Kontraktion. Dieses wäre die Schöpfung und das Bestehen der Welt. Und Jakobi findet, dass kein Lehrgebäude so ser wie das von Leibniz mit dem Spinozismus übereinkäme. 1) habe Mendelssohn öffentlich gezeigt, dass die Harmonia praestabilita im Spinoza stehe. 2) haben beide im Grunde dieselbe Lehre von der Freiheit und nur ein Blendwerk unterscheide ihre Theorie. —

Spinoza erläutere unser Gefühl von Freiheit durch das Beispiel eines Steines, welcher dächte und wüsste, dass er sich bestrebt, seine Bewegung, soviel er kann, fortzusezen. Cp. LXII. Op. Koph. p. 584 et 585. Leibniz erläutere dasselbe mit dem Beispiele einer Magnetnadel, welche Lust hätte, sich nach Norden zu bewegen und in der Meinung stände, sie drehe sich unabhängig von einer andern Ursache, indem sie der unmerklichen Bewegung der magnetischen Materie nicht inne würde.

Die Endursachen erklärt Leibniz durch einen Appetitum, einen Conatum immanentem (conscientia sui praeditum). Ebenso Spinoza, der in diesem Sinn sie vollkommen gelten lassen konnte, und bei welchem Vorstellung des Aeusserlichen, und der Begierde das Wesen der Seele ausmachen.

Bei Leibniz, wie bei Spinoza sezt eine jede Endursache eine würkende voraus. Das Denken ist nicht die Quelle der Substanz, sondern die Substanz ist die Quelle des Denkens. — pag. 17—26.

Jakobi zieht sich aus einer Philosophie zurük, die den vollkommenen Skeptizismus notwendig macht. Er liebt den Spinoza, weil er ihn mer als ein andrer Philosoph zu der vollkommenen Überzeugung geleitet hat, dass sich gewisse Dinge nicht entwiklen lassen; vor denen man die Augen darum nicht zudrüken muss, sondern sie nemen wie man sie findet.

Das grösste Verdienst des Forschers ist, Daseyn zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung sei ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals lezter Zwek. Sein lezter Zwek ist, was sich nicht erklären lässt: Das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache. — pag. 29. 31.

HERMOKRATES AN CEPHALUS

Du glaubst also im Ernste, das Ideal des Wissens könnte wohl in irgend einer bestimmten Zeit in irgend einem Systeme dargestellt erscheinen? Du glaubst sogar, diss Ideal sei jezt schon wirklich geworden, und es fehle zum Jupiter Olympius nichts mehr als das Piedestal? Vieleicht! Besonders, nachdem man das leztere nimmt! Aber wunderbar wär es dann doch, wenn gerade diese Art des sterblichen Strebens ein Vorrecht hätte, wenn gerade hier die Vollendung, die jedes sucht und keines findet, vorhanden wäre?

Ich glaubte sonst immer, der Mensch bedürfe für sein Wissen, wie für sein Handeln eines unendlichen Fortschritts, einer gränzenlosen Zeit, um ⟨sich⟩ dem gränzenlosen Ideale zu nähern; ich nannte die Meinung, als ob

die Wissenschaft in einer bestimmten Zeit vollendet werden könnte, oder vollendet wäre, einen scientivischen Quietismus, der Irrtum wäre, in jedem Falle, er mochte sich bei einer individuell bestimmten Gränze begnügen, oder die Gränze überhaupt verläugnen, wo sie doch war, aber nicht seyn sollte, (sehr unrichtig und so gefährlich wäre, als der Quietismus der alten Heiligen, die natürlicher weise nichts thun konnten und nichts denken, weil sie alles gethan hatten und gedacht, die auch ihren gläubigen Schülern schlechterdings nicht erlauben durften, mehr zu thun und zu denken, als sie, denn sie waren ja die Vollkommnen, und ausserhalb des Vollkommnen liegt nur das Böse und Falsche).

Das war aber freilich nur unter gewissen Voraussezungen möglich, die du mir zu seiner ⟨Zeit⟩ mit aller Strenge in Anspruch nehmen sollst. Inzwischen lass mich nur fragen, ob denn wirklich die Hyperbel mit ihrer Asymtote vereinigt, ob der Übergang vom —

ÜBER DEN BEGRIFF DER STRAFFE

Es scheint, als wäre die Nemesis der Alten nicht sowohl um ihrer Furchtbarkeit als um ihres geheimnisvollen Ursprungs willen als eine Tochter der Nacht dargestellt worden.

Es ist das nothwendige Schiksaal aller Feinde der Principien, dass sie mit allen ihren Behauptungen in einen Cirkel gerathen. (Beweis.) Im gegenwärtigen Falle würd' es bei ihnen lauten: Das Leiden rechtmässigen

Widerstands ist die Folge böser Handlungen. Böse Handlungen sind aber solche, worauf Straffe folgt. Und Straffe folgt da, wo böse Handlungen sind. Sie könnten unmöglich ein für sich bestehendes Kriterium der bösen Handlung angeben. Denn, wenn sie konsequent sind muss nach ihnen die Folge den Werth der That bestimmen. Wollen sie diss vermeiden, so müssen sie vom Princip ausgehen. Thun sie diss nicht, und bestimmen sie den Werth der That nach ihren Folgen, so sind diese Folgen — moralisch betrachtet — in nichts Höherem begründet, und die Rechtmässigkeit des Widerstands ist nichts mehr, als ein Wort, Strafe ist eben Strafe, und wenn mir der Mechanism oder der Zufall oder die Willkür, wie man will, etwas Unangenemes zufügt, so weiss ich, dass ich bös gehandelt habe, ich habe nun weiter nichts mehr zu fragen, was geschiehet, geschiehet von Rechts wegen, weil es geschiehet.

Nun scheint es zwar, als ob wirklich so etwas der Fall wäre, da wo der ursprüngliche Begriff der Straffe stattfindet, in dem moralischen Bewusstsein. Da kündet sich uns nemlich das Sittengesez negativ an, und kann, als unendlich, sich nicht anders uns ankündigen[1]). Wir sollen etwas nicht wollen, das ist seine unmittelbare Stimme an uns. Wir müssen also etwas wollen, dem das Sittengesez sich entgegengesezt. Was das Sittengesez ist, wussten wir aber weder zuvor ehe es sich unserem Willen entgegensezte, noch wissen wir es jezt da es sich uns

[1]) Im Factum ist aber das Gesez thätiger Wille. Denn ein Gesez ist nicht thätig, es ist nur die vorgestellte Thätigkeit. Dieser thätige Wille muss gegen eine andre Thätigkeit des Willens gehen.

entgegensezt, wir leiden nur seinen Widerstand, als die Folge von dem, dass wir etwas wollten, das dem Sittengesez entgegen ist, wir bestimmen nach dieser Folge den Werth unseres Wollens; weil wir Widerstand litten, betrachten wir unsern Willen als böse, wir können die Rechtmäsigkeit jenes Widerstands, wie es scheint, nicht weiter untersuchen, und wenn diss der Fall ist, so kennen wir ihn nur daran, dass wir leiden; er unterscheidet sich nicht von jedem andern Leiden, und mit eben dem Rechte, womit ich vom Widerstande, den ich den Widerstand des Sittengesezes nenne, auf einen bösen Willen schliesse, schliesse ich von jedem erlittenen Widerstande auf einen bösen Willen. Alles Leiden ist Strafe.

Es ist aber ein Unterschied zwischen dem Erkentnisgrunde und Realgrunde[1]). Es ist nichts weniger, als identisch, wenn ich sage, das Eine mal: ich erkenne das Gesez an seinem Widerstande, und das andre mal: ich erkenne das Gesez um seines Widerstandes willen an. Nur die sind den obigen Cirkel zu machen genötiget, für die der Widerstand des Gesezes Realgrund des Gesezes ist. Für sie findet das Gesez gar nicht statt, wenn sie nicht seinen Widerstand erfahren, ihr Wille ist nur darum gesezwidrig, weil sie diese Gesezwidrigkeit bewusst empfinden; leiden sie keine Strafe, so sind sie auch nicht böse. Strafe ist, was auf das Böse folgt. Und bös ist, worauf Strafe folgt.

Es scheint dann aber doch mit der Unterscheidung zwischen dem Erkenntnisgrunde und Realgrunde wenig geholfen zu seyn. Wenn der Widerstand des Gesezes

[1]) ideal ohne Straffe kein Gesez, real ohne Gesez keine Straffe.

gegen meinen Willen Straffe ist und ich also an der Straffe erst das Gesez erkenne, so fragt sich, einmal: kann ich an der Straffe das Gesez erkennen? und dann: wie kann ich bestraft werden für die Übertretung eines Gesezes, das ich nicht kannte?
Hierauf kann geantwortet ⟨werden,⟩ dass man, in so fern man sich als bestraft betrachte, nothwendig die Übertretung des Gesezes in sich vorausseze, dass man in der Straffe, insofern man sie als Strafe beurtheile, nothwendig das — — —

In diesem Naturzustande der Phantasie, wo sie in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen betrachtet wird, ist zwar moralische Gesezmäsigkeit möglich, aber zufällig.

Es giebt eine Seite des empirischen Begehrungsvermögens, die ⟨als⟩ Analogie dessen, was Natur heisst, am auffallendsten ist ⟨und⟩ ans Sittengesez zu gränzen scheint, wo das Nothwendige mit der Freiheit, das Bedingte mit dem Unbedingten, das Sinnliche mit dem Heiligen sich zu verbrüdern scheint, eine natürliche Unschuld, man möchte sagen eine Moralität des Instinkts, und die ihm gleichgestimmte Phantasie ist himmlisch.

Aber dieser Naturzustand hängt als ein solcher auch von Naturursachen ab.

Es ist ein bloses Glük, so gestimmt zu sein.

Wäre das Gesez der Freiheit nicht, unter welchem das Begehrungsvermögen zusamt der Phantasie stünde, so würde es niemals einen vesten Zustand geben, der demjenigen gliche, der so eben angedeutet worden ist, wenigstens würde es nicht von uns abhängen, ihn vestzuhalten. Sein Gegenteil würde eben so stattfinden, ohne dass wir es hindern könnten.

Das Gesez der Freiheit aber gebietet, ohne alle Rüksicht auf die Hülfe der Natur. Die Natur mag zu Ausübung desselben förderlich sein, oder nicht, es gebietet. Vielmer sezt es einen Widerstand in der Natur voraus, sonst würde es nicht gebieten. Das erstemal, dass das Gesez der Freiheit sich an uns äussert, erscheint es strafend. Der Anfang all' unsrer Tugend geschieht vom Bösen. Die Moralität kann also niemals der Natur anvertraut

werden. Denn wenn die Moralität auch nicht aufhörte Moralität zu sein, so bald die Bestimmungsgründe in der Natur und nicht in der Freiheit liegen, so wäre doch die Legalität, die durch blose Natur hervorgebracht werden könnte, ein ser unsicheres, nach Zeit und Umständen wandelbares Ding. So wie die Naturursachen anders bestimmt würden, würde diese Legalität — — — — — —
— —

⟨APHORISMEN⟩

1

Es giebt Grade der Begeisterung. Von der Lustigkeit an, die wohl der unterste ist, bis zur Begeisterung des Feldherrn, der mitten in ⟨der⟩ Schlacht unter Besonnenheit den Genius mächtig erhält, giebt es eine unendliche Stufenleiter. Auf dieser auf und ab zu steigen ist Beruf und Wonne des Dichters.

2

Man hat Inversionen der Worte in der Periode. Grösser und wirksamer muss aber dann auch die Inversion der Perioden selbst seyn. Die logische Stellung der Perioden, wo dem Grunde (der Grundperiode) das Werden, dem Werden das Ziel, dem Ziele der Zwek folgt, und die Nebensäze immer nur hinten angehängt sind an die Hauptsäze, worauf sie sich zunächst beziehen, — ist dem Dichter gewiss nur höchst selten brauchbar.

3

Das ist das Maas der Begeisterung, das jedem Einzelnen gegeben ist, dass der eine bei grösserem, der andere nur bei schwächerem Feuer die Besinnung noch im nöthigen Grade behält. Da wo die Nüchternheit dich verlässt, da ist die Gränze deiner Begeisterung. Der grosse Dichter ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich so weit über sich selbst erheben als er will. Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe. Das leztere verhindert der elastische Geist, das erstere die Schwerkraft, die im nüchternen Besinnen liegt. Das Gefühl ist aber wohl die beste Nüchternheit und Besinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ist. Es ist Zügel und Sporn dem Geist. Durch Wärme treibt es den Geist weiter, durch Zartheit und Richtigkeit und Klarheit schreibt es ihm die Gränze vor und hält ihn, dass er sich nicht verliert; und so ist es Verstand und Wille zugleich. Ist es aber zu zart und weichlich, so wird es tödtend, ein nagender Wurm. Begränzt sich der Geist, so fühlt es zu ängstlich die augenblikliche Schranke, wird zu warm, verliert die Klarheit, und treibt den Geist mit einer unverständlichen Unruhe ins Gränzenlose; ist der Geist freier, und hebt er sich augenbliklich über Regel und Stoff, so fürchtet es eben so ängstlich die Gefahr, dass er sich verliere, so wie es zuvor die Eingeschränktheit fürchtete, es wird frostig und dumpf, und ermattet den Geist, dass er sinkt und stokt, und an überflüssigem Zweifel sich abarbeitet. Ist einmal das Gefühl so krank, so kann der Dichter nichts Bessers, als dass er, weil er es kennt, sich in keinem Falle, gleich schreken lässt von

ihm, und es nur so weit achtet, dass er etwas gehaltner fortfährt und so leicht wie möglich sich des Verstands bedient, um das Gefühl, es seie beschränkend oder befreiend, augenbliklich zu berichtigen, und wenn er so sich mehrmal durchgeholfen hat, dem Gefühle die natürliche Sicherheit und Consistenz wiederzugeben. Überhaupt muss er sich gewöhnen, nicht in den einzelnen Momenten das Ganze, das er vorhat, erreichen zu wollen, und das augenbliklich Unvollständige zu ertragen; seine Lust muss seyn, dass er sich von einem Augenblike zum andern selber übertrifft, in dem Masse und in der Art, wie es die Sache erfordert, bis am Ende der Hauptton seines Ganzen gewinnt. Er muss aber ja nicht denken, dass er nur im *crescendo* vom Schwächern zum Stärkern sich selber übertreffen könne, so wird er unwahr werden, und sich überspannen; er muss fühlen, dass ⟨er⟩ an Leichtigkeit gewinnt, was er an Bedeutsamkeit verliert, dass das Stille die Heftigkeit, und das Sinnige den Schwung gar schön ersezt, und so wird es im Fortgang seines Werks nicht einen nothwendigen Ton geben, der nicht den vorhergehenden gewissermassen überträffe, und der herrschende Ton wird es nur darum seyn, weil das Ganze auf diese und keine andere Art komponirt ist.

4

Nur das ist die wahrste Wahrheit, in der auch der Irrtum, weil sie ⟨ihn⟩ im Ganzen ihres Systems an seine Zeit und seine Stelle sezt, zur Wahrheit wird. Sie ist das Licht, das sich selber und auch die Nacht erleuchtet. Diss ist auch die höchste Poësie, in der auch

das unpoëtische, weil es zur rechten Zeit und am rechten Orte im Ganzen des Kunstwerks gesagt ist, poëtisch wird. Aber hiezu ist schneller Begriff am nöthigsten. Wie kannst du die Sache am rechten Ort brauchen, wenn du noch scheu darüber verweilst, und nicht weist, wie ⟨viel⟩ an ihr ist, wie viel oder wenig daraus zu machen. Das ist ewige Heiterkeit, ist Gottesfreude, dass man alles Einzelne in die Stelle des Ganzen sezt, wohin es gehört; deswegen ohne Verstand, oder ein durch und durch organisirtes Gefühl keine Vortreflichkeit, kein Leben.

5

Muss denn der Mensch an Gewandtheit der Kraft und des Sinnes verlieren, was er an vielumfassendem Geiste gewinnt? Ist doch keines nichts ohne das andere!

6

Aus Freude must du das Reine überhaupt, die Menschen und andern Wesen verstehen, alles Wesentliche und Bezeichnende auffassen, und alle Verhältnisse nach einander erkennen, und seine Bestandtheile in ihrem Zusammenhange so lange dir wiederhohlen, bis wieder die lebendige Anschauung objectiver aus dem Gedanken hervorgeht, aus Freude, ehe die Noth eintritt; der Verstand, der blos aus Noth kommt, ist immer einseitig schief.

Da hingegen die Liebe gerne zart entdekt, ⟨wenn nicht Gemüth und Sinne scheu und trüb geworden sind durch harte Schiksaale und Mönchsmoral,⟩ und nichts übersehen mag, und wo sie sogenannte Irren oder Fehler

findet, (die in dem, was sie sind, oder durch ihre Stellung und Bewegung aus dem Tone des Ganzen augenbliklich abweichen,) das Ganze nur desto inniger fühlt und anschaut. Deswegen sollte alles Erkennen vom Studium des Schönen anfangen. Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern. Übrigens ist auch Schwärmerei und Leidenschaft gut, Andacht, die das Leben nicht berühren, nicht erkennen mag, und dann Verzweiflung, wenn das Leben selber aus seiner Unendlichkeit hervorgeht. Das tiefe Gefühl der Sterblichkeit, des Veränderns, seiner zeitlichen Beschränkungen entflammt den Menschen, dass er viel versucht, übt alle seine Kräfte, und lässt ihn nicht in Müssiggang gerathen, und man ringt so lange um Chimären, bis sich endlich wieder etwas Wahres und Reelles findet zur Erkenntniss und Beschäftigung. In guten Zeiten giebt es selten Schwärmer. Aber wenns dem Menschen an grossen reinen Gegenständen fehlt, dann schafft er irgend ein Phantom aus dem und jenem, und drükt die Augen zu, dass er dafür sich interessiren kann, und dafür leben.

7

Es kommt alles darauf an, dass die Vortreflichern das Inferieure, die Schönern das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschliessen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, dass sie die Distanz, die zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus dieser Erkenntniss wirken, und dulden. Isoliren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren, und sie gehen in ihrer

Einsamkeit unter. Vermischen ⟨sie⟩ sich zu sehr, so ist auch wieder keine rechte Wirksamkeit möglich, denn entweder sprechen und handeln sie gegen die andern wie gegen ihresgleichen und übersehen den Punct, wo diesen es fehlt, und wo sie zunächst ergriffen werden müssen, oder sie richten sich zu sehr nach diesen, und wiederhohlen die Unart, die sie reinigen sollten; in beiden Fällen wirken sie nichts und müssen vergehen, weil sie entweder immer ohne Wiederklang sich in den Tag hinein äussern, und einsam bleiben mit allem Ringen und Bitten, oder auch, weil sie das Fremde, Gemeinere zu dienstbar in sich aufnehmen und sich damit erstiken.

8

Vortrefliche Menschen müssen auch wissen, dass sie es sind, und sich wohl unterscheiden von allen, die unter ihnen sind. Eine zu grosse Bescheidenheit hat oft die edelsten Naturen zu Grunde gerichtet, wenn sie ihrer grössern oder feinern Gesinnungen sich schämten und meinten, sie müssen der ungezogenen Menge sich gleich stellen. Freilich wird man auf der andern Seite leicht zu stolz und hart, und hält zu viel von sich und von den andern zu wenig. Aber wir haben in uns ein Urbild alles Schönen, dem kein einzelner gleicht. Vor diesem wird der ächt vortrefliche Mensch sich beugen und die Demuth lernen, die er in der Welt verlernt.

9

Meist haben sich Dichter zu Anfang oder zu Ende einer Weltperiode gebildet. Mit Gesang steigen die Völker aus

dem Himmel ihrer Kindheit ins thätige Leben, ins Land der Cultur. Mit Gesang kehren sie von da zurük ins ursprüngliche Leben. Die Kunst ist der Übergang aus der Natur zur Bildung, und aus der Bildung zur Natur.

⟨ÜBER ACHILL I.⟩

Mich freut es, dass Du vom Achill sprachst. Er ist mein Liebling unter den Helden, so stark und zart, die gelungenste und vergänglichste Blüthe der Heroenwelt, so ‚für kurze Zeit geboren' nach Homer, eben weil er so schön ist. Ich möchte auch fast denken, der alte Poët lass' ihn nur darum so wenig in Handlung erscheinen, und lasse die andern lärmen, indess sein Held im Zelte sizt, um ihn so wenig, wie möglich unter dem Getümmel vor Troja zu profaniren. Von Ulyss konnte er Sachen genug beschreiben. Dieser ist ein Sak voll Scheidemünze, wo man lange zu zählen hat, mit dem Golde ist man viel bälder fertig.

⟨ÜBER ACHILL II.⟩

Am meisten aber lieb' ich und bewundere den Dichter aller Dichter um seines Achilles willen. Es ist einzig, mit welcher Liebe und welchem Geiste er diesen Karakter durchschaut und gehalten und gehoben hat. Nimm die alten Herrn Agamemnon und Ulysses und Nestor mit ihrer Weisheit und Thorheit, nimm den Lärmer Diomed, den blindtobenden Ajax, und halte sie gegen

den genialischen, allgewaltigen, melancholischzärtlichen Göttersohn, den Achill, gegen dieses enfant gaté der Natur, und wie der Dichter den Jüngling voll Löwenkraft und Geist und Anmuth in die Mitte gestellt hat zwischen Altklugheit und Rohheit, und du wirst ein Wunder der Kunst in Achilles Karakter finden. Im schönsten Kontraste stehet der Jüngling mit Hector, dem edeln treuen frommen Manne, der so ganz aus Pflicht und feinem Gewissen Held ist, da der andre alles aus reicher schöner Natur ist. Sie sind sich ebenso entgegengesezt, als sie verwandt sind, und eben dadurch wird es um so tragischer, wenn Achill am Ende als Todtfeind des Hector auftritt. Der freundliche Patroklus gesellt sich lieblich zu Achill und schikt sich so recht zu dem Trozigen.

Man siehet auch wohl, wie hoch Homer den Helden seines Herzens achtete. Man ⟨hat⟩ sich oft gewundert, warum Homer, der doch den Zorn des Achill besingen wolle, ihn fast gar nicht erscheinen lasse pp. Er wollte den Götterjüngling nicht profaniren in dem Getümmel vor Troja. Der Idealische durfte nicht alltäglich erscheinen. Und er kont' ihn wirklich nicht herrlicher und zärtlicher besingen, als dadurch, dass er ihn zurüktreten lässt, (weil sich der Jüngling in seiner genialischen Natur vom rangstolzen Agamemnon, als ein Unendlicher unendlich belaidiget fühlt,) so dass jeder Verlust der Griechen von dem Tag an, wo man den Einzigen im Heere vermisst, an seine Überlegenheit über die ganze prächtige Menge der Herren und Diener mahnt, und die seltenen Momente, wo der Dichter ihn vor uns erscheinen lässt, durch seine

Abwesenheit nur desto mehr ins Licht gesezt werden. Diese sind dann auch mit wunderbarer Kraft gezeichnet und der Jüngling tritt wechselsweise klagend und rächend, unaussprechlich rührend und dann wieder furchtbar so lange nacheinander auf, bis am Ende, nachdem sein Leiden und sein Grimm auf⟨s⟩ höchste gestiegen sind, nach fürchterlichem Ausbruch das Gewitter austobt, und der Göttersohn kurz vor seinem Tode, den er vorausweiss, sich mit allem, so gar mit dem alten Vater Priamus aussöhnt.

Diese lezte Scene ist himmlisch nach allem, was vorhergegangen war. — — —

Gefühl und Geist zu mangeln; ein anderer interessirt uns mehr durch Grösse und Stärke und Beharrlichkeit seiner Kräfte und Gesinnungen, durch Muth und Aufopferungsgaabe, aber er dünkt uns zu gespannt, zu ungenügsam, zu gewaltsam, zu einseitig in manchen Fällen, zu sehr im Widerspruche mit der Welt; wieder ein anderer gewinnt uns durch die grössere Harmonie seiner inneren Kräfte, durch die Vollständigkeit und Integrität und Seele, womit er die Eindrüke aufnimmt, durch die Bedeutung, die ebendeswegen ein Gegenstand, der ihn umgiebt, im Einzelnen und Ganzen für ihn hat, für ihn haben kann, und die dann auch in seinen Äusserungen über den Gegenstand sich findet; und wie die Unbedeutenheit uns mehr als alles andere schmerzt, so wäre uns auch der vorzüglich willkommen, der uns und das, worinn wir leben, wahrhaft bedeutend nimmt, so bald er seine Art zu sehen und zu fühlen uns nur leicht genug und gänzlich fasslich machen könnte, aber wir sind nicht selten versucht, zu denken, dass er, indem er den Geist des Ganzen fühle, das Einzelne zu wenig ins Auge fasse, dass er, wenn andere vor lauter Bäumen den Wald nicht sehn, über dem Walde die Bäume vergesse, dass er bei aller Seele, ziemlich unverständig, und desswegen auch für andere unverständlich sei.

Wir sagen uns dann auch wieder, dass kein Mensch in seinem äussern Leben alles zugleich seyn könne, dass man, um ein Daseyn und Bewusstseyn in der Welt zu haben, sich für irgend etwas determiniren müsse, dass Neigung und Umstände den einen zu dieser, den andern zu einer andern Eigentümlichkeit bestimme, dass diese

Eigentümlichkeit dann freilich am meisten zum Vorschein komme, dass aber andere Vorzüge, die wir vermissen, desswegen nicht ganz fehlen bei einem ächten Karakter, und nur mehr im Hintergrunde liegen, dass diese vermissten Vorzüge — — —

Erschütterungen haben wir vorerst kein ächteres Bedürfniss, als einen solchen Umgang, einen solchen Gegenstand, bei dem wir uns am leichtesten in einem Gleichgewichte, in Ruhe und Klarheit wiederfinden.

Wir nennen den beschriebenen Karakter vorzugsweise natürlich und haben mit dieser Huldigung wenigstens so sehr recht, als einer der sieben Weisen, welcher in seiner Sprache und Vorstellungsweise behauptet, alles sei aus Wasser entstanden. Denn wenn in der sittlichen Welt die Natur, wie es wirklich scheint, in ihrem Fortschritt immer von den einfachsten Verhältnissen und Lebensarten ausgeht, so sind jene schlichten Karaktere nicht ohne Grund die ursprünglichen, die natürlichsten zu nennen. — — —

auszusöhnen und den Achaiern wieder im Kampfe gegen die Trojer zu helfen.

Dich auch macht' ich zum Manne, du göttergleicher Achilles,
Liebend mit herzlicher Treu; auch wolltest du nimmer mit andern
Weder zum Gastmahl gehn, noch daheim in den Wohnungen essen,
Eh ich selber dich nahm, auf meine Knie dich sezend,
Und die zerschnittene Speise dir reicht' und den Becher dir vorhielt.
Oftmals hast du das Kleid mir vorn am Busen befeuchtet,
Wein aus dem Munde verschüttend in unbehülflicher Kindheit.
Also hab' ich so manches durchstrebt und so manches erduldet
Deinethalb, ich bedachte, wie eigene Kinder die Götter
Mir versagt, und wählte, du göttergleicher Achilles,
Dich zum Sohn, dass du einst vor traurigem Schiksaal mich schirmtest.
Zähme dein grosses Herz, o Achilleus! Nicht ja geziemt dir
Unerbarmender Sinn; oft wenden sich selber die Götter,
Die doch weit erhabner an Herrlichkeit, Ehr und Gewalt sind[1]).

Der ausführliche, stetige, wirklich wahre Ton fällt in die Augen.

[1]) Ich brauche wohl wenigen zu sagen, dass diss Vossische Übersezung ist, und denen, die sie noch nicht kennen, gestehe ich, dass auch ⟨ich⟩ zu meinem ⟨Bedauern⟩ erst seit kurzem damit bekannter geworden bin.

Und so hält sich dann auch das epische Gedicht im Grösseren an das Wirkliche. Es ist, wenn man es in seiner Eigentümlichkeit betrachtet, ein Karaktergemählde, und aus diesem Ge⟨sichtspunkt⟩ durchaus angesehn, interessirt und erklärt sich auch eben die Iliade erst recht, von allen Seiten[1]). In einem Karaktergemählde sind dann auch alle übrigen Vorzüge des natürlichen Tons an ihrer wesentlichen Stelle. Diese sichtbare sinnliche Einheit, dass alles vorzüglich vom Helden aus und wieder auf ihn zurükgeht, dass Anfang und Katastrophe und Ende an ihn gebunden ist, dass alle Karaktere und Situationen in ganzer Mannigfaltigkeit mit allem, ⟨was⟩ geschiehet und gesagt wird, wie die Puncte in einer Linie gerichtet sind, auf den Moment, wo er in seiner höchsten Individualität auftritt, diese Einheit ist, wie man leicht einsieht, nur in einem Werke möglich, das seinen eigentlichen Zwek in die Darstellung von Karakteren sezt, und wo im Hauptkarakter der Hauptquell liegt.

So folgt aus dieser Idee auch die ruhige Moderation, die dem natürlichen Tone so eigen ist, die uns die Karaktere so genau innerhalb ihrer Grenze zeigt, und sie so sanft abstuft.

Der Künstler ist in der Dichtart, wovon die Rede ist, nicht deswegen so moderat, weil er dieses Verfahren für das Einzigpoëtische hält, er vermeidet z. B. die Extreme und Gegensäze nicht darum, weil er sie in keinem Falle

[1]) Und wenn die Begebenheiten und Umstände, worinn sich die Karaktere darstellen, so ausführlich entwikelt werden, so ist es vorzüglich darum, weil diese gerade vor den Menschen, die ⟨in⟩ ihnen leben, so erscheinen, ohne sehr alterirt, und aus der gewöhnlichen Stimmung und Weise herausgetrieben zu seyn.

brauchen mag, er weiss wohl, dass es am rechten Orte poëtischwahre Extreme und Gegensäze der Personen, der Ereignisse, der Gedanken, der Leidenschaften, der Bilder, der Empfindungen giebt, er schliesst sie nur aus, insofern sie zum jezigen Werke nicht passen; er musste sich einen festen Standpunct wählen, und dieser ist jezt das Individuum, der Karakter seines Helden, so wie er durch Natur und Bildung ein bestimmtes eignes Daseyn, eine Wirklichkeit gewonnen hat. Aber eben diese Individualität des Karakters gehet nothwendiger weise in Extremen verloren. Hätte Homer seinen entzündbaren Achill nicht so zärtlich sorgfältig dem Getümmel entrükt, wir würden den Göttersohn kaum noch von dem Elemente unterscheiden, das ihn umgiebt, und nur, wo wir ihn ruhig im Zelte finden, wie er mit der Leier sein Herz erfreut und Siegsthaten der Männer singt, indessen sein Patroklus gegenüber sizt und schweigend harrt, bis er den Gesang vollendet, hier nur haben wir den Jüngling recht vor Augen.

Also, um die Individualität des dargestellten Karakters zu erhalten, um die es ihm jezt gerade am meisten zu thun ist, ist der epische Dichter so durchaus moderat, (und was hieraus von selbst folgt).

Und wenn die Umstände, in denen sich die epischen Karaktere befinden, so genau und ausführlich dargestellt werden, so ist es wieder nicht, weil der Dichter in diese Umständlichkeit allen poetischen Werth sezt. In einem andern Falle würde er sie bis auf einen gewissen Grad vermeiden; aber hier, wo sein Standpunct Individualität, Wirklichkeit, bestimmtes Daseyn der Karaktere ist, muss

auch die umgebende Welt aus diesem Standpuncte erscheinen. Und ⟨dass⟩ die umgebenden Gegenstände aus diesem Standpuncte eben in jener Genauigkeit erscheinen, erfahren wir an uns selbst, so oft wir in unserer eigenen gewöhnlichsten Stimmung ungestört bei den Umständen gegenwärtig sind, in denen wir selber leben.

Ich wünschte noch manches hinzuzusezen, wenn ich nicht auszuschweifen fürchtete. Ich seze nur noch hinzu, dass diese Ausführlichkeit in den dargestellten Umständen blos Widerschein der Karaktere ist, insofern sie Individuen überhaupt und noch nicht näher bestimmt sind. Das Umgebende kann noch auf eine andere Art den Karakteren angepasst werden. In der Iliade theilt sich zulezt die Individualität des Achill, die freilich auch dafür geschaffen ist, mehr oder weniger allem und jedem mit, was ihn umgiebt, und nicht blos den Umständen, auch den Karakteren. Bei den Kampfspielen, die dem todten Patroklus zu Ehren angestellt ⟨werden⟩, tragen merklicher und unmerklicher die übrigen Helden des griechischen Heeres fast alle seine Farbe, und endlich scheint sich der alte Priamus in allem seinem Laide noch vor dem Heroen, der doch sein Feind war, zu verjüngen.

Aber man siehet leicht, dass diss leztere schon über den natürlichen Ton hinausgeht, so wie er bis jezt beschrieben worden ist, in seiner blossen Eigentümlichkeit.

In dieser wirkt ⟨er⟩ dann allerdings schon günstig auf uns durch seine Ausführlichkeit, seinen stetigen Wechsel, seine Wirklichkeit — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

DER GESICHTSPUNCT, AUS DEM WIR DAS ALTERTUM ANZUSEHEN HABEN

Wir träumen von Bildung, Frömmigkeit pp. und haben gar keine, sie ist angenommen — wir träumen von Originalität und Selbstständigkeit, wir glauben lauter Neues zu sagen, und alles diss ist doch Reaction, gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit ⟨wir⟩ uns verhalten haben gegen das Altertum. Es scheint wirklich fast keine andere Wahl offen zu seyn, ⟨als⟩ erdrükt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder mit gewaltsamer Anmassung sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusezen. Das Schwerste dabei scheint, dass das Altertum ganz unserem ursprünglichen Triebe entgegenzuseyn scheint, der darauf geht, das Ungebildete zu bilden, das Ursprüngliche, Natürliche zu vervollkommnen, so dass der zur Kunst geborene Mensch natürlicher weise und überall sich lieber mehr das Rohe, Ungelehrte, Kindliche holt, als einen gebildeten Stoff, wo ihm, der bilden will, schon vorgearbeitet ist. Und was allgemeiner Grund vom Untergang aller Völker war, nemlich, dass ihre Originalität, ihre eigene lebendige Natur erlag unter den positiven Formen, unter dem Luxus, den ihre Väter hervorgebracht hatten[1]), das scheint auch unser Schiksaal zu seyn, nur in grösserem Masse, indem eine fast gränzenlose Vorwelt, die wir entweder durch Unterricht ⟨oder⟩ durch Erfahrung innewerden, auf uns wirkt und drükt[2]). Von der

[1]) Beispiele lebhaft dargestellt. [2]) Ausführung.

andern Seite scheint nichts günstiger zu seyn, als gerade diese Umstände, in denen wir uns befinden.

Es ist nemlich ein Unterschied, ob jener Bildungstrieb blind wirkt, oder mit Bewusstseyn, ob er weiss, woraus er hervorgieng und wohin er strebt. Denn diss ist der einzige Fehler der Menschen, dass ihr Bildungstrieb sich verirrt, eine falsche, überhaupt unwürdige Richtung nimmt, oder doch seine eigentümliche Stelle verfehlt, oder, wenn er diese gefunden hat, auf halbem Wege, bei den Mitteln, die ihn zu seinem Zweke führen sollten, stehen bleibt[1]). Dass dieses in hohem Grade weniger geschehe[2]), wird dadurch gesichert, dass wir wissen, wovon und worauf jener Bildungstrieb überhaupt ausgehe, dass wir die wesentlichsten Richtungen kennen, in denen er seinem Ziele entgegengeht, dass uns auch die Umwege oder Abwege, die er nehmen kan, nicht unbekannt sind, dass wir alles, was vor und um uns aus jenem Triebe hervorgegangen ist, betrachten als aus dem gemeinschaftlichen ursprünglichen Grunde hervorgegangen, woraus er mit seinen Producten überall hervorgeht, dass wir die wesentlichsten Richtungen, die er vor und um uns nahm, auch seine Verirrungen um uns her erkennen, und nun, aus demselben Grunde, den wir, lebendig und überall gleich, als den Ursprung alles Bildungstrieb⟨s⟩ annehmen, unsere eigene Richtung uns vorsezen, die bestimmt wird durch die vorhergegangenen

[1]) Beispiele lebhaft. [2]) Vorzüglich ins Auge zu fassen!

reinen und unreinen Richtungen, die wir aus Einsicht nicht wiederhohlen[1]), so dass wir im Urgrunde aller Werke und Thaten der Menschen uns gleich und einig fühlen mit allen, sie seien so gross oder so klein, aber in der besonderen Richtung[2]), die wir nehmen — — —

So frägst du mich, und ich kann dir nur so viel darauf antworten, dass der Mensch auch in so fern sich über die Noth erhebt, als er sich seines Geschiks erinnert, dass er für sein Leben dankbar seyn kann und mag, dass er seinen durchgängigen Zusammenhang mit dem Elemente, in dem er sich regt, auch durchgängiger empfindet, dass er, indem ⟨er⟩ sich in seiner Wirksamkeit und den damit verbundenen Erfahrungen über die Noth erhebt, auch eine unendlichere, durchgängigere Befriedigung erfährt, als die Befriedigung der Nothdurft ist; wenn anders seine Thätigkeit rechter Art, nicht für ihn, für seine Kräfte und seine Geschiklichkeit zu weit aussehend, zu unruhig, zu unbestimmt, von der andern Seite nicht zu ängstlich, zu eingeschränkt, zu mässig ist. Greift es aber der Mensch nur recht an, so giebt es für ihn in jeder ihm eigentümlichen Sphäre ein mehr als nothdürftiges, ein höheres Leben, also eine mehr als nothdürftige, eine unendlichere Befriedigung. So wie jede Befriedigung ein momentaner Stillstand des wirklichen Lebens ist, so ist es auch eine solche unendlichere Befriedigung, nur mit einem wichtigen grossen Unterschiede, dass auf die Befriedigung der Nothdurft eine negative erfolgt, wie z.B. die Thiere gewöhnlich schlafen, wenn sie satt sind, auf eine unendlichere Befriedigung aber zwar auch ein Stillstand des wirklichen Lebens, aber dass dieses neue Leben im Geiste erfolgt, und dass die Kraft des Menschen das wirkliche Leben, das ihm die Befriedigung gab, im Geiste wiederhohlt, (bis ihn die dieser geistigen Wiederhohlung eigentümliche Vollkommenheit und Unvollkommenheit wieder ins wirkliche

Leben treibt.) Ich sage, jener unendlichere, mehr als nothdürftige Zusammenhang, jenes höhere Geschik, das der Mensch in seinem Elemente erfahre, werde auch unendlicher von ihm empfangen, befriedige ihn unendlicher, und aus dieser Befriedigung gehe das geistige Leben hervor, wo er gleichsam sein wirkliches Leben wiederhohle. In so fern aber ein höherer, unendlicher Zusammenhang zwischen ihm und seinem Elemente ist, in seinem wirklichen Leben, kann dieser weder blos in Gedanken, noch blos im Gedächtniss wiederhohlt werden. Denn der blose Gedanke, so edel er ist, kann doch nur den nothwendigen Zusammenhang, nur die unverbrüchlichen, allgültigen, unentbehrlichen Geseze des Lebens wiederhohlen, und in eben dem Grade, in welchem ⟨er⟩ sich über dieses ihm eigentümliche Gebiet hinaus und den innigeren Zusammenhang des Lebens zu denken wagt, verläugnet er auch seinen eigentümlichen Karakter, der darin besteht, dass er nicht blos im einzelnen Falle, sondern jedem Falle, unter allen Umständen richtig ist, dass er ohne besondere Beispiele eingesehen und bewiesen werden kann. Jene unendlicheren mehr als nothwendigen Beziehungen des Lebens können zwar auch gedacht, aber nur nicht blos gedacht werden; der Gedanke erschöpft sie nicht, und wenn es höhere Geseze giebt, die jenen unendlichern Zusammenhang des Lebens bestimmen, wenn es ungeschriebene göttliche Geseze giebt, von denen Antigonä spricht, als sie, troz des öffentlichen strengen Verbots, ihren Bruder begraben hatte, — und es muss wohl solche geben, wenn jener höhere Zusammenhang keine Schwärmerei ist — ich sage, wenn es solche giebt,

so sind sie, in so fern sie blos für ⟨sich⟩ und nicht im Leben begriffen gedacht werden, vorgestellt werden, unzulänglich, einmal weil jede Abstraction in eben dem Grade, in welchem der Zusammenhang des Lebens unendlicher, die Thätigkeit und ihr Element, die Verfahrungsart und die Sphäre, in der sie beobachtet wird, also das Gesez und die besondere Welt, in der es ausgeübt wird, unendlicher verbunden ist und schon deswegen das Gesez, wenn es auch gleich ein für gesittete Menschen allgemeines wäre, doch niemals ohne einen besonderen Fall, niemals abstract gedacht werden könnte, wenn man ihm nicht seine Eigentümlichkeit, seine innige Verbundenheit mit der Sphäre, in der es ausgeübt wird, nehmen wollte. Und dann sind die Geseze des unendlichen Zusammenhangs, in dem sich der Mensch mit seiner Sphäre befinden kann, doch immer nur die Bedingungen, um jenen Zusammenhang möglich zu machen, und nicht der Zusammenhang selbst.
Also kann dieser höhere Zusammenhang nicht blos im Gedanken wiederhohlt werden. So kann man von den Pflichten der Liebe und Freundschaft und Verwandtschaft von den Pflichten der Hospitalität, von der Pflicht, grossmüthig gegen Feinde zu seyn, man kann von dem sprechen, was sich für die oder jene Lebensweise, für den oder jenen Stand, für diss oder jenes Alter oder Geschlecht schike, und nicht schike, und wir haben wirklich aus den feinern, unendlichen Beziehungen des Lebens zum Theil eine arrogante Moral, zum Theil eine eitle Etiquette oder auch eine schaale Bestimmungsmassregel gemacht und glauben uns mit unsern eisernen Begriffen aufgeklärter,

als die Alten, die jene zarten Verhältnisse als religiöse, das heisst, als solche Verhältnisse betrachteten, die man nicht so wohl an und für sich als aus dem Geiste betrachten müsse, der in der Sphäre herrsche, in der jene Verhältnisse stattfinden[1]).

Und diss ist eben die höhere Aufklärung, als ⟨die unsrige⟩. Jene zartern und unendlichern Verhältnisse müssen also aus dem Geiste betrachtet werden, der in der Sphäre herrscht, in dem sie stattfinden. Dieser Geist aber, dieser unendlichere Zusammenhang, selbst — — — — — — — —

— —

— —

halten muss, und diesen und nichts anderes meint und muss er meinen, wenn er von einer Gottheit redet, und von Herzen und nicht aus einem dienstbaren Gedächtniss oder aus Profession spricht. Der Beweis liegt in wenigen Worten. Weder aus sich selbst allein, noch einzig aus den Gegenständen, die ihn umgeben, kann der Mensch erfahren, dass mehr als Maschinengang, dass ein Geist, ein Gott ist in der Welt, aber wohl in einer lebendigeren, über die Nothdurft erhabnen Beziehung, in der ⟨er⟩ stehet mit dem, was ihn umgiebt.

Und jeder hätte demnach seinen eigenen Gott, in so fern jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die ⟨er⟩ erfährt, und nur in so fern mehrere Menschen eine

[1]) Weitere Ausführung: in wie fern hatten sie Recht? Und sie hatten darum Recht, weil, wie wir schon gesehen haben, in eben dem Grade, in welchem sich die Verhältnisse über das physisch und moralisch Nothwendige erheben, die Verfahrungsart und ihr Element auch unzertrennlicher verbunden sind, die in der Form und Art bestimmter Gränzen(?) absolut gedacht werden können.

gemeinschaftliche Sphäre haben, in der sie menschlich, d. h. über die Nothdurft erhaben wirken und leiden, nur in so fern haben sie eine gemeinschaftliche Gottheit; und wenn ⟨es⟩ eine Sphäre giebt, in der alle Menschen zugleich leben, und mit der sie in mehr als nothdürftiger Beziehung sich fühlen, dann, aber auch nur in so fern, haben sie alle eine gemeinschaftliche Gottheit.

Es muss aber hiebei nicht vergessen werden, dass der Mensch sich wohl auch in die Lage des andern versezen, dass er die Sphäre des andern zu seiner eigenen Sphäre machen kann, dass es also dem einen natürlicher weise nicht so schwer fallen kann, die Empfindungsweise zu billigen von einem Göttlichen, die sich aus den besonderen Beziehungen bildet, in denen jeder mit der Welt steht, wenn anders jene Vorstellung nicht aus einem leidenschaftlichen, übermüthigen oder knechtischen Leben hervorgegangen ist, woraus dann immer auch eine gleich nothdürftige, leidenschaftliche Vorstellung von dem Geiste, der in diesem Leben herrsche, sich bildet, so dass dieser Geist immer die Gestalt des Tyrannen oder des Knechts trägt. Aber auch in einem beschränkten Leben kann der Mensch unendlich leben, und auch die beschränkte Vorstellung einer Gottheit, die aus diesem seinem Leben für ihn hervorgeht, kann eine unendliche seyn[1]).

Also, wie einer die beschränkte aber reine Lebensweise des andern billigen kann, so kann er auch die beschränkte aber reine Vorstellungsweise billigen, die der andere von Göttlichem hat. Es ist im Gegentheil Bedürfniss der

[1]) Ausführung.

Menschen, so lange sie nicht gekränkt und geärgert, nicht gedrükt und nicht empört in gerechtem oder ungerechtem Kampfe begriffen sind, ihre verschiedenen Vorstellungsarten von Göttlichem eben wie die übrigen Interessen sich einander zuzugesellen, und so der Beschränktheit, die jede einzelne Vorstellungsart hat und haben muss, ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Vorstellungsarten begriffen ist, und zugleich, eben, weil in jeder besonderen Vorstellungsart auch die Bedeutung der besonderen Lebensweise liegt, die jeder hat, der nothwendigen Beschränktheit dieser Lebensweise ihre Freiheit zu geben, indem sie in einem harmonischen Ganzen von Lebensweisen begriffen ist. — —

— —

— —

d. h. solche sind, wo die Menschen, die in ihnen stehen, insofern wohl ohne einander isolirt bestehen können, und dass diese Rechtsverhältnisse erst durch ihre Störung positiv werden, d. h. dass diese Störung kein Unterlassen, sondern eine Gewaltthat ist, und eben so wieder durch Gewalt und Zwang gehindert und beschränkt wird, dass also auch die Geseze jener Verhältnisse an sich negativ, und nur unter Voraussetzung ihrer Übertretung positiv sind; da hingegen jene freieren Verhältnisse, so lange sie sind, was sie sind, ungestört bestehen.

Winke zur Fortsezung

Unterschied religiöser Verhältnisse von intellectualen, moralischen, rechtlichen Verhältnissen einestheils, und

von physischen, mechanischen, historischen Verhältnissen anderntheils, so dass die rel⟨igiösen⟩ Verhältnisse einestheils in ihren Theilen die Persönlichkeit, die gegenseitige Beschränkung, das negative gleiche Nebeneinanderseyn der intellectualen Verhältnisse, anderntheils den innigen Zusammenhang, das Gegebenseyn des einen zum andern, die Unzertrennlichkeit in ihren Theilen haben, welche die Theile eines physischen Verhältnisses karakterisirt, so dass die rel⟨igiösen⟩ Verhältnisse in ihrer Vorstellung weder intellectuell noch historisch, sondern intellectuell historisch, d. h. mythisch sind, sowohl was ihren Stoff, als was ihren Vortrag betrifft. Sie werden also in Rüksicht des Stoffes weder blos Ideen oder Begriffe oder Karaktere, noch auch blosse Begebenheiten, Thatsachen enthalten, auch nicht beedes getrennt, sondern beedes in Einem, (und zwar so, dass, wo die persönlichen Theile mehr Gewicht haben, Hauptparthie, der innere Gehalt sind, der äussere Gehalt geschichtlicher seyn wird (epische Mythe), und wo die Begebenheit Hauptparthie ist, innerer Gehalt, der äussere Gehalt persönlicher seyn wird (dramatische Mythe), nur muss nicht vergessen werden, dass so wohl die persönlichen Theile als die geschichtlichen immer nur Nebentheile sind, im Verhältniss zur eigentlichen Hauptparthie, zu dem Gott der Mythe. Das Lyrischmythische ist noch zu bestimmen.

So auch der Vortrag der Mythe. Ihre Theile werden einerseits so zusammengestellt, dass durch ihre durchgängig gegenseitige schikliche Beschränkung keiner zu sehr hervorspringt und jeder einen gewissen Grad von

Selbstständigkeit eben dadurch erhält, und in so fern wird der Vortrag einen intellectualen Karakter tragen; anderseits werden sie, indem jeder Theil etwas weiter gehet, als nötig ist, eben dadurch jene Unzertrennlichkeit erhalten, die sonst nur den Theilen eines physischen, mechanischen Verhältnisses eigen ist.

So wäre alle Religion ihrem Wesen nach poetisch.

(Hier kann nun noch gesprochen werden über die Vereinigung mehrerer zu einer Religion, wo jeder seinen Gott und alle einen gemeinschaftlichen in dichterischen Vorstellungen ehren, wo jeder sein höheres Leben und alle ein gemeinschaftliches höheres Leben, die Feier des Lebens mythisch feiern.

Ferner könnte noch gesprochen werden von Religionsstiftern und von Priestern, was sie aus diesem Gesichtspuncte sind; jene die Religionsstifter (wenn es nicht die Väter einer Familie sind, die das Geschäft und Geschike derselben forterbt), wenn sie einem — — — — — — — —

— —

⟨ÜBER DEN UNTERSCHIED DER DICHTUNGSARTEN⟩

Das lyrische, dem Schein nach idealische Gedicht ist in seiner Bedeutung naiv. Es ist eine fortgehende Metapher Eines Gefühls.

Das epische, dem Schein nach naive Gedicht ist in seiner Bedeutung heroisch. Es ist die Metapher grosser Bestrebungen.

Das tragische, dem Schein nach heroische Gedicht ist in seiner Bedeutung idealisch. Es ist die Metapher einer intellectuellen Anschauung.

Das lyrische Gedicht ist ⟨in⟩ seiner Grundstimmung das sinnlichere, indem diese eine Einigkeit enthält, die am leichtesten sich giebt, eben darum strebt ⟨es⟩ im äussern Schein nicht so wohl nach Wirklichkeit und Heiterkeit und Anmuth, es gehet der sinnlichen Verknüpfung und Darstellung so sehr aus dem Wege, (weil der reine Grundton eben dahin sich neigen möchte) dass sie in ihren Bildungen und der Zusammenstellung derselben gerne wunderbar und übersinnlich ist; und die heroischen energischen Dissonanzen, wo sie weder ihre Wirklichkeit, ihr Lebendiges, wie im idealischen Bilde, noch ihre Tendenz zur Erhebung, wie ⟨im⟩ unmittelbareren Ausdruk verliert, diese energischen heroischen Dissonanzen, die Erhebung und Leben vereinigen, sind die Auflösung des Widerspruchs, in den sie geräth, indem sie von einer Seite nicht ins Sinnliche fallen, von der andern ihren Grundton, das innige Leben nicht verläugnen kann und will. Ist ihr Grundton jedoch heroischer, gehaltreicher, wie z. B. ⟨in⟩ der einen Pindarischen Hymne an den Fechter Diagoras, hat er also an Innigkeit weniger zu verlieren, so fängt ⟨sie⟩ naiv an, ist er idealischer, dem Kunstkarakter, dem uneigentlichen Tone verwandter, hat ⟨er⟩ also an Leben weniger zu verlieren, so fängt sie heroisch an, ist er am innigsten, hat er an Gehalt, noch mehr aber an Erhebung, Reinheit des Gehalts zu verlieren. so fängt sie idealisch an.

Im lyrischen Gedichte fällt der Nachdruk auf die uns mittelbarere Empfindungssprache, auf das Innigste, das Verweilen, die Haltung auf das Heroische, die Richtung auf das Idealische zu.

Das epische, dem äussern Scheine nach naive Gedicht ist in seiner Grundstimmung das pathetischere, das heroischere (?), aorgischere; es strebt deswegen in seiner Ausführung, seinem Kunstkarakter nicht so wohl nach Energie und Bewegung und Leben, als nach Präcision und Ruhe und Bildlichkeit. Der Gegensaz seiner Grundstimmung mit seinem Kunstkarakter, seines eigentlichen Tons mit seinem uneigentlichen, metaphorischen löst sich im Idealischen auf, wo es von einer Seite nicht so viel an Leben verliert, wie in seinem engbegränzten Kunstkarakter, noch an Moderation so viel, wie bei der unmittelbareren Äusserung seines Grundtons. Ist sein Grundton, der wohl auch verschiedener Stimmung sein kann, idealischer, hat er weniger an Leben zu verlieren und hingegen mehr Anlage zur Organisation, Ganzheit, so kann das Gedicht mit seinem Grundtone, dem heroischen, anfangen — *μηνιν ἀειδε θεα* — und heroischepisch seyn. Hat der energische Grundton weniger idealische Anlage, hingegen mehr Verwandtschaft mit ⟨dem⟩ Kunstkarakter, welcher der naive ist, so fängt er idealisch an; hat der Grundton seinen eigentlichen Karakter so sehr, dass er darüber an Anlage zum Idealen, noch mehr aber zur Naivetät verlieren muss, so fängt er naiv an. (Wenn das, was den Grundton und den Kunstkarakter eines Gedichts vereiniget und vermittelt, der Geist des Gedichts ist, und dieser am meisten gehalten werden muss,

und dieser Geist im epischen Gedichte das Idealische ist, so muss ⟨das⟩ epische Gedicht bei diesem am meisten verweilen, da hingegen auf den Grundton, der hier der energische ist, am meisten Nachdruk, und auf das Naive, als den Kunstkarakter, die Richtung fallen, und alles darinn sich koncentriren, und darinn sich auszeichnen und individualisiren muss).

Das tragische, in seinem äusseren Scheine heroische Gedicht ist, seinem Grundtone nach, idealisch, und allen Werken dieser Art muss Eine intellectuale Anschauung zum Grunde liegen, welche keine andere seyn kann, als jene Einigkeit mit allem, was lebt, die zwar von dem beschränkteren Gemüthe nicht gefühlt, die in seinen höchsten Bestrebungen nur geahndet, aber vom Geiste erkannt werden kann, und aus der Unmöglichkeit einer absoluten Trennung und Vereinzelung hervorgeht, und am leichtesten sich ausspricht dadurch, dass man sagt, die wirkliche Trennung und mit ihr alles wirklich Materielle, Vergängliche, so auch die Verbindung und mit ihr alles wirklich Geistige, Bleibende, das Objective als solches, so auch das Subjective als solches, seien nur ein Zustand des Ursprünglicheinigen, in dem es sich befinde, weil es aus sich herausgehen müsse, des Stillstands wegen, der darum in ihm nicht stattfinden könne, weil die Art der Vereinigung in ihm nicht immer dieselbe bleiben dürfe, der Materie nach, weil die Theile des Einigen nicht immer in derselben näheren und entfernteren Beziehung bleiben dürfen, damit alles allem begegene, und jeden ihr ganzes Recht, ihr ganzes Maas von Leben werde, und jeder Theil im Fortgang dem Ganzen gleich

sei an Vollständigkeit, das Ganze hingegen im Fortgang den Theilen gleich werde ⟨an⟩ Bestimtheit, jene an Inhalt gewinnen, dieses an Innigkeit, jene an Leben, dieses an Lebhaftigkeit, jenes im Fortgange mehr sich fühle, diese im Fortgang sich mehr erfüllen; denn es ist ewiges Gesezes, dass das gehaltreiche Ganze in seiner Einigkeit nicht mit der Bestimmtheit und Lebhaftigkeit sich fühlt, nicht in dieser sinnlichen Einheit, in welcher seine Theile, die auch ein Ganzes, nur leichter verbunden sind, sich fühlen, so dass man sagen kann, wenn die Lebhaftigkeit, Bestimmtheit, Einheit der Theile, wo sich ihre Ganzheit fühlt, die Grenze für diese übersteige, und zum Laiden, und möglichst absoluter Entschiedenheit und Vereinzelung werde, dann fühle das Ganze in diesen Theilen sich erst so lebhaft und bestimmt, wie jene sich in einem ruhigen aber auch bewegten Zustande, in ihrer beschränkteren Ganzheit fühlen, (wie z. B. die lyrische (individuellere) Stimmung ist, wo die individuelle Welt in ihrem vollendetsten Leben und reinsten Einigkeit sich aufzulösen strebt, und in dem Puncte, wo sie sich individualisirt, in dem Theile, worinn ihre Theile zusammenlaufen, zu vergehen scheint, im innigsten Gefühle, wie da erst die individuelle Welt in ihrer Ganzheit sich fühlt, wie da erst, wo sich Fühlender und Gefühltes scheiden wollen, die individuellere Einigkeit am lebhaftesten und bestimmtesten gegenwärtig ist, und wiedertönt.) Die Fühlbarkeit des Ganzen schreitet also in eben dem Grade und Verhältnisse fort, in welchem die Trennung in den Theilen und in ihrem Centrum, worinn die Theile und das Ganze am fühlbarsten sind,

fortschreitet. Die in der intellectualen Anschauung vorhandene Einigkeit versinnlichet sich in eben dem Maase, in welchem ⟨sie⟩ aus sich herausgehet, in welchem die Trennung ihrer Theile stattfindet, die denn auch nur darum sich trennen, weil sie sich zu einig fühlen, wenn sie im Ganzen dem Mittelpuncte näher sind, oder weil sie sich nicht einig genug fühlen der Vollständigkeit nach, wenn sie Nebentheile sind, vom Mittelpuncte entfernter liegen, oder der Lebhaftigkeit nach, wenn sie weder Nebentheile im genannten Sinne, noch wesentliche Theile im genannten Sinne sind, sondern weil ⟨sie⟩ noch nicht gewordene, weil sie erst theilbare Theile sind. — Und hier, im Übermaas des Geistes in der Einigkeit und seinem Streben nach Materialität, im Streben des Theilbaren Unendlichern, Aorgischern, in welchem alles organischere enthalten seyn muss, weil alles bestimmter und nothwendiger vorhandene ein Unbestimmteres, unnothwendiger Vorhandenes nothwendig macht, in diesem Streben des theilbaren unendlichern nach Trennung, welches sich im Zustande der höchsten Einigkeit alles organischen ⟨den⟩ in dieser enthaltenen Theilen mittheilt, in dieser nothwendigen Willkür des Zeus liegt eigentlich der ideale Anfang der wirklichen Trennung.

Von diesem [gehet sie fort bis dahin, wo die Theile in ihrer äussersten Spannung sind, wo diese sich am stärksten widerstreben. Von diesem] Widerstreit gehet sie wieder in sich selbst zurük, nemlich dahin, wo die Theile, wenigstens die ursprünglich innigsten, in ihrer Besonderheit, als diese Theile in dieser Stelle des Ganzen sich aufheben, und eine neue Einigkeit entsteht. Der Über-

gang von der ersten zur zweiten ist wohl eben jene höchste Spannung des Widerstreits. Und der Ausgang bis zu ihm unterscheidet sich vom Rükgang ⟨dadurch⟩, dass der erste ideeller, der zweite realer ist, dass im ersten das Motiv einer idealen Bestimmung reflectirt, mehr aus dem Ganzen, als individuell ist pp., im zweiten aus Leidenschaft und den Individuen hervorgegangen ist. Dieser Grundton[1]) ist weniger lebhaft als der lyrische, individuellere. Deswegen ist er auch, weil er universeller und der universellste ist, — — — — —

[1]) Ist im Grundton des tragischen Gedichts mehr Anlage zur Reflexion und Empfindung zu seinem mittleren Karakter, hingegen weniger Anlage zur Darstellung, weniger irrdisches Element, so fängt es füglich vom idealischen Grundton an, wie es denn natürlich, dass ein Gedicht, dessen Bedeutung tiefer, und dessen Haltung und Spannung und Bewegkraft stärker und zarter, sich in seiner sprechendsten Äusserung so schnell und leicht nicht zeigt, wie wenn die Bedeutung und die Motive der Äusserung näher liegen, sinnlicher sind.
Ist die intellectuelle Anschauung subjectiver, und gehet die Trennung vorzüglich von den conzentrirenden Theilen aus, wie bei der Antigonä, so ist der Styl lyrisch, gehet sie mehr von den Nebentheilen aus und ist objectiv, so ist er episch, geht sie von dem höchsten Trennbaren, von Zeus aus, wie bei Oedipus, so ist er tragisch.
Die Empfindung spricht im Gedichte idealisch, die Leidenschaft naiv, die Phantasie energisch.
So wirkt auch wieder das Idealische im Gedichte auf die Empfindung (vermittelst der Leidenschaft), das Naive auf die Leidenschaft (vermittelst der Phantasie), das energische auf die Phantasie (vermittelst der Empfindung).
In jeder Dichtart, der epischen, tragischen und lyrischen, wird ein stoffreicherer Grundton im naiven, ein intensiverer, empfindungsvollerer im idealischen, ein geistreicherer im energischen Style sich äussern; denn wenn im geistreicheren Grundton die Trennung vom Unendlichen aus geschieht, so muss sie zuerst auf die conzentrirenden Theile oder auf das Centrum wirken, sie muss diesen mittheilen, und insofern die Trennung eine empfangene ist, so kann sie sich nicht bildend, nicht ihr eigenes Ganze reproduzirend äussern, sie kan nur reagiren, und diss ist der energische Anfang; durch sie erst reagirt der entgegengesezte Haupttheil, den die ursprüngliche Trennung auch traf, der aber als der empfänglichere sie so schnell nicht wiedergab, und nun erst reagirte; durch die Wirkung

Naives Gedicht.

Grundton: *Leidenschaft pp.* *vermittelst der Phantasie*

Sprache: *Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung*

vermittelst der Phantasie

Wirkung: *Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft*

Energisches Gedicht.

Grundton: *Phantasie pp.* *vermittelst der Empfindung*

Sprache: *Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft*

vorz. vermittelst der Empfindung

Wirkung: *Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie*

Idealisches Gedicht.

Grundton: *Empfindung pp.* *vermittelst der Leidenschaft*

Sprache: *Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie*

vorz. vermittelst der Leidenschaft

[Wirkung:] *Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung Leidenschaft Phantasie Empfindung*

Phantasie Leidenschaft Empfindung Phantasie Leidenschaft Empfindung Phantasie

vermittelst der Empfindung

Empfindung Phantasie Leidenschaft Empfindung Phantasie Leidenschaft Empfindung

Styl des Lieds Diotima.

---

und Gegenwirkung der Hauptttheile werden die Nebentheile, die auch durch die ursprüngliche Trennung ergriffen waren, aber nur bis zum Streben nach Veränderung, nie bis zur wirklichen Äusserung ergriffen, durch diese Äusserung der Hauptttheile pp., bis das ursprünglich Trennende zu seiner völligen Äusserung gekommen ist.

Gehet die Trennung vom Centrum aus, so geschieht es entweder durch den empfänglicheren Haupttheil; denn dann reproducirt sich dieser im idealischen Bilde, die Trennung theilt — — — — — —

KÜRZERE FRAGMENTE ÜBER DIE DICHTUNGSARTEN

Der tragische Dichter thut wohl, den lyrischen, der lyrische den epischen, der epische den tragischen zu studiren; denn im tragischen liegt die Vollendung des epischen, im lyrischen die Vollendung des tragischen, im epischen die Vollendung des lyrischen. Denn wenn schon die Vollendung von allen ein vermischter Ausdruk von allen ist, so ist doch nur eine der drei Seiten in jedem die hervorstechendste.

Der Ausdruk, das Gewöhnliche des Gedichts bleibt sich immer gleich, und wenn jede der verschiednen Parthien in sich selbst verschieden ist, so ist das erste in jeder Parthie gleich dem ersten der andern, das zweite jeder Parthie gleich dem zweiten der andern, das dritte jeder Parthie gleich dem dritten der andern. Der Styl, das

— — —

Die Bedeutung der Tragödien ist am leichtesten zu begreifen. Denn alles Ursprüngliche, weil alles Vermögen gerecht und gleich getheilt ist, erscheint zwar nicht in ursprünglicher Stärke, sondern eigentlich nur in seiner Schwäche, so dass wohl eigentlich das Lebenslicht(?) und die Erscheinung der Schwäche jedes Ganzen angehört. Im Tragischen nun ist das Zeichen an sich selbst unbedeutend, wirkungslos, aber das Ursprüngliche ist gerade heraus; Eigentlich nemlich kann das Ursprüngliche nur in seiner Schwäche erscheinen, insofern aber das Zeichen an sich selbst als unbedeutend = O gesezt

wird, kann auch das Ursprüngliche, der verborgene Grund jeder Natur sich darstellen. Stellt die Natur in ihrer schwächsten Gaabe sich eigentlich dar, so ist das Zeichen, wenn sie sich in ihrer stärksten Gaabe darstellt = O.

Löst sich nicht die idealische Katastrophe, dadurch dass der natürliche Anfangston zum Ge⟨gen⟩saze wird ins Heroische auf? Löst sich nicht die natürliche Katastrophe, dadurch dass der heroische Anfangston zum Gegensaze wird ins Idealische auf? Löst sich nicht die heroische Katastrophe, dadurch dass der idealische Anfangston zum Gegensaze wird, ins Natürliche auf?
Wohl für das epische Gedicht. Das tragische Gedicht gehet um einen Ton weiter, das lyrische gebraucht diesen Ton als Gegensaz und kehrt auf diese Art, bei jedem Styl, in seinen Anfangston zurük oder: das epische Gedicht hört mit seinem anfänglichen Gegensaz, das tragische mit dem Tone seiner Katastrophe, das lyrische mit sich selber auf, sodass das lyrische Ende ein naividealisches, das tragische ein naivheroisches, das epische ein heroischnaives ist.

⟨Das Lyrische⟩	naiv / Idealisch	×	heroisch / naiv	×	idealisch / heroisch
Das Tragische	idealisch / heroisch	×	naiv / idealisch	×	heroisch / naiv
Das Epische	heroisch / naiv	×	idealisch / heroisch	×	naiv / idealisch

Lyrisch
naiv Idealisch, heroisch Idealisch, heroisch idealisch —
heroisch Naiv, idealisch Naiv,
idealisch heroisch naiv heroisch

Tragisch.
idealisch Heroisch, naiv idealisch, heroisch naiv,
naiv heroisch, Heroisch idealisch, idealisch Naiv,
naiv heroisch —
Episch
heroisch naiv, idealisch heroisch, naiv idealisch
idealisch naiv, naiv heroisch, heroisch idealisch
Idealisch naiv. —

ÜBER DIE VERFAHRUNGSWEISE DES POËTISCHEN GEISTES

Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist, wenn er die gemeinschaftliche Seele, die allem gemein und jedem eigen ist, gefühlt und sich zugeeignet, sie vestgehalten, sich ihrer versichert hat, wenn er ferner der freien Bewegung, des harmonischen Wechsels und Fortstrebens, worinn der Geist sich in sich selber und in andern zu reproduciren geneigt ist, wenn er des schönen im Ideale des Geistes vorgezeichneten Progresses und seiner poëtischen Folgerungsweise gewiss ist, wenn er eingesehen hat, dass ein nothwendiger Widerstreit entstehe zwischen der ursprünglichsten Forderung des Geistes, die auf Gemeinschaft und einiges Zugleichseyn aller Theile geht, und zwischen der anderen Forderung, welche ihm gebietet, aus sich heraus zu gehen, und in einem schönen Fortschritt und Wechsel sich in sich selbst und in anderen zu reproduciren, wenn dieser Widerstreit ihn immer vesthält und fortzieht auf dem Wege zur Ausführung; wenn er ferner eingesehen hat, dass einmal jene Gemeinschaft und Verwandtschaft aller Theile,

jener geistige Gehalt gar nicht fühlbar wäre, wenn diese nicht ⟨von⟩ dem sinnlichen Gehalte dem Grade nach, auch den harmonischen Wechsel abgerechnet, auch bei der Gleichheit der geistigen Form (des Zugleich- und Beisammenseyns) verschieden wäre, dass ferner jener harmonische Wechsel, jenes Fortstreben wieder nicht fühlbar und ein leeres leichtes Schattenspiel wäre, wenn die wechselnden Theile nicht auch bei der Verschiedenheit des sinnlichen Gehalts nicht in der sinnlichen Form sich unter dem Wechsel und Fortstreben gleich bleiben; wenn er eingesehen hat, dass jener Widerstreit zwischen geistigem Gehalt (zwischen der Verwandtschaft aller Theile) und geistiger Form (dem Wechsel aller Theile), zwischen dem Verweilen und Fortstreben des Geistes, sich dadurch löse, dass eben beim Fortstreben des Geistes, beim Wechsel der geistigen Form die Form des Stoffes in allen Theilen identisch bleibe, und dass sie eben so viel erseze, als von ursprünglicher Verwandtschaft und Einigkeit der Theile verloren werden muss im harmonischen Wechsel, dass sie den objectiven Gehalt ausmache im Gegensaze gegen die geistige Form, und dieser ihre völlige Bedeutung gebe, dass auf der anderen Seite der materielle Wechsel des Stoffes, der das Ewige des geistigen Gehalts begleitet, die Mannigfaltigkeit desselben die Forderungen des Geistes, die er in seinem Fortschritt macht, und die durch die Forderung der Einigkeit und Ewigkeit in jedem Momente aufgehalten sind, befriedige, dass eben dieser materielle Wechsel die objective Form, die Gestalt ausmacht im Gegensaze gegen den

geistigen Gehalt; wann er eingesehen hat, dass andererseits der Widerstreit zwischen dem materiellen Wechsel, und der materiellen Identität[1]), dadurch gelöst werde, dass der Verlust von materieller Identität (des geahndeten Totaleindruks) vom leidenschaftlichen, die Unterbrechung fliehenden Fortschritt ersezt wird durch den immer forttönenden alles ausgleichenden geistigen Gehalt, und der Verlust an materieller Mannigfaltigkeit, der durch das schnellere Fortstreben zum Hauptpunct und Eindruk, durch diese materielle Identität entsteht, ersezt wird durch die immer wechselnde idealische geistige Form; wann er eingesehen hat,

[1]) materielle Identität? sie muss ursprünglich das im Stoffe seyn, von dem materiellen Wechsel, was im Geiste die Einigkeit von dem idealischen Wechsel ist, sie muss der sinnliche Berührungspunkt aller Theile seyn. Der Stoff muss nemlich auch, wie der Geist, vom Dichter zu eigen gemacht, und vestgehalten werden mit freiem Interesse, wenn er einmal in seiner ganzen Anlage gegenwärtig ist, wenn der Eindruk, den er auf den Dichter gemacht, das erste Wohlgefallen, das auch zufällig seyn könnte, untersucht, und als receptiv für die Behandlung des Geistes und wirksam, angemessen gefunden worden ist, für den Zwek, dass der Geist sich in sich selber und in anderen reproducire, wenn er nach dieser Untersuchung wieder empfunden, und in allen seinen Theilen wieder hervorgerufen, und in einer noch unausgesprochenen, gefühlten Wirkung begriffen ist. Und diese Wirkung ist eigentlich die Identität des Stoffs, weil in ihr sich alle Theile concentriren. Aber sie ist unbestimmt gelassen, der Stoff ist noch unentwikelt. Er muss in allen seinen Theilen deutlich ausgesprochen, und eben hiedurch in der Lebhaftigkeit seines Totaleindruks geschwächt werden. Er muss diss, denn in der unausgesprochenen Wirkung ist er wohl dem Dichter, aber nicht anderen gegenwärtig, überdiss hat diss in der unausgesprochenen Wirkung der Geist noch nicht wirklich reproducirt, sie giebt ihm nur die Fähigkeit, die im Stoffe dazu liegt, zu erkennen, und ein Streben, die Reproduction zu realisiren. Der Stoff muss also vertheilt, der Totaleindruk muss aufgehalten, und die Identität ein Fortstreben von einem Punct zum andern werden, wo dann der Totaleindruk sich wohl also findet, dass der Anfangspunct und Mittelpunct und Endpunct in der innigsten Beziehung stehen, so dass beim Beschlusse der Endpunct auf den Anfangspunct und dieser auf den Mittelpunct zurükkehrt.

wie umgekehrter weise eben der Widerstreit zwischen geistigem ruhigem Gehalt und geistiger wechselnder Form, so viel sie unvereinbar sind, so auch der Widerstreit zwischen geistigem ruhigem Gehalt und geistiger wechselnder Form, so viel sie unvereinbar sind, so auch der Widerstreit zwischen materiellem Wechsel und materiellem identischem Fortstreben zum Hauptmoment, so viel sie unvereinbar sind, das eine wie das andere fühlbar macht; wann er endlich eingesehen hat, wie der Widerstreit des geistigen Gehalts und der idealischen Form einerseits, und des materiellen Wechsels und identischen Fortstrebens andererseits sich vereinigen in den Ruhepuncten und Hauptmomenten, und so viel sie in diesen nicht vereinbar sind, eben in diesen auch und ebendesswegen fühlbar und gefühlt werden; wann er dieses eingesehen hat, so komt ihm alles an auf die Receptivität des Stoffs zum idealischen Gehalt und zur idealischen Form. Ist er des einen gewiss und mächtig wie des andern, der Receptivität des Stoffs, wie des Geistes, so kann es im Hauptmomente nicht fehlen.

Wie muss nun der Stoff beschaffen seyn, der für das Idealische, für seinen Gehalt, für die Metapher, und seine Form, den Übergang, vorzüglich receptiv ist?

Der Stoff ist entweder eine Reihe von Begebenheiten, oder Anschauungen Wirklichkeiten subjectiv oder objectiv zu beschreiben, zu mahlen, oder er ist eine Reihe von Bestrebungen, Vorstellungen, Gedanken, oder Leidenschaften, Nothwendigkeiten, subjectiv oder objectiv zu bezeichnen oder eine Reihe von Phantasien Möglichkeiten

subjectiver oder objectiver zu bilden[1]). In allen drei Fällen muss er der idealischen Behandlung fähig seyn, wenn nemlich ein ächter Grund zu den Begebenheiten, zu den Anschauungen, die erzählt, beschrieben, oder zu den Gedanken und Leidenschaften, welche gezeichnet, oder zu den Phantasien, welche gebildet werden sollen, vorhanden ist, wenn die Begebenheiten oder Anschauungen hervorgehn aus rechten Bestrebungen, die Gedanken und Leidenschaften aus einer rechten Sache, die Phantasien aus schöner Empfindung. — Dieser Grund des Gedichts, seine Bedeutung, soll den Übergang bilden zwischen dem Ausdruk, dem Dargestellten, dem sinnlichen Stoffe, dem eigentlich Ausgesprochenen am Gedichte, und zwischen dem Geiste, der idealischen Behandlung. Die Bedeutung des Gedichts kann zweierlei heissen, so wie auch der Geist, das Idealische, wie auch der Stoff, die Darstellung, zweierlei heissen, nemlich in so fern es angewandt oder unangewandt verstanden wird. Unangewandt sagen diese Worte nichts aus, als die poëtische Verfahrungsweise, wie sie genialisch und vom Urtheile geleitet in jedem ächtpoëtischen Geschäffte bemerkbar ist; angewandt bezeichnen jene Worte die Angemessenheit des jedesmaligen poëtischen Wirkungskreises zu jener Verfahrungsweise, die Möglichkeit, die im Elemente liegt, jene Verfahrungsweise zu realisiren, so dass man sagen kann, im jedesmaligen Ele-

[1]) Ist die Empfindung Bedeutung, so ist ⟨die⟩ Darstellung bildlich, und ⟨die⟩ geistige Behandlung zeigt ⟨sich⟩ episodisch, wie es der idealische Moment ist. Ist die intellektuelle Anschauung Bedeutung, so ist der Ausdruk, das materielle leidenschaftlich, die geistige Behandlung zeigt sich mehr im Styl.
Ist die Bedeutung ein eigentlicherer Zwek, so ist der Ausdruk sinnlich, die freie Behandlung metaphorisch.

mente liege objectiv und reell Idealisches dem Idealischen, Lebendiges dem Lebendigen, Individuelles dem Individuellen gegenüber, und es fragt sich nur, was unter diesem Wirkungskreise zu verstehen sei. Er ist das, worinn und woran das jedesmalige poëtische Geschäffte und Verfahren sich realisirt, das Vehikel des Geistes, wodurch er sich in sich selbst und in andern reproducirt. An sich ist der Wirkungskreis grösser als der poëtische Geist, aber nicht für sich selber. Insofern ⟨er⟩ im Zusammenhange der Welt betrachtet wird, ist er grösser; insofern er vom Dichter vestgehalten und zugeeignet ist, ist er subordinirt. Er ist der Tendenz nach, dem Gehalte seines Strebens nach dem poëtischen Geschäffte entgegen, und der Dichter wird nur zu leicht durch seinen Stoff irre geführt, indem dieser aus dem Zusammenhange der lebendigen Welt genommen der poëtischen Beschränkung widerstrebt, indem er dem Geiste nicht blos als Vehikel dienen will, indem, wenn ⟨er⟩ auch recht gewählt ist, sein nächster Schritt und erster Fortschritt in Rüksicht auf ihn Gegensaz und Sporn ist in Rüksicht auf die dichterische Erfüllung, so dass sein zweiter Fortschritt zum Theil unerfüllt, zum Theil erfüllt werden muss pp.
Es muss sich aber zeigen, wie dieses Widerstreits ungeachtet, in dem der poëtische Geist bei seinem Geschäffte mit dem jedesmaligen Elemente und Wirkungskreise steht, dieser dennoch jenen begünstige, und wie sich jener Widerstreit auflöse, wie in dem Elemente, das sich der Dichter zum Vehikel wählt, dennoch eine Receptivität für das poëtische Geschäfft liege, und wie ⟨er⟩ alle Forderungen, die ganze poëtische Verfahrungsweise in ihrem

Metaphorischen, ihrem Hyperbolischen und ihrem — — — Karakter in sich realisire in Wechselwirkung mit dem Elemente, das zwar in seiner anfänglichen Tendenz widerstrebt und gerade entgegengesezt ist, aber im Mittelpuncte sich mit jenen vereiniget.

Zwischen dem Ausdruke (der Darstellung) und der freien idealischen Behandlung liegt die Begründung und Bedeutung des Gedichts. Sie ists, die dem Gedichte seinen Ernst, seine Vestigkeit, seine Wahrheit giebt, sie sichert das Gedicht davor, dass die freie idealische Behandlung nicht zur leeren Manier, und die Darstellung nicht zur Eitelkeit werde. Sie ist das Geistigsinnliche, das Formalmaterielle des Gedichts; und wenn die idealische Behandlung in ihrer Metapher, ihrem Übergang, ihrer Episode mehr vereinigend ist, hingegen der Ausdruk, die Darstellung in ihren Karakteren, ihrer Leidenschaft, ihren Individualitäten mehr trennend, so stehet die Bedeutung mitten inne zwischen beiden, sie zeichnet sich aus dadurch, dass sie sich selber überall entgegengesezt ist: dass sie, statt dass der Geist alles der Form nach entgegengesezte vergleicht, alles einige trennt, alles freie festsezt, alles besondere verallgemeinert, weil nach ihr das Behandelte nicht blos ein individuelles Ganze, noch ein mit seinem Harmonischentgegengesezten zum Ganzen verbundenes Ganze, sondern ein Ganzes überhaupt ist, und die Verbindung mit dem Harmonischentgegengesezten auch möglich durch ein der individuellen Tendenz, dem Gehalte nach, aber nicht der Form nach Entgegengesezтes; dass sie durch Entgegensezung, durch das Berühren der Extreme vereiniget, indem diese sich nicht dem Ge-

halte nach, aber in der Richtung und ⟨dem⟩ Grade der Entgegensezung vergleichbar sind, so dass sie auch das Widersprechendste vergleicht, und durchaus hyperbolisch ist, dass sie nicht fortschreitet durch Entgegensezung in der Form, wo aber das erste dem zweiten dem Gehalte nach verwandt ist, sondern durch Entgegensezung im Gehalt, wo aber das erste dem zweiten der Form nach gleich ist, so dass naive und heroische und idealische Tendenz im Object ihrer Tendenz sich widersprechen, aber in der Form des Widerstreits und Strebens vergleichbar sind, und einig nach ⟨dem⟩ Geseze der Thätigkeit, also einig im Allgemeinsten, im Leben.
Eben dadurch, durch dieses hyperbolische Verfahren, nach welchem das Idealische, Harmonischentgegengesezte und Verbundene, nicht blos als dieses, als schönes Leben, sondern auch als Leben überhaupt betrachtet, also auch ⟨als⟩ eines andern Zustandes fähig betrachtet wird, und zwar nicht eines andern harmonischentgegengesezten, sondern eines geradentgegengesezten, eines Äussersten, so dass dieser neue Zustand mit dem vorigen nur vergleichbar ist durch die Idee des Lebens überhaupt, — eben dadurch giebt der Dichter dem Idealischen einen Anfang, eine Richtung, eine Bedeutung; das Idealische in dieser Gestalt ist der subjective Grund des Gedichts, von dem aus, auf den zurükgegangen wird, und da das innere idealische Leben in verschiedenen Stimmungen aufgefasst, als Leben überhaupt als ein Allgemeineres, als ein Vestsezbares, als ein Trennbares betrachtet werden kann, so giebt es auch verschiedene Arten des subjectiven Begründens; entweder wird die

idealische Stimmung als Empfindung aufgefasst, dann ist sie der subjective Grund des Gedichts, die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschäffte, und eben weil sie als Empfindung vestgehalten ist, wird sie durch dies Begründen als ein Verallgemeinbares ⟨aufgefasst⟩, — oder sie wird als Streben vestgesezt, dann wird sie die Hauptstimmung des Dichters beim ganzen Geschäffte, und dass sie als Streben vestgesezt ist, macht, dass sie als Erfüllbares durch das Begründen betrachtet wird; aber wird sie als intellectuale Anschauung vestgehalten, dann ist diese die Grundstimmung des Dichters beim ganzen Geschäffte, und eben dass sie als diese vestgehalten worden ist, macht, dass sie als Realisirbares betrachtet wird. Und so fordert und bestimmt die subjective Begründung eine objective, und bereitet sie vor. Im ersten Fall wird also der Stoff als Allgemeines zuerst, im zweiten als Erfüllendes, im dritten als Geschehendes aufgefasst werden.

Ist das freie idealische poëtische Leben einmal so fixirt, und ist ihm, je nachdem es fixirt war, seine Bedeutsamkeit gegeben, als Verallgemeinbares, als Erfüllbares, als Realisirbares, ist es, auf diese Art, durch die Idee des Lebens überhaupt mit seinem direct Entgegengesezten verbunden, und hyperbolisch genommen, so fehlt in der Verfahrungsweise des poëtischen Geistes noch ein wichtiger Punct, wodurch er seinem Geschäffte nicht die Stimmung, den Ton, auch nicht die Bedeutung und Richtung, aber die Wirklichkeit giebt.

Als reines poëtisches Leben betrachtet, bleibt nemlich seinem Gehalte nach, als vermöge des Harmonischen überhaupt und des zeitlichen Rangs ein mit dem

Harmonischentgegengesezten verbundenes, das poëtische Leben sich durchaus einig, und nur im Wechsel der Formen ist es entgegengesezt, nur in der Art, nicht im Grunde seines Fortstrebens, es ist nur geschwungner oder zielender oder geworfner, nur zufällig mehr oder weniger unterbrochen; als durch die poëtische Reflexion vermöge der Idee des Lebens überhaupt und des Mangels in der Einigkeit bestimmtes und begründetes Leben betrachtet, fängt es mit einer idealisch karakteristischen Stimmung an, es ist nun nicht mehr ein mit Harmonischentgegengeseztem verbundenes überhaupt, es ist als solches in bestimmter Form vorhanden, und schreitet fort im Wechsel der Stimmungen, wo jedesmal die nachfolgende durch die vorhergehende bestimmt, und ihr dem Gehalt nach, dass heisst, den Organen nach, in denen sie begriffen, entgegengesezt und insofern individueller, allgemeiner, voller ist, so dass die verschiedenen Stimmungen nur in dem, worinn das Reine seine Entgegensezung findet, nemlich in der Art des Fortstrebens, verbunden sind, also als Leben überhaupt, so dass das rein poëtische Leben nicht mehr zu finden ist, denn in jeder der wechselnden Stimmungen ist es in besonderer Form, also mit seinem Geradentgegengesezten verbunden, also nicht mehr rein, im Ganzen ist es nur als Fortstrebendes und nach dem Geseze des Fortstrebens nur als Leben überhaupt vorhanden, und es herrscht auf diesem Gesichtspuncte durchaus ein Widerstreit von Materialem, Formalem und Reinem.

Das Reine, in jeder besonderen Stimmung begriffen, widerstreitet dem Organ, in dem es begriffen, es wider-

streitet dem Reinen des andern Organs, es widerstreitet dem Wechsel.
Das Allgemeine widerstreitet als besondere Form, als karakteristische Stimmung dem Reinen, welches es in dieser Stimmung begreift, es widerstreitet als Fortstreben im Ganzen dem Reinen, welches in ihm begriffen ist, es widerstreitet als karakteristische Stimmung der zunächst liegenden.
Das Individuelle widerstreitet dem Reinen, welches es begreift, es widerstreitet der zunächstliegenden Form, es widerstreitet als Individuelles dem Allgemeinen des Wechsels.
Die Verfahrungsweise des poëtischen Geistes bei seinem Geschäffte kann also unmöglich hiemit enden. Wenn sie die wahre ist, so muss noch etwas anders in ihr aufzufinden seyn, und es muss sich zeigen, dass die Verfahrungsart, welche dem Gedichte seine Bedeutung giebt, nur der Übergang vom Reinen zu diesem Aufzufindenden, so wie rükwärts von diesem zum Reinen ist. (Verbindungsmittel zwischen Geist und Zeichen.)
Wenn nun das dem Geiste direct Entgegengesezte, das Organ, worinn er enthalten und wodurch alle Entgegensezung möglich ist, könnte betrachtet und begriffen werden, nicht nur als das, wodurch das Harmonischverbundene formal entgegengesezt, sondern, wodurch es auch formal verbunden ist, wenn es könnte betrachtet und begriffen werden, nicht nur als das, wodurch die verschiedenen unharmonischen Stimmungen materiell entgegengesezt und formal verbunden, sondern wodurch sie auch materiell verbunden ⟨und⟩ formal entgegengesezt

sind, wenn es könnte betrachtet und begriffen werden nicht nur als das, was ⟨es⟩ als verbindendes blos formales Leben überhaupt, und als besonderes und materielles nicht verbindend, nur entgegensezend und trennend ist, wenn es als materielles als verbindend, wenn das Organ des Geistes könnte betrachtet werden als dasjenige, welches, um das Harmonischentgegengesezte möglich zu machen, receptiv seyn muss, so wohl für das eine, wie für das andre Harmonischentgegengesezte, dass es also, in so fern es für das rein poëtische Leben formale Entgegensezung ist, auch formale Verbindung seyn muss, dass es, in so fern es für das bestimmte poëtische Leben und seine Stimmungen material entgegensezend ist, auch material verbindend seyn muss, dass das Begränzende und Bestimmende nicht negativ, dass es auch positiv ist, dass es zwar bei Harmonischverbundenem abgesondert betrachtet dem einen wie dem andern entgegengesezt ist, aber beide zusammengedacht die Vereinigung von beiden ist, dann wird derjenige Act des Geistes, welcher in Rüksicht auf die Bedeutung nur einen durchgängigen Widerstreit zur Folge hatte, ein ebenso vereinigender seyn, als er entgegensezend war.

Wie ⟨wird⟩ er aber in dieser Qualität begriffen? als möglich und als nothwendig? Nicht blos durch das Leben überhaupt, denn so ist er es, in so fern ⟨er⟩ blos als material entgegensezend und formal verbindend, das Leben direkt bestimmend, betrachtet wird. Auch nicht blos durch die Einigkeit überhaupt, denn so ist er es, insofern er blos ⟨als⟩ formal entgegensezend betrachtet

⟨wird⟩, aber im Begriffe der Einheit des Einigen, so dass von Harmonischverbundenem eines wie das andere im Puncte der Entgegensezung und Vereinigung vorhanden ist, und dass in diesem Puncte der Geist in seiner Unendlichkeit fühlbar ist, der durch die Entgegensezung als Endliches erschien, ⟨nur⟩ dass das Reine, das dem Organ an sich widerstritt, in eben diesem Organ sich selber gegenwärtig und so erst ein Lebendiges ist, dass, wo es in verschiedenen Stimmungen vorhanden ist, die unmittelbar auf die Grundstimmung folgende nur der verlängerte Punct ist, der dahin, nemlich zum Mittelpuncte führt, wo sich die harmonischentgegengesezten Stimmungen begegnen, dass also gerade im stärksten Gegensaz, im Gegensaz der ersten idealischen und zweiten künstlich reflectirten Stimmung, in der materiellsten Entgegensezung, (die zwischen harmonischverbundenem, im Mittelpunkte zusammentreffendem, und im Mittelpuncte gegenwärtigem Geist und Leben liegt), dass gerade in dieser materiellsten Entgensezung, welche sich selbst entgegengesezt ist, (in Beziehung auf den Vereinigungspunct, wohin sie strebt,) in den widerstreitenden fortstrebenden Acten des Geistes, wenn sie nur aus dem wechselseitigen Karakter der harmonischentgegengesezten Stimmungen entstehen, dass gerade da das Unendlichste sich am fühlbarsten, am negativpositivsten und hyperbolisch darstellt, dass durch diesen Gegensaz der Darstellung des Unendlichen im widerstreitenden Fortstreben zum Punct, und seines Zusammentreffens im Punct die simultane Innigkeit und Unterscheidung der harmonisch-

entgegengesezten lebendigen zum Grunde liegenden Empfindung ersezt und zugleich klarer wird, wo ⟨sie⟩ dem freien Bewusstseyn gebildeter als eigene Welt der Form nach, allgemeiner als Welt in der Welt, und so als Stimme des Ewigen zum Ewigen dargestellt wird.
Der poëtische Geist kann also in der Verfahrungsweise, die er bei seinem Geschäffte beobachtet, sich nicht begnügen in einem harmonischentgegengesezten Leben, auch nicht bei dem Auffassen und Vesthalten desselben durch hyperbolische Entgegensezung; wenn er soweit ist, wenn es seinem Geschäffte weder an harmonischer Einigkeit, noch an Bedeutung und Energie gebricht, weder an harmonischem Geiste überhaupt, noch an harmonischem Wechsel gebricht, so ist nothwendig, wenn das Einige nicht entweder (sofern es an sich selbst betrachtet werden kan) sich selbst aufheben, als ein Ununterscheidbares, und zur leeren Unendlichkeit werden soll, oder wenn es nicht in einem Wechsel von Gegensäzen, seien diese auch noch so harmonisch, seine Identität verlieren, also nichts Ganzes und Einiges mehr seyn, sondern in eine Unendlichkeit isolirter Momente (gleichsam eine Atomenreihe) zerfallen soll, — ich sage, so ist nothwendig, dass der poëtische Geist bei seiner Einigkeit und ⟨seinem⟩ harmonischem Progress auch einen unendlichen Gesichtspunct sich gebe beim Geschäffte, eine Einheit, wo im harmonischen Progress und Wechsel alles vor und rükwärts gehe, und durch seine durchgängige karakteristische Beziehung auf diese Einheit nicht blos objectiven Zusammenhang, für den Betrachter, auch gefühlten und fühlbaren Zusammenhang und Identität

im Wechsel der Gegensäze gewinne, und es ist seine lezte Aufgabe, beim harmonischen Wechsel einen Faden, eine Erinnerung zu haben, damit der Geist nie im einzelnen Momente, und wieder einem einzelnen Momente, sondern in einem Momente wie im andern fortdauernd, und in den verschiedenen Stimmungen sich gegenwärtig bleibe, so wie er sich ganz gegenwärtig ist, in der unendlichen Einheit, welche einmal Scheidepunct des Einigen als Einigen, dann aber auch Vereinigungspunct des Einigen als Entgegengesezten, endlich auch beedes zugleich ist, so dass in ihr das Harmonischentgegengesezte weder als Einiges entgegengesezt, noch als Entgegengeseztes vereinigt, sondern als beedes in Einem, als Einigentgegengeseztes unzertrennlich gefühlt, und als Gefühltes erfunden wird. Dieser Sinn ist eigentlich poëtischer Karakter, weder Genie noch Kunst, poëtische Individualität; nur ⟨in⟩ dieser allein ist die Identität der Begeisterung und die Vollendung des Genies und der Kunst, die Vergegenwärtigung des Unendlichen, der göttliche Moment gegeben.

Sie ist also nie blos Entgegensezung des Einigen, auch nie blos Beziehung, Vereinigung des Entgegengesezten und Wechselnden, Entgegengeseztes und Einiges ist in ihr unzertrennlich. Wenn diss ist, so kann sie in ihrer Reinheit und subjectiven Ganzheit, als ursprünglicher Sinn, zwar in den Acten des Entgegensezens und Vereinigens, womit sie in harmonischentgegengeseztem Leben wirksam ist, passiv seyn (?); aber in ihrem lezten Act, wo das Harmonischentgegengesezte als Harmonisches, Entgegengeseztes, das Einige als Wechselwirkung in ihr als

Eines begriffen ist, in diesem Acte kann und darf sie schlechterdings nicht durch sich selbst begriffen, sich selber zum Objecte werden, wenn sie nicht statt einer unendlich einigen und lebendigen Einheit eine todte und tödtende Einheit, ein unendlich Positives Gewordenes seyn soll; denn wenn Einigkeit und Entgegensezung in ihr unzertrennlich verbunden und Eines ist, so kann sie der Reflexion weder als entgegensezbares Einiges, noch als vereinbares Entgegengeseztes erscheinen, sie kann also gar nicht erscheinen, oder nur im Karakter eines positiven Nichts, eines unendlichen Stillstands, und es ist die Hyperbel aller Hyperbeln, der kühnste und lezte Versuch des poëtischen Geistes, wenn er in seiner Verfahrungsweise ihn je macht, die ursprüngliche poëtische Individualität, das poëtische Ich aufzufassen, ein Versuch, wodurch er diese Individualität und ihr reines Object, das Einige und Lebendige, harmonische, wechselseitig wirksame Leben aufhöbe, und doch muss er es, denn da er alles, was er in seinem Geschäffte ist, mit Freiheit seyn soll, und muss, indem er eine eigene Welt schafft, und der Instinkt natürlicher weise zur eigentlichen Welt, in der er da ist, gehört, da er also alles mit Freiheit seyn soll, so muss er ⟨sich⟩ auch dieser seiner Individualität versichern. Da er sie aber nicht durch sich selbst und an sich selbst erkennen kann, so ist ein äusseres Object nothwendig, und zwar ein solches, wodurch die reine Individualität unter mehreren besondern, weder blos entgegensezenden, noch blos beziehenden, sondern poëtischen Karakteren, die sie annehmen kann, irgend Einen anzunehmen bestimmt werde, so dass also

sowohl an der reinen Individualität, als an den andern Karakteren die jezt gewählte Individualität durch den jezt gewählten Stoff ⟨als⟩ bestimmter Karakter erkennbar und mit Freiheit vestzuhalten ist.
(Innerhalb der subjectiven Natur kann das Ich ⟨sich⟩ als Entgegensezendes, oder als Beziehendes, innerhalb der subjectiven Natur kann es sich aber nicht als poëtisches Ich in dreifacher Eigenschaft erkennen, denn so wie es innerhalb der subjectiven Natur erscheint, und von sich selber unterschieden wird, und an und durch sich selber unterschieden, so muss das Erkannte immer nur mit dem Erkennenden und der Erkenntniss beeder zusammengenommen jene dreifache Natur des poëtischen Ich ausmachen, und weder als Erkanntes aufgefasst vom Erkennenden, noch ⟨als⟩ Erkennendes aufgefasst vom Erkannten, noch als Erkanntes und Erkennendes aufgefasst von der Erkenntniss, noch als Erkenntniss aufgefasst vom Erkennenden; in keiner dieser drei abgesondert gedachten Qualitäten wird es als reines poëtisches Ich in seiner dreifachen Natur, als entgegensezend das Harmonische entgegengesezt, als (formal) vereinigend das Harmonisch-entgegengesezte, als in Einem begreiffend das Harmonisch-entgegengesezte, die Entgegensezung und Vereinigung, erfunden; im Gegentheile bleibt es mit und für sich selbst in realem Widerspruch[1]). — Also nur in so fern

[1]) Es ist als material Entgegengeseztes hiemit für ein drittes, aber nicht für sich selbst ⟨als⟩ formal Vereinendes, (als Erkanntes,) als Entgegensezendes damit für ein drittes formal Vereinigtes, als Erkennendes, schlechterdings nicht begreiflich in seinem realen Widerstreit; als Entgegengeseztes, formal Vereinendes, als Entgegensezendes, formal Vereinigtes in der Erkenntniss, im material Vereinigten und Entgegengesezten entgegengesezt, also — — —

es nicht von sich selber und an und durch sich selber unterschieden wird, wenn es durch ein drittes bestimmt unterscheidbar gemacht wird, und wenn dieses dritte, in so ferne es mit Freiheit erwählt war, in so fern auch in seinen Einflüssen und Bestimmungen die reine Individualität nicht aufhebt, sondern von dieser betrachtet werden kann, wo sie dann zugleich sich selbst als ein durch eine Wahl bestimmtes empirisch Individualisirtes und Karakterisirtes betrachtet, nur dann ist es möglich, dass das Ich in harmonischentgegengeseztem Leben als Einheit und umgekehrt das harmonischentgegengesezte ⟨Leben⟩ als Einheit im Ich erscheine und in schöner Individualität zum Objecte werde).

Indem nemlich das Ich in seiner subjectiven Natur sich von sich selber unterscheidet und sich sezt als entgegensezende Einheit im Harmonischentgegengesezten, inso⟨fern⟩ dieses harmonisch ist, oder als vereinende Einheit im Harmonischentgegengesezten, inso⟨fern⟩ dieses entgegengesezt ist, so muss ⟨es⟩ entweder die Realität des Gegensazes, des Unterschiedes, in dem es sich selbst erkennt, läugnen, und das Unterscheiden innerhalb der subjectiven Natur entweder für eine Täuschung und Willkür erklären, die es sich selbst als Einheit macht, um seine Identität zu erkennen, dann ist auch die Identität, als etwas erkannt, eine Täuschung, es erkennt sich nicht, ist nicht Einheit; oder es nimmt die Unterscheidung von sich selber für real (dogmatisch) an, dass nemlich das Ich als unterscheidendes oder vereinendes sich verhalte, je nachdem es in seiner subjectiven Natur ein zu Unterscheidendes oder ein zu Vereinendes vorfinde; es sezt sich also als unterscheidendes und als vereinendes abhängig, und weil diss in seiner subjectiven Natur stattfinden soll, von der es nicht abstrahiren kann, ohne sich aufzuheben, absolut abhängig in seinen Acten, so dass es weder als entgegensezendes noch als vereinendes sich selbst, seinen Act erkennt. In diesem Falle kann es sich wieder nicht als Identisch erkennen, weil die verschiedenen Acte, in denen es vorhanden ist, nicht seine Acte sind, es kann sich nicht einmal sezen als in diesen Acten begriffen, denn diese Acte hängen nicht von ihm ab, nicht das Ich ist das von sich selber Unterschiedene, sondern seine Natur ists, in der es sich als Getriebenes so verhält.

Aber wenn nun auch das Ich sich sezen wollte als identisch mit dem Harmonischentgegengesezten seiner Natur, (den Widerspruch zwischen Kunst

a) Wie ist es aber möglich? im Allgemeinen?
b) Wenn es auf solche Art möglich wird, dass das Ich sich in poëtischer Individualität erkenne und vesthalte, welches Resultat entspringt daraus für die poëtische Darstellung.
c) Wenn der Mensch[1]) in diesem Alleinseyn, in diesem Leben mit sich selbst, diesem widersprechenden Mittelzustande zwischen natürlichem Zusammenhange mit einer natürlich vorhandenen Welt, und zwischen dem höhern Zusammenhange mit einer auch natürlich vorhandenen, aber mit freier Wahl zur Sphäre erkornen, voraus erkannten und in allen ihren Einflüssen nicht ohne seinen Willen ihn bestimmenden Welt, wenn er in jenem Mittelzustande zwischen Kindheit und reifer Humanität, zwischen mechanisch schönem und mensch-

---

und Genie, Freiheit und organischer Nothwendigkeit, diesen ewigen Knoten mit dem Schwerdt zerhauen,) so hilft es nichts; denn ist der Unterschied des Entgegensezens und Vereinens nicht reell, so ist weder das Ich in seinem harmonischentgegengesezten Leben, noch das harmonischentgegengesezte Leben im Ich als Einheit erkennbar; ist er reell, so ist wiederum weder das Ich im Harmonischentgegengesezten als Einheit durch sich erkennbar, denn es ist ein getriebnes, noch ist das Harmonischentgegengesezte als Einheit erkennbar in seinem Ich, denn diss ist als getriebenes nicht als Einheit erkennbar.

Alles kommt also darauf an, dass das Ich nicht blos mit seiner subjectiven Natur, von der es nicht abstrahiren kann, ohne sich aufzuheben, in Wechselwirkung bleibe, sondern dass es sich *mit Freiheit* ein *Object wähle, von dem es, wenn es will, abstrahiren* kann, um von diesem durchaus *angemessen bestimmt zu werden* und *es zu bestimmen.*

Hierin liegt die Möglichkeit, dass das Ich im harmonischentgegengesezten Leben als Einheit, und das Harmonischentgegengesezte als Einheit erkennbar werde im Ich, in einer (poëtischen) Individualität. Zur freien Individualität, zur Einheit und Identität in sich selbst gemacht wird das reine subjective Leben erst durch die Wahl seines Gegenstands.

[1]) Er erkennt in den dreierlei subjectiven und objectiven Versuchen das Streben zu reiner Einheit.

lich schönem, mit Freiheit schönem Leben gelebt hat, und diesen Mittelzustand erkannt, und erfahren, wie er schlechterdings im Widerspruche mit sich selber, im nothwendigen Widerstreite 1) des Strebens zur reinen Selbstheit und Identität, 2) des Strebens zur Bedeutendheit und Unterscheidung, 3) des Strebens zur Harmonie verbleiben, und wie in diesem Widerstreite jede dieser Bestrebungen sich aufheben und als unrealisirbar sich zeigen muss, wie er also resigniren, in Kindheit zurükfallen oder in fruchtlosen Widersprüchen mit sich selber sich aufreiben muss, wenn er in diesem Zustande verharrt, so ist ⟨es⟩ Eines, was ihn aus dieser traurigen Alternative zieht, und das Problem, frei zu seyn, wie ein Jüngling, und in der Welt zu leben, wie ein Kind, die Unabhängigkeit eines kultivirten Menschen, und die Accomodation eines gewöhnlichen Menschen löst sich auf in Befolgung der Regel:

Seze dich mit freier Wahl in harmonische Entgegensezung mit einer äusseren Sphäre, so wie du in dir selber in harmonischer Entgegensezung bist, von Natur, aber unerkennbarer weise, so lange du in dir selbst bleibst.

Denn hier, in Befolgung dieser Regel ist ein wichtiger Unterschied von dem Verhalten im ewigen Zustande.

Im ewigen Zustande, in dem des Alleinseyns nemlich, konnte darum die harmonischentgegengesezte Natur nicht zur erkennbaren Einheit werden, weil das Ich, ohne sich aufzuheben, sich weder als thätige Einheit sezen und erkennen ⟨konnte⟩, ohne die Realität der Unterscheidung, also die Realität des Erkennens aufzuheben, noch als

leidende Einheit, ohne die Realität der Einheit, ihr Kriterium der Identität, nemlich die Thätigkeit aufzuheben; und dass das Ich, indem es seine Einheit im Harmonischentgegengesezten, und das Harmonischentgegengesezte in seiner Einheit zu erkennen strebt, sich so absolut und dogmatisch als thätige Einheit, oder als leidende Einheit sezen muss, entstehet daher, weil es, um sich selber durch sich selber zu erkennen, die natürliche innige Verbindung, in der es mit sich selber steht, und wodurch das Unterscheiden ihm erschwert wird, nur ⟨durch⟩ eine unnatürliche (sich selber aufhebende) Unterscheidung ersezen kann, weil es so von Natur Eines in seiner Verschiedenheit mit sich selber ist, dass die zur Erkenntniss nothwendige Verschiedenheit, die es sich durch Freiheit giebt, nur in Extremen möglich ist, also nur in Streben, in Denkversuchen, die auf diese Art realisirt, sich selber aufheben würden, weil ⟨es⟩, um seine Einheit im (subjectiven) Harmonischentgegengesezten und das (subjective) Harmonischentgegen⟨ge⟩sezte in seiner Einheit zu erkennen, nothwendiger weise von sich selber abstrahiren muss, in so fern es im (subjectiven) Harmonischentgegengesezten gesezt ist, und auf sich reflectiren, insofern es nicht im subjectiven Harmonischentgegengesezten gesezt ist, und umgekehrt; da es aber diese Abstraction von seinem Seyn im subjectiven Harmonischentgegengesezten, und diese Reflexion aufs Nichtseyn in ihm nicht machen kan, ohne sich und das Harmonischentgegengesezte, ohne das subjective Harmonische und Entgegengesezte und die Einheit aufzuheben, so müssen auch die Versuche, die es auf diese Art dennoch macht, solche Ver-

suche seyn, die, wenn sie auf diese Art realisirt würden, sich selbst aufhöben.

Diss ist also der Unterschied zwischen dem Zustande des Alleinseyns (der Ahndung seines Wesens) und dem neuen Zustande, wo sich der Mensch mit einer äussern Sphäre, durch freie Wahl, in harmonische Entgegensezung sezt, dass er, eben weil er mit dieser nicht so innig verbunden ist, von dieser abstrahiren und von sich, in so fern er in ihr gesezt ist, und auf sich reflectiren kann, in so fern er nicht in ihr gesezt ist, diss ist der Grund, warum er aus sich herausgeht, diss die Regel für seine Verfahrungsart in der äussern Welt. Auf diese Art erreicht er seine Bestimmung, welche ist — Erkenntniss des Harmonischentgegengesezten in ihm, in seiner Einheit und Individualität, und hinwiederum Erkenntniss, Identität seiner Einheit und Individualität im Harmonischentgegengesezten. Diss ist die wahre Freiheit seines Wesens; und wenn er an dieser äusserlichen harmonischentgegengesezten Sphäre nicht zu sehr hängt, nicht identisch mit ihr wird, wie mit sich selbst, so dass er nimmer von ihr abstrahiren kann, noch auch zu sehr an sich sich hängt, und von sich als Unabhängigem zu wenig abstrahiren kan, wenn er weder auf sich zu sehr reflectirt, noch auf seine Sphäre und Zeit zu sehr reflectirt, dann ist er auf dem rechten Wege seiner Bestimmung. Die Kindheit des gewöhnlichen Lebens, wo er identisch mit der Welt war, und gar nicht von ihr abstrahiren konnte, ohne Freiheit war, desswegen ohne Erkenntniss seiner selbst im Harmonischentgegengesezten, noch des Harmonischentgegengesezten

in ihm selbst, an sich betrachtet, ohne Vestigkeit, Selbstständigkeit, eigen Wesen, Identität im reinen Leben, diese Zeit wird von ihm als die Zeit der Wünsche betrachtet werden, wo der Mensch sich im Harmonischentgegengesezten und jenes in ihm selber als Einheit zu erkennen strebt, dadurch, dass er sich dem objectiven Leben ganz hingiebt, wo aber sich die Unmöglichkeit einer erkennbaren Identität im Harmonischentgegengesezten objectiv zeigt, wie sie subjectiv schon gezeigt worden ist. Denn da er in diesem Zustande sich gar nicht in seiner subjectiven Natur kennt, blos objectives Leben im Objectiven ist, so kann er die Einheit im Harmonischentgegengesezten nur dadurch zu erkennen streben, dass ⟨er⟩ in seiner Sphäre, von der er so wenig abstrahiren kann, als der subjective Mensch von seiner subjectiven Sphäre, eben so verfährt, wie dieser in der seinen. Er ist in ihr gesezt als in Harmonischentgegengeseztem. Er muss sich zu erkennen streben, sich von sich selber in ihr zu unterscheiden suchen, indem ⟨er⟩ sich zum Entgegensezenden macht, in so ferne sie harmonisch ist, und zum Vereinenden, in⟨so fern⟩ sie entgegengesezt ist. Aber wenn er sich in dieser Verschiedenheit zu erkennen strebt, so muss er entweder die Realität des Widerstreits, in dem er sich mit sich selber findet, vor sich selber läugnen, und diss widerstreitende Verfahren für eine Täuschung und Willkür halten, die blos dahin sich äussert, damit er seine Identität im Harmonischentgegengesezten erkenne, aber dann ist auch diese seine Identität als Erkanntes eine Täuschung, oder er hält jene Unterscheidung für reell, dass er nemlich

als Vereinendes und als Unterscheidendes sich verhalte, je nachdem er in seiner objectiven Sphäre ein zu Unterscheidendes oder zu Vereinendes vorfinde, sezt sich also als Vereinendes und als Unterscheidendes abhängig, und weil diss in seiner objectiven Sphäre stattfinden soll, von der ⟨er⟩ nicht abstrahiren kan, ohne sich selber aufzugeben, absolut abhängig, so dass er weder als Vereinendes, noch als Entgegensezendes sich selber, seinen Act erkennt. In diesem Falle kann er sich wieder nicht erkennen, als identisch, weil die verschiedenen Acte, in denen er sich befindet, nicht seine Acte sind. Er kann sich gar nicht erkennen, er ist kein Unterscheidbares, seine Sphäre ist es, in der er sich mechanisch so verhält. Aber wenn er nun auch als identisch mit dieser sich sezen wollte, den Widerstreit des Lebens und der Personalität, den er immer zu vereinigen und in Einem zu erkennen strebt und streben muss, in höchster Innigkeit auflösen ⟨wollte⟩, so hilft es nichts, insofern er sich so in seiner Sphäre verhält, dass er nicht von ihr abstrahiren kann, denn er kann sich ebendeswegen nur in Extremen von Gegensäzen des Unterscheidens und Vereinens erkennen, weil er zu innig in seiner Sphäre lebt.

Der Mensch sucht also in einem zu subjectiven Zustande, wie in einem zu objectiven vergebens seine Bestimmung zu erreichen, welche darin besteht, dass er sich als Einheit in Göttlichem, Harmonischentgegengeseztem enthalten, so wie umgekehrt das Göttliche, Einige, Harmonischentgegengesezte in sich als Einheit enthalten erkenne. Denn diss ist allein in schöner, heiliger, göttlicher Empfindung möglich, in einer Empfin-

dung, welche darum schön ist, weil ⟨sie⟩ weder blos angenehm und glüklich, noch blos erhaben und stark, noch blos einig und ruhig, sondern alles zugleich ist, und allein sein kann, in einer Empfindung, welche darum heilig ist, weil sie weder uneigennüzig ihrem Objecte hingegeben, noch blos uneigennüzig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch blos uneigennüzig zwischen ihrem innern Grunde und ihrem Object schwebend, sondern alles zugleich ist und allein seyn kann, in einer Empfindung, welche darum göttlich ist, weil sie weder blosses Bewusstseyn, blosse Reflexion (subjective oder objective) mit Verlust des innern und äussern Lebens, noch blosses Streben (subjectives oder objectives) mit Verlust der innern und äussern Harmonie, noch blosse Harmonie, wie die intellectuale Anschauung und ihr mythisches bildliches Subject-Object, mit Verlust des Bewusstseyns und der Einheit, sondern weil sie alles diss zugleich ist und allein seyn kan, in einer Empfindung, welche darum transcendental ist und diss allein seyn kann, weil sie in Vereinigung und Wechselwirkung der genannten Eigenschaften weder zu angenehm und sinnlich, noch zu energisch und mild, noch zu innig und schwärmerisch, weder zu uneigennüzig, d. h. zu selbstvergessen ihrem Objecte hingegeben, noch zu uneigennüzig, d. h. zu eigenmächtig auf ihrem innern Grunde ruhend, noch zu uneigennüzig, d. h. zu unentschieden und leer und unbestimmt zwischen ihrem innern Grunde und ihrem Objecte schwebend, weder zu reflectirt, sich ihrer zu bewusst, zu scharf und eben deswegen ihres innern und äussern Grundes unbewusst, noch zu bewegt, zu sehr in

ihrem innern und äussern Grunde begriffen, eben deswegen der Harmonie des Innern und Äussern unbewusst, noch zu harmonisch, eben deswegen sich ihrer selbst und des innern und äussern Grundes zu wenig bewusst, eben deswegen zu unbestimmt und des eigentlich Unendlichen, welches durch sie als eine bestimmte, wirkliche Unendlichkeit, als ausserhalb liegend bestimmt wird, weniger empfänglich und geringerer Dauer fähig ⟨ist⟩. Kurz, sie ist, weil sie in dreifacher Eigenschaft vorhanden ist, und diss allein seyn kann, weniger einer Einseitigkeit ausgesezt, in irgendeiner der drei Eigenschaften. Im Gegentheil erwachsen aus ihr ursprünglich alle die Kräfte, welche jene Eigenschaften zwar bestimmter und erkennbarer, aber auch isolirter besizen, so wie sich jene Kräfte, und ihre Eigenschaften und Äusserungen auch wieder in ihr konzentriren, und in ihr und durch gegenseitigen Zusammenhang lebendige, für sich selbst bestehende Bestimmtheit, als Organe von ihr, und Freiheit, als zu ihr gehörig und nicht in ihrer Beschränktheit auf sich selber eingeschränkt, und Vollständigkeit, als ⟨in⟩ ihrer Ganzheit begriffen, gewinnen. Jene drei Eigenschaften mögen als Bestrebungen, das Harmonisch-entgegengesezte in der lebendigen Einheit oder diese in jenem zu erkennen, im subjectiveren oder objectiveren Zustande sich äussern. Denn eben diese verschiedenen Zustände gehen auch aus ihr als der Vereinigung derselben hervor.

Wink für die Darstellung und Sprache

Ist die Sprache nicht, wie die Erkenntniss, von der die Rede war, und von der gesagt wurde, dass in ihr als Einheit das Einige enthalten seie, und umgekehrt? und dass sie dreifacher Art sei pp.

Muss nicht für das eine wie für das ⟨andere⟩ der schönste Moment da liegen, wo der eigentliche Ausdruk, die geistigste Sprache, das lebendigste Bewusstsein, wo der Übergang von einer bestimmten Unendlichkeit zur allgemeineren liegt?

Liegt nicht eben hierin der veste Punct, wodurch der Folge der Zeichnung ihre Verhältnissart und der Totalkarakter, wie der Beleuchtung ihr Karakter und Grad bestimmt wird?

Wird nicht alle Beurtheilung der Sprache sich darauf reduciren, dass man nach den sichersten und möglich untrüglichsten Kennzeichen sie prüft, ob sie die Sprache einer ächten schön beschriebenen Empfindung sei?

So wie die Erkenntniss die Sprache ahndet, so erinnert sich die Sprache der Erkenntniss.

Die Erkenntniss ahndet die Sprache, nachdem sie 1) noch unreflectirte reine Empfindung des Lebens war, der bestimmten Unendlichkeit, worinn sie enthalten ist, 2) nachdem sie sich in den Dissonanzen des innerlichen Reflectirens und Strebens und Dichtens wiederhohlt hatte, und nun, nach diesen vergebenen Versuchen, sich innerlich wiederzufinden und zu reproduciren, nach diesen verschwiegenen Ahndungen, die auch ihre Zeit haben

müssen, über sich selbst hinausgeht, und in der ganzen Unendlichkeit sich wiederfindet, d. h. durch die stofflose reine Stimmung, gleichsam durch den Wiederklang der ursprünglichen lebendigen Empfindung, den es gewann und gewinnen konnte durch die gesammte Wirkung aller innerlichen Versuche, durch diese höhere göttliche Empfänglichkeit, die seines ganzen innern und äussern Lebens mächtig und inne wird. In eben diesem Augenblike, wo sich die ursprüngliche lebendige, nun zur reinen, eines Unendlichen empfänglichen Stimmung geläuterte Empfindung, als Unendliches im Unendlichen, als geistiges Ganze im lebendigen Ganzen befindet, in diesem Augenblike ist es, wo man sagen kann, dass die Sprache geahndet wird, und wenn nun wie in der ursprünglichen Empfindung eine Reflexion erfolgt, so ist sie nicht mehr auflösend und verallgemeinernd, vertheilend und abbildend (?) bis zur blossen Stimmung, sie giebt dem Herzen alles wieder, was sie ihm nahm, sie ist belebende Kunst, wie sie zuvor vergeistigende Kunst war, und mit einem Zauberschlage um den andern ruft sie das verlorene Leben schöner hervor, bis es wieder so ganz sich fühlt, wie ⟨es⟩ sich ursprünglich fühlte. Und wenn es der Gang und die Bestimmung des Lebens überhaupt ist, aus der ursprünglichen Einfalt sich ⟨zur⟩ höchsten Form zu bilden, wo dem Menschen ebendeswegen das unendliche Leben gegenwärtig ist, und wo er als das Abstrakteste alles nur um so inniger aufnimmt, dann aus dieser höchsten Entgegensezung und Vereinigung des Lebendigen und Geistigen, des formalen und des materialen Subjects-Objects, dem Geistigen sein

Leben, dem Lebendigen seine Gestalt, dem Menschen seine Liebe und sein Herz, und seiner Welt den Dank wiederzubringen, und endlich nach erfüllter Ahndung und Hoffnung, wenn nemlich in der Äusserung jener höchste Punct der Bildung, die höchste Form im höchsten Leben vorhanden war, und nicht blos an sich selbst, wie im Anfang der eigentlichen Äusserung, noch im Streben, wie im Fortgang derselben, wo die Äusserung das Leben aus dem Geiste und aus dem Leben den Geist hervorruft, sondern, wo sie das ursprüngliche Leben in der höchsten Form gefunden hat, wo Geist und Leben auf beiden Seiten gleich ist und ihren Fund, das Unendliche im Unendlichen, erkennt, nach dieser lezten und dritten Vollendung, die nicht blos ursprüngliche Einfalt des Herzens und Lebens, wo sich der Mensch unbefangen als in einer beschränkten Unendlichkeit fühlt, auch nicht blos errungene Einfalt des Geistes, wo eben jene Empfindung, zur reinen formalen Stimmung geläutert, die ganze Unendlichkeit des Lebens aufnimmt, (und Ideal ist,) sondern der aus dem unendlichen Leben wiederbelebte Geist, nicht Glük, nicht Ideal, sondern gelungenes Werk und Schöpfung ist, und nie in der Äusserung gefunden werden und ausserhalb der Äusserung nur in dem aus ihrer bestimmten ursprünglichen Empfindung hervorgegangenen Ideale gehofft werden kann, wie endlich nach dieser dritten Vollendung, wo die bestimmte Unendlichkeit so weit in's Leben gerufen, die unendliche so weit vergeistigt ist, dass eines an Geist und Leben dem andern gleich ist, wie auch ⟨nach⟩ dieser dritten Vollendung das Bestimmte immer mehr belebt, das

Unendliche immer ⟨mehr⟩ vergeistigt wird, bis die ursprüngliche Empfindung eben so als Leben endigt, wie sie in der Äusserung als Geist anfieng, und sich die höhere Unendlichkeit, aus der sie ihr Leben nahm, eben so vergeistigt, wie sie in der Äusserung als Lebendiges vorhanden war, — also wenn diss der Gang und die Bestimmung der Menschen überhaupt zu seyn scheint, so ist ebendasselbe der Gang und die Bestimmung aller und jeder Poësie, und wie auf jener Stuffe der Bildung, wo der Mensch aus ursprünglicher Kindheit hervorgegangen in entgegengesezten Versuchen ⟨sich⟩ zur höchsten Form, zum reinen Wiederklang der ersten Leben emporgerungen hat, und so als unendlicher Geist im unendlichen Leben sich fühlt, wie der Mensch auf der Stuffe ⟨der⟩ Bildung erst eigentlich das Leben antritt und sein Wirken und seine Bestimmung ahndet, so ahndet der Dichter auf jener Stuffe, wo er auch aus einer ursprünglichen Empfindung durch entgegengesezte Versuche sich zum Ton, zur höchsten reinen Form derselben Empfindung emporgerungen hat und ganz in seinem ganzen inneren und äusseren Leben mit jenem Tone sich begriffen sieht, auf dieser Stuffe ahndet ⟨er⟩ seine Sprache, und mit ihr die eigentliche Vollendung für die jezige und zugleich für alle Poësie.

Es ist schon gesagt worden, dass auf jener Stuffe eine neue Reflexion eintrete, welche dem Herzen alles wieder gebe, was sie ihm genommen habe, welche für den Geist des Dichters und seines zukünftigen Gedichts belebende Kunst sei, wie sie für die ursprüngliche Empfindung des Dichters und seines Gedichts seie vergeistigende Kunst

gewesen. Das Product dieser schöpferischen Reflexion ist die Sprache. Indem sich nemlich der Dichter mit dem reinen Ton seiner ursprünglichen Empfindung in seinem ganzen innern und äussern Leben begriffen fühlt und sich umsieht in seiner Welt, ist ihm diese eben so neu und unbekannt, die Summe aller seiner Erfahrungen, seines Wissens, seines Anschauens, seines Gedenkens; Kunst und Natur, wie sie in ihm und ausser ihm sich darstellt, alles ist wie zum erstenmale, eben desswegen unbegriffen, unbestimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöst, ihm gegenwärtig, und es ist vorzüglich wichtig, dass er in diesem Augenblike nichts als gegeben annehme, von nichts positivem ausgehe, dass die Natur und Kunst, so wie er sie früher gelernt hat und sieht, nicht eher spreche, ehe für ihn eine Sprache da ist, d. h. ehe das jezt Unbekannte und Ungenannte in seiner Welt eben dadurch für ihn bekannt und nahmhaft wird, dass es mit seiner Stimmung verglichen und als übereinstimmend erfunden worden ist; denn wäre vor der Reflexion auf den unendlichen Stoff und die unendliche Form irgend eine Sprache der Natur und Kunst für ihn in bestimmter Gestalt da, so wäre er in so fern nicht innerhalb seines Wirkungskreises, er träte aus seiner Schöpfung heraus, und die Sprache der Natur oder der Kunst, jeder *modus exprimendi* der einen oder der andern wäre erstlich, insofern sie nicht seine Sprache, nicht aus seinem Leben und aus seinem Geiste hervorgegangenes Product, sondern als Sprache der Kunst, sobald sie in bestimmter Gestalt mir gegenwärtig ist, schon zuvor ein bestimmender Act der schöpferischen Reflexion

des Künstlers war, welcher darinn bestand, dass er aus seiner Welt, aus der Summe seines äussern und innern Lebens, das mehr oder weniger auch das meinige ist, dass er aus dieser Welt den Stoff nahm, um die Töne seines Geistes zu bezeichnen, aus seiner Stimmung das zum Grunde liegende Leben durch diss verwandte Zeichen hervorzurufen, dass er also, in so fern er nur dieses Zeichen nennt, aus meiner Welt den Stoff entlehnt, mich veranlasst, diesen Stoff in das Zeichen überzutragen, wo dann derjenige wichtige Unterschied zwischen mir als bestimmtem und ihm als bestimmendem ist, dass er, indem er sich verständlich und fasslich macht, von der leblosen, immateriellen, eben desswegen weniger entgegensezbaren und bewusstloseren Stimmung ⟨abgeht⟩, ebendadurch, dass er sie erklärt 1) in ihrer Unendlichkeit der Zusammenstimmung durch eine sowohl der Form als Materie nach verhältnismässige Totalität verwandten Stoffs und durch idealisch wechselnde Welt, 2) in ihrer Bestimmtheit und eigentlichen Endlichkeit durch die Darstellung und Aufzählung ihres eigenen Stoffs, 3) in ihrer Tendenz, ihrer Allgemeinheit im besondern, durch den Gegensaz ihres eigenen Stoffs zum unendlichen Stoff, 4) in ihrem Maas, in der schönen Bestimmtheit und Einheit und Vestigkeit ihrer unendlichen Zusammenstimmung, in ihrer unendlichen Identität und Individualität und Haltung, in ihrer poëtischen Prosa eines allbegränzenden Moments, wohin und worinn sich negativ und eben deswegen ausdrüklich und sinnlich alle genannten Stüke beziehen und vereinigen, nemlich die unendliche Form mit dem unendlichen Stoffe dadurch, dass durch jenen

Moment die unendliche Form ein Gebild, den Wechsel des Schwachen und Starken, der unendliche Stoff einen Wohlklang, einen Wechsel des Hellen und Leisen annimmt, und sich beede in der Langsamkeit und Schnelligkeit, endlich im Stillstande der Bewegung negativ vereinigen, immer durch ihn und die ihm zum Grunde liegende Thätigkeit, die unendliche schöne Reflexion, welche in der durchgängigen Begränzung zugleich durchgängig beziehend und vereinigend ist.

DAS WERDEN IM VERGEHEN

Das untergehende Vaterland, Natur und Menschen, in so fern sie in einer besondern Wechselwirkung stehen, eine besondere ideal gewordene Welt und Verbindung der Dinge ausmachen, und sich insofern auflösen, damit aus ihnen und aus dem überbleibenden Geschlechte und den überbleibenden Kräften der Natur, die das andere reale Prinzip sind, eine neue Welt, eine neue aber auch besondere Wechselwirkung sich bilde, so wie jener Untergang aus einer reinen aber besonderen Welt hervorgieng. Denn die Welt aller Welten, das Alles in Allen, stellt sich nur in aller Zeit oder im Moment, oder genetischer im Werden des Moments und Anfang oder nur im Untergange einer Zeit und Welt dar, und dieser Untergang und Anfang ist wie die Sprache Ausdruk, Zeichen, Darstellung eines lebendigen aber besonderen Ganzen, welches eben wieder in seinen Wirkungen dazu wird, und zwar so, dass in ihm, sowie in der Sprache, von einer

Seite weniger oder nichts lebendig Bestehendes, von der anderen Seite alles zu liegen scheint. Im lebendig Bestehenden herrscht eine Beziehungsart und Stoffart vor; wiewohl alle übrigen darin zu ahnden sind, im übergehenden ist die Möglichkeit aller Beziehungen vorherrschend, doch die besondere ist daraus abzunehmen, zu schöpfen, sodass durch sie Unendlichkeit die endliche Wirkung hervorgeht.

Dieser Untergang oder Übergang des Vaterlandes, (in diesem Sinne) fühlt sich in den Gliedern der bestehenden Welt so, dass in eben ⟨dem⟩ Momente und Grade, worinn sich das Bestehende auflöst, auch das Neueintretende, Jugendliche, Mögliche sich fühlt. Denn wie könnte die Auflösung empfunden werden ohne Vereinigung, wenn also das Bestehende in seiner Auflösung empfunden werden soll und empfunden wird, so muss dabei das Unerschöpfte und Unerschöpfliche der Beziehungen und Kräfte, und jene, die Auflösung, mehr durch diese empfunden werden, als umgekehrt, denn aus Nichts wird nichts, und diss gradweise genommen heisst so viel, als dass dasjenige, welches zur Negation gehet, und insofern es aus der Wirklichkeit gehet, und noch nicht ein Mögliches ist, nicht wirken könne.

Aber das Mögliche, welches in die Wirklichkeit tritt, indem die Wirklichkeit sich auflöst, diss wirkt, und es bewirkt sowohl die Empfindung der Auflösung als die Erinnerung des Aufgelösten.

Deswegen das durchaus originelle jeder ächttragischen Sprache, das immerwährend Schöpferische, das Entstehen des Individuellen aus Unendlichem, und das Entstehen

des Endlichunendlichen oder Individuellewigen aus beeden, das Begreiffen, Beleben, nicht des unbegreifbar, unseelig gewordenen, sondern des unbegreifbaren, des Unseeligen der Auflösung, und des Streites, des Todes selbst, durch das Harmonische, Begreifliche, Lebendige. Es drükt sich hierinn nicht der erste, rohe, in seiner Tiefe dem Leidenden und Betrachtenden noch zu unbekannte Schmerz der Auflösung aus; in diesem ist das Neuentstehende, Idealische, unbestimmt, mehr ein Gegenstand der Furcht, dahingegen die Auflösung selber an sich ein Bestehendes, realer scheint, und das sich Auflösende im Zustande zwischen Seyn und Nichtseyn im Nothwendigen begriffen ist.

Das neue Leben ist jezt wirklich, das sich auflösen sollte und aufgelöst hat, ideal alt, die Auflösung nothwendig und trägt ihren eigentümlichen Karakter zwischen Seyn und Nichtseyn; ⟨im⟩ Zustande zwischen Seyn und Nichtseyn wird aber überall das Mögliche real, und das wirkliche ideal, und diss ist in der freien Kunstnachahmung ein furchtbarer aber göttlicher Traum. Die Auflösung also als Nothwendige, auf dem Gesichtspuncte der idealischen Erinnerung, wird als solche idealisches Object des neuentwikelten Lebens, ein Rükblik auf den Weg, der zurükgelegt werden musste, vom Anfang der Auflösung bis dahin, wo aus dem neuen Leben eine Erinnerung des Aufgelösten, und daraus, als Erklärung und Vereinigung der Liebe und des Contrasts, der zwischen dem Neuen und dem Vergangenen stattfindet, die Erinnerung der Auflösung erfolgen kann. Diese idealische Auflösung ist furchtlos. Anfangs- und Endpunkt ist

schon gesezt, gefunden, gesichert, deswegen ist diese Auflösung auch sicherer, unaufhaltsamer, kühner und so stellt sie ⟨sich⟩ hiemit, als das, was sie eigentlich ist, als einen reproductiven Act, dar, wodurch das Leben alle seine Puncte durchläuft, und um die ganze Summe zu gewinnen, auf keinem verweilt, auf jedem sich auflöst, um in dem nächsten sich herzustellen; nur dass in dem Grade die Auflösung idealer wird, in welchem sie sich von ihrem Anfangspuncte entfernt, hingegen in eben dem Grade die Herstellung realer, bis endlich aus der Summe dieser in einem Moment unendlich durchlaufenen Empfindungen des Vergehens und Entstehens, ein ganzes Lebensgefühl, und hieraus das einzig ausgeschlossene, das anfänglich aufgelöste in der Erinnerung, (durch die Nothwendigkeit eines Objects im vollendetsten Zustande) hervorgeht; und nachdem diese Erinnerung des Aufgelösten, Individuellen mit dem unendlichen Lebensgefühl durch die Erinnerung der Auflösung vereiniget und die Lüke zwischen denselben ausgefüllt ist, so gehet aus dieser Vereinigung und Vergleichung des Vergangenen Einzelnen, und des Unendlichen Gegenwärtigen, der eigentlich neue Zustand, der nächste Schritt, der dem Vergangenen folgen soll, hervor.

Also in der Erinnerung der Auflösung wird diese, weil ihre beeden Enden vest stehen, ganz der sichere unaufhaltsame kühne Act, der sie eigentlich ist.

Aber diese idealische Auflösung unterscheidet sich auch dadurch von der wirklichen, auch wieder, weil sie aus dem Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen ⟨geht⟩, dass 1) auf jedem Puncte derselben Auflösung und

Herstellung, 2) ein Punct in seiner Auflösung und Herstellung mit jedem andern, 3) jeder Punct in seiner Auflösung und Herstellung mit dem Totalgefühl der Auflösung und Herstellung unendlich verflochtener ist und alles sich in Schmerz und Freude, in Streit und Frieden, in Bewegung und Ruhe, in Gestalt und Ungestalt unendlicher durchdringt, berührt und angeht und so ein himmlisches Feuer statt irdischem wirkt.
Endlich, auch wieder, weil die idealische Auflösung umgekehrt vom Unendlichgegenwärtigen zum Endlichvergangenen geht, unterscheidet sich die idealische Auflösung von der wirklichen dadurch, dass sie durchgängiger bestimmt seyn kann, dass sie nicht mit ängstlicher Unruhe mehrere wesentliche Puncte der Auflösung und Herstellung in Eines zusammenzuraffen, auch nicht ängstlich auf Unwesentliches, die gefürchtete Auflösung, also auch die Herstellung Hinderliches, also eigentlich Tödtliches abzuirren, auch nicht auf einem Puncte der Auflösung und Herstellung einseitig ängstig sich bis aufs Äusserste zu beschränken, und so wieder zum eigentlich Todten veranlasst ist, sondern dass sie einen präcisen, geraden, freien Gang geht, auf jedem Puncte der Auflösung und Herstellung ganz das, was ⟨sie⟩ auf ihm, aber auch nur auf ihm seyn kan, also wahrhaft individuell ist, natürlicher weise also auch auf diesem Punct nicht Ungehöriges, Zerstreuendes, an sich und für sie Unbedeutendes herzwingt, aber frei und vollständig den einzelnen Punct durchgeht, in allen seinen Beziehungen mit den übrigen Puncten der Auflösung und Herstellung, welche ⟨zwischen (?)⟩ den zwei ersten der Auflösung und Herstellung

fähigen Puncten, nemlich dem entgegen gesezten Unendlichneuen, und Endlichalten, dem Realtotalen und Idealparticularen liegen. Endlich unterscheidet sich die idealische Auflösung von der sogenannt wirklichen, (weil jene umgekehrterweise vom Unendlichen zum Endlichen gehet, nachdem sie vom Endlichen zum Unendlichen gegangen war) dadurch, dass die Auflösung aus Unkenntniss ihres End- und Anfangspunctes schlechterdings als reales Nichts erscheinen muss, so dass jedes Bestehende, also Besondere, als Alles erscheint, und ein sinnlicher Idealismus, ein Epikuräismus erscheint, wie ihn Horaz, der wohl diesen Gesichtpunct nur dramatisch brauchte, in seinem Prudens futuri temporis exitum pp. treffend darstellt, — also die idealische Auflösung unterscheidet sich von der sogenannt wirklichen endlich dadurch, dass diese ein reales Nichts zu seyn ⟨scheint⟩, jene, weil sie ein Werden des Idealindividuellen zum Unendlichrealen, und des Unendlichrealen zum Individuellidealen ist, in eben dem Grade an Gehalt und Harmonie gewinnt, jemehr sie gedacht wird als Übergang aus Bestehendem ins Bestehende; so wie auch das Bestehende in eben dem Grade an Geist gewinnt, jemehr ⟨es⟩ als entstanden aus jenem Übergange oder entstehend zu jenem Übergange gedacht wird, so dass die Auflösung des Idealindividuellen nicht als Schwächung und Tod, sondern als Aufleben, als Wachstum, die Auflösung des Unendlichneuen nicht als vernichtende Gewalt, sondern ⟨als⟩ Liebe und beedes zusammen als ein (transcendentaler) schöpferischer Act erscheint, dessen Wesen es ist, Idealindividuelles und Realunendliches ⟨zu⟩ vereinen, das Product also, das mit

Idealindividuellem vereinigte Realunendliche ist, wo dann das Unendlichreale die Gestalt des Individuellidealen und dieses das Leben des Unendlichrealen annimmt, und beede sich in einem mythischen Zustande vereinigen, wo mit dem Gegensaze des Unendlichrealen und Endlichidealen auch der Übergang aufhört, so weit, dass dieser an Ruhe gewinnt, was jene ⟨an⟩ Leben gewannen, ein Zustand, welcher nicht zu verwechseln mit dem lyrischen Unendlichrealen, so wenig, als er in seiner Entstehung während ⟨des⟩ Überganges zu verwechseln ist, mit episch darstellbarem individuellidealen; in beeden Fällen vereiniget ⟨sich⟩ der Geist des einen, mit der Fasslichkeit, Sinnlichkeit des andern. Er ist in beeden Fällen tragisch, d. h. er vereiniget in beeden Fällen Unendlichreales mit Endlichidealem, und beede Fälle sind nur gradweise verschieden, denn auch während des Überganges sind Geist und Zeichen, mit andern Worten die Materie des Überganges mit diesem und dieser mit jener (transcendentes mit isolirtem) wie beseelte Organe mit organischer Seele, harmonisch entgegengesezt Eines.

Aus dieser tragischen Vereinigung des Unendlichneuen und Endlichalten entwikelt sich dann ein neues Individuelles, indem das Unendlichneue vermittelst dessen, dass es die Gestalt des Endlichalten annahm, sich nun in eigener Gestalt individualisirt.

Das Neuindividuelle strebt nun in eben dem Grade sich zu isoliren, und aus der Unendlichkeit loszuwinden, als auf dem zweiten Gesichtspuncte das Isolirte, Individuellalte, sich zu verallgemeinern und ins unendliche Lebensgefühl aufzulösen strebt. Der Moment, wo die Periode

des Individuellneuen sich endet, ist da, wo das Unendlichneue als auflösende, als unbekannte Macht zum Individuellalten sich verhält, eben so wie in der vorigen Periode das Neue, sich als unbekannte Macht zum Unendlichalten verhalten, und dieser zweiten Periode sich entgegengesezt, und zwar die erste als Herrschaft des Individuellen über das Unendliche, des Einzelnen über das Ganze, der zweiten als der Herrschaft des Unendlichen über das Individuelle, des Ganzen über das Einzelne. Das Ende dieser zweiten Periode und der Anfang der dritten liegt in dem Moment, wo das Unendlichneue als Lebensgefühl, (als Ich) sich ⟨zum⟩ Individuellalten als Gegenstand (als Nichtich) verhält[1]), — — —

GRUND ZUM EMPEDOKLES

Die tragische Ode fängt im höchsten Feuer an, der reine Geist, die reine Innigkeit hat ihre Gränze überschritten, sie hat diejenigen Verbindungen des Lebens, die nothwendig, also gleichsam ohne diss zum Contact geneigt sind, und durch die ganze innige Stimmung dazu übermässig geneigt werden (physische oder moralische Sinnlichkeit), das Bewusstseyn, das Nachdenken, oder die physische Sinnlichkeit nicht mässig genug gehalten, und so ist durch Übermaas der Innigkeit der Zwist entstanden,

[1]) Nach diesen Gegensäzen tragische Vereinigung der Karaktere, nach diesen Gegensäzen der Karaktere zum Wechselseitigen (?) und umgekehrt. Nach diesen die tragische Ver⟨einigung⟩ beeder.

den die tragische Ode gleich zu Anfang fingirt, um das Reine darzustellen. Sie gehet dann weiter durch einen natürlichen Act aus dem Extrem des Unterscheidens und der Noth in das Extrem des Nichtunterscheidens des Reinen, des Übersinnlichen, das gar keine Noth anzuerkennen scheint, von da fällt sie in eine reine Sinnlichkeit, in eine bescheidenere Innigkeit, denn die ursprünglich höhere, göttlichere, kühnere Innigkeit ist ihr als Extrem erschienen, auch kann sie nicht mehr in jenen Grad von übermässiger Innigkeit fallen, mit ⟨dem⟩ sie auf ihren Anfangston ausgieng, denn sie hat gleichsam erfahren, wohin diss führte, sie muss aus den Extremen des Unterscheidens und Nichtunterscheidens in jene stille Besonnenheit und Empfindung übergehen, wo sie freilich den Kampf der einen angestrengten Besonnenheit nothwendig, also ihren Anfangston und eigenen Charakter als Gegensaz empfinden, und in ihn übergehen muss, wenn sie nicht in dieser Bescheidenheit tragisch enden soll, aber weil sie ihn als Gegensaz empfindet, gehet dann das Idealische, das diese beeden Gegensäze vereiniget, reiner hervor, der Urton ist wieder und mit Besonnenheit gefunden und so gehet sie wieder von da aus durch eine mässige freiere Reflexion oder Empfindung sicherer, freier, gründlicher (d. h. aus der Erfahrung und Erkenntniss des Heterogenen) in den Anfangston zurük.

Allgemeiner Grund

Es ist die tiefste Innigkeit, die sich im tragischen dramatischen Gedichte ausdrükt. Die tragische Ode stellt das

Innige auch in den positivsten Unterscheidungen dar, in wirklichen Gegensäzen, aber diese Gegensäze sind doch mehr blos in der Form und als unmittelbare Sprache der Empfindung vorhanden. Das tragische Gedicht verhüllt die Innigkeit in der Darstellung noch mehr, drükt sie in stärkeren Unterscheidungen aus, weil es eine tiefere Innigkeit, ein unendlicheres Göttliche ausdrükt. Die Empfindung drükt sich nicht mehr unmittelbar aus, es ist nicht mehr der Dichter und seine eigene Erfahrung, was erscheint, wenn schon jedes Gedicht, so auch das tragische aus poetischem Leben und Wirklichkeit, aus des Dichters eigener Welt und Seele hervorgegangen seyn muss, weil sonst überall die rechte Wahrheit fehlt, und überhaupt nicht verstanden und belebt werden kann, wenn wir nicht das eigene Gemüth und die eigene Erfahrung in einen fremden analogischen Stoff übertragen können. Auch im tragischen dramatischen Gedichte spricht sich also das Göttliche aus, das der Dichter in seiner Welt empfindet und erfährt, auch das tragisch dramatische Gedicht ist ihm ein Bild des Lebendigen, das ihm in seinem Leben gegenwärtig ist und war; aber wie dieses Bild der Innigkeit überall seinen lezten Grund in eben dem Grade mehr verläugnet und verläugnen muss, wie es überall mehr dem Symbol sich nähern muss, je unendlicher, je unaussprechlicher, je näher so dem nefas die Innigkeit ist, je strenger und kälter das Bild den Menschen und sein empfundenes Element unterscheiden muss, um die Empfindung in ihrer Gränze vestzuhalten, um so weniger kann das Bild die Empfindung unmittelbar aussprechen, es muss sie so wohl der Form als dem

Stoffe nach verläugnen, der Stoff muss ein kühneres, fremderes Gleichniss und Beispiel von ihr seyn, die Form muss mehr den Karakter der Entgegensezung und Trennung tragen. Eine andere Welt, fremde Begebenheiten, fremde Karaktere, doch wie jedes kühneres Gleichniss, dem Grundstoffe um so inniger anpassender, blos in der äusseren Gestalt verborgener (?), denn wäre diese innige Verwandtschaft des Gleichnisses mit dem Stoffe nicht sichtbar, so wäre seine Entlegenheit, seine fremde Gestalt, nicht erklärlich. Die fremden Formen müssen um so lebendiger seyn, je fremder sie sind, und je weniger der sichtbare Stoff des Gedichts, dem Stoffe der zum Grunde liegt, dem Gemüth und Welt des Dichters gleicht, um so weniger darf sich der Geist, das Göttliche, wie es ⟨der⟩ Dichter in seiner Welt empfand, in dem künstlichen fremden Stoffe verläugnen. Aber auch in dem fremden künstlichen Stoffe darf und kann sich das Innige, Göttliche nicht anders aussprechen, als durch einen um so grössern Grad des Unterscheidens, je inniger die zum Grunde liegende Empfindung ist. Daher ist 1) das Trauerspiel seinem Stoff und seiner Form nach dramatisch, d. h. a) es enthält einen dritten von des Dichters eigenem Gemüth und eigener Welt verschiedenen fremden Stoff, den er wählte, weil er ihn analog genug fand, um seine Totalempfindung in ihn hineinzutragen, und in ihm, wie in einem Gefässe, zu bewahren, und zwar um so sicherer, je fremder bei der Analogie dieser Stoff ist, denn die innigste Empfindung ist der Vergänglichkeit in eben ⟨dem⟩ Grade ausgesezt, in welchem sie die wahren wirklichen und sinnlichen Beziehungen nicht

verläugnet, (und es ist deswegen auch lyrisches Gesez, wenn das Innige dort an sich weniger tot, also leichter zu halten ist, den physischen und intellectualen Zusammenhang zu verläugnen.) Eben darum verläugnet der tragische Dichter, weil er die tiefste Innigkeit ausdrükt, seine Person, seine Subjectivität ganz, so auch das ihm gegenwärtige Object, er trägt sie in fremde Personalität, in fremde Objectivität über (und selbst, wo die zum Grunde liegende Totalempfindung am meisten sich verräth, in der Hauptperson, die den Ton des Dramas angiebt, und in der Hauptsituation, wo das Object des Dramas, das Schiksaal sein Geheimniss am deutlichsten ausspricht, wo es die Gestalt der Homogenität gegen seinen Helden am meisten annimmt (eben die ihn am stärksten ergreift), selbst da

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — und schlimme Erfolg, den die falsche⟨n⟩ Versuche zu einer hergestellten reinen Innigkeit im Gemüthe haben, nicht wieder durch das Leidende selbstthätig durch einen neuen angemessen unangemessenen Versuch behandelt, sondern von einem Andern zuvorkommenderweise gemacht wird, das auf eben dem Wege geht, nur eine Stufe höher oder niedriger steht, so dass das durch falsche Verbesserungsversuche angefochtene Gemüth nicht blos durch die eigene Selbstthätigkeit (?) gestört, sondern auch ⟨durch⟩ das Zuvorkommen einer fremden gleich falschen noch mehr alterirt, und zu einer heftigeren Reaction gestimmt wird.

Grund zum Empedokles

Natur und Kunst sind sich im reinen Leben nur harmonisch entgegengesezt, die Kunst ist die Blüthe, die Vollendung der Natur, Natur wird erst göttlich durch die Verbindung mit der verschiedenartigen, aber harmonischen Kunst; wenn jedes ganz ist, was es seyn kann, und eines verbindet sich mit dem andern, ersezt den Mangel des andern, den es nothwendig haben muss, um ganz das zu seyn, was es als besonderes seyn kann, dann ist die Vollendung da, und das Göttliche ist in der Mitte von beiden. Der organischere, künstlichere Mensch ist die Blüthe der Natur, die aorgischere Natur, wenn sie rein gefühlt wird, vom rein organisirten, rein in seiner Art gebildeten Menschen, giebt ihm das Gefühl der Vollendung. Aber dieses Leben ist nur im Gefühle und nicht für die Erkenntniss vorhanden. Soll es erkennbar seyn, so muss es ⟨sich⟩ dadurch darstellen, dass es im Übermasse der Innigkeit, wo sich die Entgegengesezten verwechseln, sich trennt, dass das Organische, das sich zu sehr der Natur überliess, und sein Wesen, Bewusstseyn, vergass, in das Extrem der Selbstthätigkeit und Kunst und Reflexion, die Natur hingegen wenigstens in ihren Wirkungen auf den reflectirenden Menschen in das Extrem des Aorgischen, des Unbegreifflichen, des Unfühlbaren, des Unbegrenzten übergeht, bis durch den Fortgang der entgegengesezten Wechselwirkungen die beiden ursprünglich-einigen sich wie anfangs begegnen, nur dass die Natur organischer durch den bildenden cultivirenden Menschen, überhaupt die Bildungstriebe und Bildungs-

kräfte, hingegen der Mensch aorgischer, allgemeiner, unendlicher geworden ist. Diss Gefühl gehört vieleicht zum höchsten, was gefühlt werden kann, wenn beide entgegengesezte, der verallgemeinerte und geistig lebendige, künstlich rein aorgische Mensch und die Wohlgestalt der Natur sich begegnen. Diss Gefühl gehört vieleicht zum höchsten, was der Mensch erfahren kann, denn die jezige Harmonie mahnt ihn an das vormalige umgekehrte reine Verhältniss und er fühlt sich und die Natur zweifach, und ⟨die⟩ Verbindung ist unendlicher.

In der Mitte liegt der Tod des Einzelnen, derjenige Moment, wo das Organische seine Ichheit, sein besonderes Daseyn, das zum Extreme geworden war, das Aorgische seine Allgemeinheit, nicht wie zu Anfang in idealer Vermischung, sondern in realem höchstem Kampf ablegt, indem das Besondere auf seinem Extrem gegen das Extrem des Aorgischen sich thätig immer mehr verallgemeinern, immer mehr von seinem Mittelpuncte sich reissen muss, das Aorgische gegen das Extrem des Besonderen sich immer mehr concentriren, und immer mehr einen Mittelpunct gewinnen und zum Besondersten werden muss; wo dann das aorgisch gewordene Organische sich selber wiederzufinden und zu sich selber zurükzukehren scheint, indem es an die Individualität des Aorgischen sich hält, und das Object, das Aorgische sich selbst zu finden scheint, indem es in demselben Moment, wo es die Individualität annimmt, auch zugleich das Organische auf dem höchsten Extreme des Aorgischen findet, so dass in diesem Moment, in dieser Geburt der

höchsten Feindseeligkeit die höchste Versöhnung wirklich zu sein scheint. Aber die Individualität dieses Moment⟨s⟩ ist nur ein Erzeugniss des Streits, seine Allgemeinheit nur ein Erzeugniss des höchsten Streits; so wie also die Versöhnung da zu seyn scheint, und das Organische wieder auf seine Art, das Aorgische auf die seinige auf diesen Moment hin wirkt, so wird auf die Eindrüke des Organischen die in dem Moment enthaltene aorgisch entsprungene Individualität wieder aorgischer, auf die Eindrüke des Aorgischen wird die in dem Moment enthaltene organisch entsprungene Allgemeinheit wieder besonderer, so dass der vereinende Moment, wie ein Trugbild, sich immer mehr auflöst, sich dadurch, dass er aorgisch gegen das Organische reagirt, immer mehr von diesem sich entfernt, dadurch aber und durch seinen Tod die kämpfenden Extreme, aus denen er hervorgieng, schöner versöhnt und vereiniget, als in seinem Leben, indem ⟨die⟩ Vereinigung nun nicht in einem Einzelnen und desswegen zu innig ist, indem das Göttliche nicht mehr sinnlich erscheint, indem der glükliche Betrug der Vereinigung in eben dem Grade aufhört, als er zu innig und einzig war, so dass die beiden Extreme wovon das eine, das organische, durch den vergehenden Moment zurükgeschrekt und dadurch in eine reinere Allgemeinheit erhoben, das Aorgische, indem ⟨es⟩ zu diesem übergeht, für das Organische ein Gegenstand der ruhigern Betrachtung werden muss, und die Innigkeit des vergangenen Moments nun allgemeiner, gehaltner, unterscheidender, klarer hervorgeht.

So ist Empedokles ein Sohn seines Himmels und seiner Periode, seines Vaterlandes, ein Sohn der gewaltigen Entgegensezungen von Natur und Kunst, in denen die Welt vor seinen Augen erschien. Ein Mensch, in dem sich jene Gegensäze so innig vereinigen, dass sie zu Einem in ihm werden, dass sie ihre ursprüngliche unterscheidende Form ablegen und umkehren, dass das, was in seiner Welt für subjectiver gilt und mehr in Besonderheit vorhanden ist, das Unterscheiden, das Denken, das Vergleichen, das Bilden, das Organisiren und Organisirtseyn, in ihm selber objectiver ist, so dass er, um es so stark wie möglich zu benennen, unterscheidender, denkender, vergleichender, bildender, organisirender und organisirter ist, wenn er weniger bei sich selber ist und in so fern er sich weniger bewusst ist, dass bei ihm und für ihn das Sprachlose Sprache und bei ihm und für ihn das Allgemeine, das Unbewusstere, die Form des Bewusstseyns und der Besonderheit gewinnt, dass hingegen dasjenige, was bei andern in seiner Welt als objectiver gilt, und in allgemeinerer Form vorhanden ist, das weniger Unterscheidende und Unterscheidbare, das Gedankenlosere, Unvergleichbarere, Unbildlichere, Unorganisirtere und Desorganisirende bei ihm und für ihn subjectiver ist, so dass er ununterschiedener und ununterscheidender, gedankenloser in der Wirkung, unvergleichbarer, unbildlicher, aorgischer und desorganischer ist, wenn er mehr bei sich selber ist und nur in so fern er sich mehr bewusst, dass bei ihm und für ihn das Sprechende unaussprechlich oder unauszusprechend, dass bei ihm und für ihn das Besondere und Bewusstere die

Form des Unbewussten und Allgemeinen annimmt, dass also jene beeden Gegensäze in ihm zu einem werden, weil sie in ihm ihre unterscheidende Form umkehren und sich auch in so weit vereinigen, als sie im ursprünglichen Gefühle verschieden sind —
ein solcher Mensch kann nur aus der höchsten Entgegensezung von Natur und Kunst erwachsen, und so wie (ideal) das Übermaas der Innigkeit aus Innigkeit hervorgeht, so geht dieses reale Übermaas der Innigkeit aus Feindseeligkeit und höchstem Zwist hervor, wo das Aorgische nur desswegen die bescheidene Gestalt des Besondern annimmt, und sich so zu versöhnen scheint mit dem Überorganischen, das Organische nur deswegen die bescheidene Gestalt des Allgemeinen annimmt, und sich zu versöhnen scheint mit dem Überaorgischen, Überlebendigen, weil beide sich auf den höchsten Extremen am tiefsten durchdringen und berühren und hiemit in ihrer äussern Form die Gestalt, den Schein des Entgegengesezten annehmen müssen.
So ist Empedokles, wie gesagt, das Resultat seiner Periode, und sein Karakter weist auf diese zurük, sowie ⟨er⟩ aus dieser hervorgieng. Sein Schiksaal stellt sich in ihm dar, als in einer augenbliklichen Vereinigung, die aber sich auflösen muss, um mehr zu werden. (Sein Gemüth, das Objective in ihm, wurde früh durch die hyperpolitischen immer rechtenden und berechnenden Agrigentiner aus seiner Unbefangenheit, stillen Geselligkeit und Liebe in Einsamkeit getrieben, so wie hingegen sein Kunstsinn, die Kraft zu ordnen und zu organisiren, in einer eigentümlichen und angemessenen Sphäre zu schaffen und

zu bilden, zum Reformatorsgeiste verallgemeinert und aorgischer wurde, durch die anarchische Wildheit, die sich um ihn bewegte.)

Er scheint nach allem zum Dichter geboren, scheint also in seiner subjectiven thätigen Natur schon jene ungewöhnliche Tendenz zur Allgemeinheit zu haben, die unter andern Umständen, oder durch Einsicht und Vermeidung ihres zu starken Einflusses zu jener ruhigen Betrachtung, zu jener Vollständigkeit und durchgängiger Bestimmtheit des Bewusstseyns wird, womit der Dichter auf ein Ganzes blikt, ebenso scheint in seiner objectiven Natur, in seiner Passivität jene glükliche Gaabe zu liegen, die auch ohne geflissentliches und wissentliches Ordnen und Denken ⟨und⟩ Bilden zum Ordnen und Denken und Bilden geneigt ist, jene Bildsamkeit der Sinne und des Gemüths, die alles solche leicht und schnell in seiner Ganzheit lebendig aufnimmt, und die der künstlichen Thätigkeit mehr zu sprechen als zu thun giebt. Aber diese Anlage sollte nicht in ihrer eigentümlichen Sphäre wirken und bleiben, er sollte nicht in seiner Art und seinem Maas, in seiner eigentümlichen Beschränktheit und Reinheit wirken und diese Stimmung durch den freien Ausdruk derselben zur allgemeineren Stimmung, die zugleich die Bestimmung seines Volks war, werden lassen; das Schiksaal seiner Zeit, die gewaltigen Extreme, in ⟨denen⟩ er erwuchs, forderten nicht Gesang, wo das Reine in einer idealischen Darstellung, die zwischen der Gestalt des Schiksaals und des Ursprünglichen liegt, noch leicht wieder aufgefasst wird, wenn sich die Zeit noch nicht zu sehr davon entfernt hat; das Schiksaal

seiner Zeit erforderte auch nicht eigentliche That, die zwar unmittelbar wirkt und hilft, aber auch einseitiger, und um so mehr, je weniger sie den ganzen Menschen exponirt; es erforderte ein Opfer, wo der ganze Mensch das wirklich und sichtbar wird, worinn das Schiksaal seiner Zeit sich aufzulösen scheint, wo die Extreme sich in Einem wirklich und sichtbar zu vereinigen scheinen, aber eben deswegen zu innig vereiniget sind, und in einer idealischen That das Individuum deswegen untergeht und untergehen muss, weil an ihm sich die vorzeitige, aus Noth und Zwist hervorgegangene, sinnliche Vereinigung zeigte, welche das Problem des Schiksaals auflöste, das sich aber niemals sichtbar und individuell auflösen kann, weil sonst das Allgemeine im Individuum sich verlöre, und (was noch immer schlimmer, als alle grossen Bewegungen des Schiksaals, und allein unmöglich ist) das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe; da hingegen, wenn diese Einzelheit, als vorzeitiges Resultat des Schiksaals sich auflöst, weil es zu innig und wirklich und sichtbar war, das Problem des Schiksaals zwar materialiter sich auf dieselbe Art auflöst, aber formaliter anders, indem eben das Übermaas ⟨von⟩ Innigkeit, das aus Glük, ursprünglich aber, nur ideal und als Versuch hervorgegangen war, nun durch den höchsten Zwist wirklich geworden, sich insofern, eben darum, und in den Graden, Kräften, und Werkzeugen wirklich aufhebt, in welchen das ursprüngliche Übermaas der Innigkeit, die Ursache alle⟨n⟩ Zwists sich aufhob, so dass die Kraft des innigen Übermaasses sich wirklich verliert, und eine reifere wahrhafte reine allgemeine Innigkeit übrigbleibt.

So sollte also Empedokles ein Opfer seiner Zeit werden, die Probleme des Schiksaals, in dem er erwuchs, sollten in ihm sich scheinbar lösen, und diese Lösung sollte sich als eine scheinbare, temporäre zeigen, wie mehr oder weniger bei allen tragischen Personen, die alle in ihren Karakteren und Äusserungen mehr oder weniger Versuche sind, die Probleme des Schiksaals zu lösen, und alle sich insofern und in dem Grade aufheben, in welchem sie nicht allgemein gültig sind, wenn nicht anders ihre Rolle, ihr Karakter und seine Äusserungen sich von selbst als etwas vorübergehendes und augenblikliches darstellen, so dass also derjenige, der scheinbar das Schiksaal am vollständigsten löst, auch sich am meisten in seiner Vergänglichkeit, und im Fortschritte seiner Versuche am auffallendsten als Opfer darstellt.

Wie ist nun diss bei Empedokles der Fall?

Je mächtiger das Schiksaal, die Gegensäze von Kunst und Natur waren, um so mehr lag es in ihnen, sich immer mehr zu individualisiren, einen festen Punct, einen Halt zu gewinnen, und eine solche Zeit ergreift alle Individuen so lange, fodert sie zur Lösung auf, bis sie eines findet, in dem sich ihr unbekanntes Bedürfniss und ihre geheime Tendenz sichtbar und erreicht darstellt, von dem aus dann erst die gefundene Auflösung ins Allgemeine übergehen muss.

So individualisirt sich seine Zeit in Empedokles, und je mehr sie sich in ihm individualisirt, je glänzender und wirklicher und sichtbarer in ihm das Räthsel aufgelöst erscheint, um so nothwendiger wird sein Untergang.

⟨1⟩ Schon der lebhafte, allesversuchende Kunstgeist seines Volks überhaupt, musste in ihm sich aorgischer, kühner, unbegrenzter, erfinderischer wiederhohlen, so wie von der andern Seite der glühende Himmelsstrich und die üppige Sicilianische Natur gefühlter, sprechender für ihn und in ihm sich darstellen musste, und wenn er einmal von beiden Seiten ergriffen war, so musste immer die eine Seite, die thätigere Kraft seines Wesens, die andere als Gegenwirkung verstärken, so wie sich von dem empfindenden Theile seines Gemüths der Kunstgeist nähren und weiter treiben musste.

2) Unter seinen hyperpolitischen, immer rechtenden und berechnenden Agrigentinern, unter den fortstrebenden, immer sich erneuernden gesellschaftlichen Formen seiner Stadt musste ein Geist, wie der seinige war, der immer nach Erfindung eines vollständigen Ganzen strebte, nur zu sehr zum Reformatorsgeiste werden, so wie die anarchische Ungebundenheit, wo jeder seiner Originalität folgte, ohne sich um ⟨die⟩ Eigentümlichkeit der andern zu kümmern, auch ihn mehr als andere bei seiner reichen selbstgenügsamen Natur und Lebensfülle ungeselliger, einsamer, stolzer und eigner machen musste, und auch diese beiden Seiten seines Charakters mussten sich wechselseitig erheben und übertreiben.

3) Eine freigeisterische Kühnheit, die sich dem Unbekannten, ausserhalb des menschlichen Bewusstseyns und Handelns Liegenden, immer mehr entgegengesezt, je inniger ursprünglich die Menschen sich im Gefühle mit jenem vereiniget fanden und durch einen natürlichen Instinkt getrieben wurden, sich gegen den zu mächtigen,

zu tiefen, freundlichen Einfluss des Elements vor Selbstvergessenheit und gänzlicher Entäusserung zu verwahren, die freigeisterische Kühnheit, dieses negative Räsoniren, Nichtdenken des Unbekannten, das bei einem übermüthigen Volke so natürlich ist, musste bei Empedokles, der in keinem Falle zur Negation gemacht war, um einen Schritt weiter gehen, er musste des Unbekannten Meister zu werden, er musste sich seiner versichern wollen, sein Geist musste der Dienstbarkeit so sehr entgegenstreben, dass er die überwältigende Natur zu umfassen, durch und durch zu verstehen und ihrer bewusst zu werden suchen musste, wie er seiner selbst bewusst und gewiss seyn konnte, er musste nach Identität mit ihr ringen, so musste also sein Geist im höchsten Sinne aorgische Gestalt annehmen, von sich selbst und seinem Mittelpuncte sich reissen, immer sein Object so übermässig penetriren, dass er in ihm, wie in einem Abgrund, sich verlor, wo dann hingegen das ganze Leben des Gegenstands das verlassne, durch die gränzenlose Thätigkeit des Geistes nur unendlicher empfänglich gewordene Gemüth ergreiffen, und bei ihm zur Individualität werden musste, ihm seine Besonderheit geben, und diese in eben dem Grade durchgängiger nach sich stimmen musste, als er sich geistigthätig dem Objecte hingegeben hatte; und so erschien das Object in ihm in subjectiver Gestalt, wie er die objective Gestalt des Objects angenommen hatte. Er war das Allgemeine, das Unbekannte, das Object das Besondere. Und so schien der Widerstreit der Kunst, des Denkens, des Ordnens, des bildenden Menschenkarakters und der bewusstloseren Natur

gelöst, in den höchsten Extremen zu Einem und bis zum Tauschen der gegenseitigen unterscheidenden Form vereiniget. Diss war der Zauber, womit Empedokles in seiner Welt erschien. Die Natur, welche seine freigeisterischen Zeitgenossen mit ihrer Macht und ihrem Reize nur um so gewaltiger beherrschte, je unerkenntlicher sie von ihr abstrahirten, sie erschien mit allen ihren Melodien im Geiste und Munde dieses Mannes und so innig und warm und persönlich, wie wenn sein Herz das ihre wäre und der Geist des Elements in menschlicher Gestalt unter den Sterblichen wohnte. Diss gab ihm seine Anmuth, seine Furchtbarkeit, seine Göttlichkeit, und alle Herzen, die der Sturm des Schiksaals bewegte, und Geister, die in der räthselhaften Nacht der Zeit unstät und ohne Leiter hin und wieder irrten, flogen ihm zu, und je menschlicher, näher ihrem eigenen Wesen er sich ihnen zugesellte, je mehr er, mit dieser Seele, ihre Sache zu seiner machte, und, nachdem sie einmal in seiner Göttergestalt erschienen war, nun wieder in ihrer eigenern Weise ihnen wiedergegeben wurde, um so mehr war er der Angebetete. Dieser Grundton seines Karakters zeigte sich also in allen seinen Verhältnissen. Sie nahmen ihn alle an. So lebte er in seiner höchsten Unabhängigkeit, in dem Verhältnisse, das ihm, auch ohne die objectiveren und geschichtlichern, seinen Gang vorzeichnete, so dass die äusseren Umstände, die ihn denselben Weg führten, so wesentlich und unentbehrlich sie sind, um das zum Vorschein und zur Handlung ⟨zu⟩ bringen, was vieleicht nur Gedanke bei ihm geblieben wäre, dennoch, troz alles Widerstreits, in dem

er in der Folge mit ihnen zu stehen scheint, doch seiner freiesten Stimmung und Seele begegnen, was denn auch kein Wunder ist, da eben diese Stimmung auch der innerste Geist der Umstände ist, da alle Extreme in diesen Umständen von eben diesem Geiste aus und wieder auf ihn zurükgiengen. In seinem unabhängigsten Verhältniss löst sich das Schiksaal seiner Zeit im ersten und lezten Problem auf. So wie diese scheinbare Lösung von hier aus wieder sich aufzuheben anfängt, und damit endet.

In diesem unabhängigen Verhältnisse lebt er, in jener höchsten Innigkeit, die den Grundton seines Karakters macht, mit den Elementen, indess die Welt um ihn hierin gerade im höchsten Gegensaze lebt, in jenem freigeisterischen Nichtdenken, nicht Anerkennen des Lebendigen von einer Seite, von der andern in der höchsten Dienstbarkeit gegen die Einflüsse der Natur. In diesem Verhältnisse lebt ⟨er⟩ 1) überhaupt als fühlender Mensch, 2) als Philosoph und Dichter, 3) als ein Einsamer, der seine Gärten pflegt. Aber so wäre ⟨er⟩ noch keine dramatische Person, also muss er das Schiksaal nicht blos in allgemeinen Verhältnissen, und durch seinen unabhängigen Karakter, er muss es in besondern Verhältnissen und in der besondersten Veranlassung und Aufgabe lösen. Aber in so innigem Verhältnisse, wie er mit dem Lebendigen der Elemente steht, stehet er auch mit seinem Volke. Er war des negativen gewaltsamen Neuerungsgeistes, der gegen das trozige, anarchische Leben, das keinen Einfluss, keine Kunst dulden will, nur durch den Gegensaz anstrebt, nicht fähig, er musste um einen

Schritt weiter gehen, er musste, um das Lebendige zu ordnen, es mit seinem Wesen im Innersten zu ergreiffen streben, er musste mit seinem Geiste des menschlichen Elements und aller Neigungen und Triebe, er musste ihrer Seele, er musste des Unbegreiflichen, des Unbewussten, des Unwillkürlichen in ihnen mächtig zu werden suchen, eben dadurch musste sein Wille, sein Bewusstseyn, sein Geist, in dem er über die gewöhnliche und menschliche Grenze des Wissens und Wirkens gieng, sich selber verlieren und objectiv werden, und was er geben wollte, das musste er finden, da hingegen das Objective desto reiner, tiefer in ihm wiederklang, je offener sein Gemüth eben dadurch stand, dass der geistig thätige Mensch sich hingegeben hatte, und diss im Besonderen wie im Allgemeinen.

So verhielt er sich als religiöser Reformator, als politischer Mensch, und in allen Handlungen, die ⟨er⟩ um ihrer willen that, gegen sie, mit dieser stolzen, schwärmerischen Ergebenheit, und löste sich, dem Scheine nach, schon durch den Ausdruk dieser Vertauschung des Objects und Subjects, alles Schiksaal auf. Aber worinn soll dieser Ausdruk bestehen? welches ist derjenige, der in einem solchem Verhältnisse demjenigen Theile genügt, der zuerst der unglaubige ist? und an diesem Ausdruk liegt alles, denn darum muss das Einigende untergehen, weil ⟨es⟩ zu sichtbar und sinnlich erschien, und diss kann es nur dadurch, dass ⟨es⟩ in irgend einem bestimmtesten Puncte und Falle sich ausdrükt. Sie müssen das Einige, das zwischen ihnen und dem Manne ist, sehen, wie können sie das? dadurch, dass er ihnen bis ins Äusserste

gehorcht? aber worinn? in einem Puncte, wo sie über die Vereinigung der Extreme, in denen sie leben, am zweifelhaftesten sind. Bestehen nun diese Extreme aber im Zwiste von Kunst und Natur, so muss er die Natur gerade darinn, wo sie der Kunst am unerreichbarsten ist, vor ihren Augen mit der Kunst versöhnen. — Von hier aus entspinnt sich die Fabel. Er thut ⟨es⟩ mit Liebe und Widerwillen [1]), legt seine Probe ab, nun glauben sie alles vollendet. Er erkennt sie daran; die Täuschung, in der er lebte, als wäre ⟨er⟩ Eines mit ihnen, hört nun auf. Er zieht sich zurük, und sie erkalten gegen ihn. Sein Gegner benuzt diss, bewirkt die Verbannung. Sein Gegner, gross in natürlichen Anlagen, wie Empedokles, sucht die Probleme der Zeit auf andere, auf negativere Art zu lösen. Zum Helden geboren, ist er nicht sowohl geneigt, die Extreme zu vereinigen, als sie zu bändigen, und ihre Wechselwirkung an ein Bleibendes und Vestes zu knüpfen, das zwischen sie gestellt ist, und jedes in seiner Gränze hält, indem es jedes sich zu eigen macht. Seine Tugend ist der Verstand, seine Göttin die Nothwendigkeit. Er ist das Schiksaal selber, nur mit dem Unterschiede, dass die streitenden Kräfte in ihm an ein Bewusstseyn, an einen Scheidepunct vestgeknüpft sind, der sie klar und sicher gegenüberhält, der sie an eine (negative) Idealität bevestiget und ihnen eine Richtung giebt. Wie sich Kunst und Natur bei Empedokles im Extreme des Widerstreits dadurch vereinigen, ⟨dass⟩ das

1) denn die Furcht, positiv zu werden, muss seine grösste, natürlicher weise, seyn, aus dem Gefühle, dass Er, je wirklicher ⟨er⟩ das Innige ausdrükt, desto sicherer untergeht.

Thätige im Übermaas objectiv wird, und die verlorene Subjectivität durch die tiefe Einwirkung des Objects ersezt wird, so vereinigen sich Kunst und Natur in seinem Gegner dadurch, dass ein Übermaas von Objectivität und ausser sich seyn und Realität, (in solchem Klima, in solchem Getümmel von Leidenschaften und Wechsel der Originalität, in solcher herrischer Furcht des Unbekannten,) bei einem muthig offnen Gemüthe die Stelle des Thätigen und Bildenden vertreten ⟨muss⟩, da hingegen das Subjective mehr die passive Gestalt des Duldens, des Ausdauerns, der Vestigkeit, der Sicherheit gewinnt; und wenn die Extreme entweder durch die Fertigkeit im Ausdauern derselben, oder auch von aussen die Gestalt der Ruhe und des Organischen annehmen, so muss das Subjectivthätige nun das Organisirende, es muss zum Elemente werden; so auch hierinn das Subjective und Objective ihre Gestalt verwechseln und Eines werden in einem — — — — —

BRIEFE

An die Mutter. Homburg, am 10. Oktober 1798.

Liebste Mutter!

Ihr reines Wohlwollen, das mich auch wieder in Ihrem lezten lieben Briefe so innigst erfreute, auch Ihre zum Theil gerechte Sorge für meine Gesundheit lässt mich hoffen, dass Sie die längst vorbereitete Veränderung meiner Lage nicht missbilligen werden.

Ich muss Ihnen zuvörderst zeigen, wie sicher und in jeder Rüksicht angemessen meine jezige Lage ist, und wenn ich dann noch die Gründe nenne, die mich veranlassen mussten, meine vorige Lage zu verlassen, nach langem Harren und vieler Gedult, so werden Sie mehr Ursache zur Zufriedenheit als zur Unzufriedenheit in diesem Briefe finden.

Durch Schriftstellerarbeit und sparsame Wirtschaft mit meiner Besoldung hab' ich mir in den lezten anderthalb Jahren meines Aufenthalts in Frankfurt 500 fl. zusammengebracht. Mit fünfhundert Gulden, glaub' ich, ist man in jedem Orte der Welt, der nicht so theuer ist, wie Frankfurt, wenigstens auf ein Jahr von ökonomischer Seite völlig gesichert. Ich hatte also insofern alles Recht, die Gesundheit und die Kräfte, die durch die anstrengende Verbindung meiner Berufsgeschäffte und meiner eignen

Arbeiten sich nothwendig schwächten, wiederherzustellen durch eine ruhigere Lebensart, die ich mir nicht ohne Mühe auf diese Art möglich gemacht hatte. — Hiezu kam, dass mein Freund, der Regierungsrath von Sinklair in Homburg, der an meiner Lage in Frankfurt schon lange Theil genommen hatte, mir rieth, zu ihm nach Homburg hinüberzuziehen, Kost und Logis um ein Geringes bei ihm zu nehmen, und mir durch ungestörte Beschäfftigung endlich einen geltenden Posten in der gesellschaftlichen Welt vorzubereiten. Ich wandte ihm vieles ein, unter anderem auch, dass ich auf diese Art in eine gewisse Dependenz von ihm geriethe, die Freunden nicht anständig wäre. Um diesen Einwurf zu heben, besorgte er mir ein Logis und Kost ausser seinem Hausse, wo ich äusserst angenehm und ungestört und gesund wohne, und für die Zimmer, Bedienung und Wäsche jährlich 70 fl. zahle. Für das Mittagessen, welches wirklich im Verhältniss mit seinem Preise ausserordentlich gut zubereitet ist, zahle ich täglich 16 kr. Abends bin ich lange gewohnt, nur Thee zu trinken und etwas Obst zu mir zu nehmen; (da ich überflüssig viele Kleider, die freilich in Frankfurt alle nothwendig waren mit mir hieher brachte, so sehn Sie wohl, wie weit ich mit meinem Geldvorrath hinreichen kann.)

Sinklairs Familie besteht aus vortreflichen Menschen, die mich alle schon längst bei meinen Besuchen mit zuvorkommender Güte behandelten, und seit ich wirklich hier bin, mit so viel Theilnahme und Aufmunterung mich überhäuften, dass ich eher Ursache habe, mich um meiner Geschäffte und um meiner Freiheit willen zurükzuziehen,

als zu fürchten, dass ich gar zu einsam leben möchte. Am Hofe hat mein Buch einigermaassen Glük gemacht und man hat gewünscht, mich kennen zu lernen. Die Familie des Landgrafen besteht aus ächtedeln Menschen, die sich durch ihre Gesinnungen und ihre Lebensart vor andern ihrer Klasse ganz auffallend auszeichnen. Ich bleibe übrigens entfernt, aus Vorsicht und um meiner Freiheit willen, mache meine Aufwartung und lasse es dabei bewenden. Sie trauen mir zu, dass ich diss alles nur insofern erzähle, als es Ihnen angenehm, und mir vieleicht im Nothfall nüzlich ist. Wesentlich ist aber der geistreiche, verständige, herzliche Umgang meines Sinklair. Bei einem solchen Manne ist jede Stunde für den andern Gewinn an Seele und Freude. Sie können sich denken, welchen Einfluss diss auf meine Beschäfftigungen und auf meinen Karakter haben muss. Ich erspare es auf ein andermal, der Kürze wegen, Ihnen noch manches zu sagen, was Sie überzeugen wird, wie sehr dieser Ort und meine gegenwärtige Lage für meine reellsten Bedürfnisse gemacht ist. Nöthig war es schlechterdings, mich irgend einmal in einer unabhängigern Lage für mein künftiges Fach vorzubereiten, und urtheilen Sie selbst, ob der Plaz, den ich dazu gewählt, angemessener sein könnte. — Ich gestehe Ihnen, ich hätte sehr gewünscht bei allem dem, in meiner vorigen Lage noch länger zu bleiben, einmal, weil es mir unendlich schwer wurde, mich von meinen guten wohlgerathnen Zöglingen zu trennen, und dann auch, weil ich wohl sah, dass jede Veränderung meiner Lage, auch die nothwendige und günstige, Sie beunruhigen würde. Auch hätt' ich sicher

nicht die Mühe gescheut, die es mir kostete, meine eigenen Arbeiten neben meiner Erziehung zu betreiben, wiewohl ich sagen darf, dass eben das Interesse, das ich für diese Kinder fühlte, mir schlechterdings nicht erlaubte, meine Erziehung mir auf irgend eine Art bequem zu machen. Die Liebe, die sie zu mir hatten, und der glükliche Erfolg meiner Bemühungen erheiterte mich dann auch oft und machte mir das Leben leichter. Aber der unhöfliche Stolz, die geflissentliche tägliche Herabwürdigung aller Wissenschaft und aller Bildung, die Äusserungen, dass die Hofmeister auch Bedienten wären, dass sie nichts besonderes für sich fordern könnten, weil man sie für das bezahlte, was sie thäten u.s.w. und manches andre, was man mir, weils eben Ton in Frankfurt ist, so hinwarf — das kränkte mich, so sehr ich suchte, mich darüber wegzusezen, doch immer mehr, und gab mir manchmal einen stillen Aerger, der für Leib und Seele niemals gut ist. Glauben Sie, ich war gedultig! Wenn Sie jemals mir ein Wort geglaubt, so glauben Sie mir diss! Sie werden es für übertrieben halten, wenn ich Ihnen sage, dass es heutzutage schlechterdings unmöglich ist, in solchen Verhältnissen lange auszudauern; aber wenn Sie sehen könnten, auf welchen Grad besonders die reichen Kaufleute in Frankfurt durch die jezigen Zeitumstände erbittert sind, und wie sie jeden, der von ihnen abhängt, diese Erbitterung entgelten lassen, so würden Sie erklärlich finden, was ich sage. — Ich mag nicht mehr und nicht bestimmter von der Sache sprechen, weil ich wirklich ungern mich entschliesse, von den Leuten schlimm zu sprechen. — Diese

beinahe täglichen Kränkungen waren es eigentlich, was meine Berufsarbeiten und andere Beschäftigungen unsäglich mir erschwerte, und mich für beedes wirklich unnüz gemacht hätte, wenn ich nicht in eben dem Grade Anstrengung aufgewandt hätte, in welchem ich litt. Das konnte jedoch nur eine Weile dauern. Vorigen ganzen Sommer musst ich beinahe müssig gehen, wenn ich fertig war mit meinen Kindern, weil ich meist zu kränklich oder doch zu müde war zu etwas andrem. — Ich schäme mich, in diesem Tone von mir zu sprechen und nur Ihnen zulieb, nur um Sie von der Nothwendigkeit einer Veränderung zu überzeugen, kann ich mich dazu verstehn. — Ich musste mich endlich entschliessen, zu dem schweren Abschied von den guten Kindern, dem ich so lange und der Himmel weiss! mit wie viel Mühe und Sorge ausgewichen war. Auch um meiner Ehre willen fand ich es nicht schön, so leidend, wie mich meine Freunde sahn, noch länger vor ihnen zu erscheinen. Ich erklärte Herrn Gontard, dass es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu versezen, ich vermied alle weitere Erklärungen, und wir schieden höflich auseinander. Ich möchte Ihnen noch gerne von meinem guten Henry viel erzählen; aber ich muss fast alle Gedanken an ihn mir aus dem Sinne schlagen, wenn ich mich nicht zu sehr erweichen will. Er ist ein treflicher Knabe, voll seltner Anlagen, und in so manchem ganz nach meinem Herzen. Er vergisst mich nie, sowie ich niemals ihn vergesse. Ich glaub' auch einen vesten guten Grund in ihm gelegt zu haben, auf den er weiter bauen kann. Es freut mich,

dass ich nur drei Stunden von ihm entfernt bin; so kann ⟨ich⟩ doch von Zeit zu Zeit erfahren, wie es ihm geht. — Ich muss schnell abbrechen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Erfreuen Sie mich bald mit einem gütigen Briefe. Empfehlen Sie mich in Blaubeuren. Ich will auch nächstens dahin schreiben; tausend Grüsse an den l. Karl; es soll auch noch diese Woche, wenns möglich ist, ein langer Brief an ihn abgehn. Wie befindet sich die Frau Grossmamma? Machen Sie ihr meine herzlichsten Empfehlungen. Ich bin, wie immerhin, mit kindlicher Ergebenheit

Homburg vor der Höhe, d. 10. Okt. 1798.

Ihr Friz.

Meine Adresse:

M. Hölderlin, wohnhaft bei Hrn. Wagner, Glaser in Homburg vor der Höhe.

An die Mutter.

Homburg vor der Höhe d. 12. Nov. 1798.

Liebste Mutter!

Ich danke Ihnen recht sehr, dass Sie die Nachricht von der Veränderung meiner Lage mit diesem gütigen Zutrauen zu mir aufgenommen haben. Ich habe, seit ich hier bin, ruhig im täglichen Umgang mit meinem Freunde Sinklair gelebt. Jezt reist er in Angelegenheiten des Landgrafen nach Rastadt. Er hat mir den Vorschlag gemacht, ihm auf der Reise und bei seinem Aufenthalt in Rastadt Gesellschaft zu leisten, und da ich diss nach den generosen Anerbietungen meines Freundes beinahe

unentgeldlich thun kann, auch in Rastadt meine Beschäfftigungen wenigstens einen Theil des Tages ganz ungestört fortsezen kann, so hab' ich es für unvernünftig gehalten, diese Gelegenheit zu meiner Bildung zu vernachlässigen, und bin entschlossen, heute oder morgen mit ihm auf 4 Wochen dahin abzureisen. Wenn das Wetter und der Weg es leidet, mach' ich vieleicht von Rastadt aus einen Gang nach Nürtingen und Blaubeuren, um ein paar Tage wieder in dem langentbehrten Wiedersehen meiner theuren Mutter und der lieben Meinigen zuzubringen. Find ich aber, dass der Weg zu weit und die Reisekosten für meine jezige Ökonomie zu beträchtlich sind, so will ich wenigstens den l. Karl nach Neuenburg bestellen, wohin wir beide so weit nicht haben werden. Er wird doch wohl in diesem Falle für einige Tage seine Geschäffte verlassen können, und Hr. Oberamtmann wird auf meine expresse Bitte gerne darein willigen. Freilich wird es mir tiefe Verläugnung kosten, Nürtingen und Blaubeuren nicht auch zu sehen. — Ich werde von Rastadt aus an Sie und die liebe Schwester und an Karl auch schreiben. Haben Sie die Güte mich indessen bei meinen lieben Correspondenten zu entschuldigen.

Sinklair lässt sich Ihnen empfehlen. Er hat sich gefreut, dass Sie das gute Zutrauen zu ihm haben, dass er gute Aufsicht über mich führen werde, er woll' es auch pünktlich thun. Ordentlich ist es, dass Sinklairs Mutter gerade mich so zum sorgsamen Geleiter Ihres Hrn. Sohnes bestellt, wie Sie den Hrn. Regierungsrath zu meinem Mentor machen. Es wird auch wirklich wenig Freunde

geben, die sich gegenseitig so beherrschen und so unterthan sind.
Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmamma. Es freut mich recht herzlich, dass Sie dieses theuren Umgangs auf den Winter nicht entbehren müssen. Empfehlen Sie ⟨mich⟩ auch sonst überall.

Ihr gehorsamster Sohn Hölderlin.

An Neuffer.

Homburg vor der Höhe d. 12. Nov. 1798.

Liebster Neuffer!
Ich habe meine Lage verändert, seit ich Dir das leztemal schrieb und habe im Sinne, einige Zeit hier in Homburg zu privatisiren. Es ist etwas über einen Monath, dass ich hier bin, und ich habe indessen ruhig, bei meinem Trauerspiel, im Umgang mit Sinklair, und im Genuss der schönen Herbsttage gelebt. Ich war durch mancherlei Leiden so zerrissen, dass ich das Glük der Ruhe wohl den guten Göttern danken darf.
Ich bin sehr begierig auf Nachrichten von Dir und auf Deinen Allmanach; ich werde aber wohl noch warten müssen, wenn ich ihn nicht selbst bei Dir hohle, nicht, weil ich Dich für nachlässig halte, sondern weil Deine Briefe erst in 4 Wochen mich hier wieder treffen werden.
Mein Freund Sinklair reist nemlich in Angelegenheiten seines Hofes nach Rastadt und macht mir, unter sehr vortheilhaften Anerbietungen, den Vorschlag, ihm dahin

Gesellschaft zu leisten. Ich kan diss, durch Sinklairs Generosität, beinahe ganz ohne einen Verlust in meiner kleinen Ökonomie, auch ohne meine Beschäftigungen sehr zu unterbrechen, ins Werk stellen und es wäre demnach sonderbar gewesen, wenn ich nicht darein gewilliget hätte. Heute noch oder morgen reisen wir ab. Vieleicht, dass ich von Rastadt aus einen Gang ins Wirtembergische mache. Sollte diss nicht möglich werden, so würd' ich Dich in einem Briefe von Rastadt aus bitten, wenn Dich die Umstände nicht hindern, auf einen bestimmten Tag in Neuenburg einzutreffen, wo ich dann hinkäme, um Dich einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu haben. Es sollte mir unendlich lieb seyn über alles, was uns gemeinschaftlich interessirt, einmal wieder mit Dir sprechen zu können. — Das Lebendige in der Poësie ist jezt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäfftiget. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon bin, es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele danach und es ergreift mich oft, dass ich weinen muss, wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darstellungen an einem und dem andern fehlt, und ich doch aus den poëtischen Irren, in denen ich herumwandele, mich nicht herauswinden kann. Ach! Die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurükgescheucht, und daran leid' ich noch immer. Es giebt zwar einen Hospital, wohin sich jeder auf meine Art verunglükte Poët mit Ehren flüchten kan — die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe, von den Hofnungen meiner Jugend nicht lassen, und ich will lieber verdienstlos untergehen, als

mich trennen von der süssen Heimath der Musen, aus der mich blos der Zufall verschlagen hat. Weist Du mir einen guten Rath, der mich so schnell wie möglich auf das Wahre bringt, so gieb mir ihn. Es fehlt mir weniger an Kraft, als an Leichtigkeit, weniger an Ideen, als an Nüancen, weniger an einem Hauptton, als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht, wie an Schatten, und das alles aus Einem Grunde: ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehr. Ich bin ein rechter Pedant, wenn Du willst. Und doch sind, wenn ich nicht irre, die Pedanten sonst so kalt und lieblos, und mein Herz ist doch so voreilig, mit den Menschen und den Dingen unter ⟨dem⟩ Monde sich zu verschwistern. Ich glaube fast, ich bin aus lauter Liebe pedantisch, ich bin nicht scheu, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in meiner Eigensucht gestört zu werden, aber ich bin es, weil ich mich fürchte, von der Wirklichkeit in der innigen Theilnahme gestört zu werden, mit der ⟨ich⟩ mich gern an etwas anderes schliesse; ich fürchte das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags, und diese Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf zerstörendes mich traf, empfindlicher als andre aufnahm, und diese Empfindlichkeit scheint darinn ihren Grund zu haben, dass ich im Verhältniss mit den Erfahrungen, die ich machen musste, nicht fest und unzerstörbar genug organisirt war. Das sehe ich. Kann es mir helfen, dass ich es sehe? Ich glaube, so viel. Weil ich zerstörbarer bin, als mancher andre, so muss ⟨ich⟩ um so mehr den Dingen, die auf mich zerstörend wirken, einen Vortheil abzugewinnen

suchen, ich muss sie nicht an sich, ich muss sie nur insofern nehmen, als sie meinem wahrsten Leben dienlich sind. Ich muss sie, wo ich sie finde, schon zum voraus als unentbehrlichen Stoff nehmen, ohne den mein Innigstes sich niemals völlig darstellen wird. Ich muss sie in mich aufnehmen, um sie gelegenheitlich (als Künstler, wenn ich einmal Künstler seyn will und seyn soll) als Schatten zu meinem Lichte aufzustellen, um sie als untergeordnete Töne wiederzugeben, unter denen der Ton meiner Seele umso lebendiger hervorspringt. Das Reine kan sich nur darstellen im Unreinen, und versuchst Du, das Edle zu geben ohne Gemeines, so wird es als das Allerunnatürlichste, Ungereimteste dastehn, und zwar darum, weil das Edle selber, so wie es zur Äusserung kömmt, die Farbe des Schiksaals trägt, unter dem es entstand, weil das Schöne, so wie es sich in der Wirklichkeit darstellt, von den Umständen, unter denen es hervorgeht, nothwendig eine Form annimmt, die ihm nicht natürlich ist, und die nur dadurch zur natürlichen Form wird, dass man eben die Umstände, die ihm nothwendig diese Form gaben, hinzunimmt. So ist z. B. der Karakter des Brutus ein höchst unnatürlicher, widersinniger Karakter, wenn man ihn nicht mitten unter den Umständen sieht, die seinem sanften Geiste diese strenge Form aufnöthigten. Also ohne Gemeines kann nichts Edles dargestellt werden, und so will ich mir immer sagen, wenn mir Gemeines in der Welt aufstösst: Du brauchst es ja so nothwendig, wie der Töpfer den Leimen, und darum nehm es immer auf und stoss es nicht von Dir und scheue nicht dran. Das wäre das Resultat. Indem ich mir von

Dir einen Rath erbitten und desswegen meine Fehler, die Dir freilich in gewissem Grade schon bekannt sind, recht bestimmt darstellen, auch mir selber zum Bewusstseyn bringen wollte, bin ich weiter hineingerathen als ich dachte, und dass Du meine Grübeleien ganz begreiffst, so will ich Dir gestehen, dass ich seit einigen Tagen mit meiner Arbeit ins Stoken gerathen bin, wo ich dann immer aufs Räsonniren verfalle. Vieleicht veranlassen Dich meine flüchtigen Gedanken zu weiterem Nachdenken über Künstler und Kunst, besonders auch über meine poëtischen Hauptmängel und wie ihnen abzuhelfen ist, und Du bist so gut und theilst es mir bei Gelegenheit mit. —

Lebe wohl, liebster Neuffer! ich schreibe Dir sogleich von Rastadt aus wieder.

Dein Hölderlin.

An den Bruder.

Rastadt, den 28. November 1798.

Liebster Karl!

Wir müssten uns fremd geworden seyn, wenn wir uns nicht durch die Gleichheit unserer Gesinnungen und unserer Natur unendlich und ewig nahe wären; denn wir haben wirklich dissmal länger, als zu irgend einer Zeit, unsere schöne Freundschaft ohne Nahrung gelassen. Aber die Götter, wenn sie schon das Opfer nicht bedürfen, fordern es doch der Ehre wegen. So müssen wir auch der Gottheit, die zwischen mir und Dir ist, doch wieder von Zeit zu Zeit das Opfer bringen; das

leichte, reine, dass wir nemlich zueinander sprechen von ihr, dass wir das Ewige, was uns bindet, feiern in den lieben Briefen, die nur darum unter uns so selten sind, weil sie aus dem Herzen und nicht, wie so Manches, aus der Feder gehn. Eine lebendige Blume entstehet langsamer, als eine Blume von Taft, und so muss auch ein lebendiges Wort sich lang in unserer Brust bewegen, ehe es zum Vorschein kommt, und kann so haufenweise nicht sich geben, wie die Sachen, die man aus dem Ärmel schüttelt. Ich will damit nicht sagen, als wären unsere Briefe so was Ausserordentliches an Gedanken und an Wiz und mannigfaltigen Begriffen und Sachen; aber etwas ist darinn, was man das Zeichen aller lebendigen Äusserungen nennen darf, das nemlich, dass sie mehr sagen, als es scheint, weil in ihnen ein Herz sich regt, das überhaupt im Leben niemals Alles sagen kann, was es sagen möchte. O, Lieber! wann wird man unter uns erkennen, dass die höchste Kraft in ihrer Äusserung zugleich auch die bescheidenste ist, und dass das Göttliche, wenn es hervorgeht, niemals ohne eine gewisse Trauer und Demuth sein kann? Freilich im Moment des entschiedenen Kampfs, ist's etwas Anders! aber davon ist hier, wie Du siehst, nicht die Rede. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mannigfaltig, seit wir gegen einander schweigen, mein Gemüth von den Veränderungen meines Lebens ist erschüttert worden. Dass ich in Homburg lebe, und wie? wirst Du aus dem Briefe gesehen haben, den ich an die liebe Mutter schrieb. Bester! wie oft hätt' ich Dir gerne geschrieben in den lezten Tagen zu Frankfurt, aber ich verhüllte mein Leiden mir selbst,

und ich hätte manchmal mir die Seele ausweinen müssen, wenn ich es aussprechen wollte. In Homburg sucht' ich in beständiger Arbeit meine Ruhe wieder zu finden, und wenn ich müde war, lebt' ich meist in Sinklairs Gesellschaft. Er hat als treuer Freund an mir gehandelt. Auf seinen Vorschlag bin ich auch mit ihm hiehergegangen. Man findet hier mancherlei Menschen beisammen. Nur ist es schade, dass die diplomatische Klugheit die Gesichter und Gemüther alle in Banden hält und wenig offne gesellschaftliche Äusserung zu Stande kömmt. Übrigens stechen, troz der gemeinschaftlichen Vorsicht, der Franzose und Österreicher und Schwabe und Hannoveraner und Sachse etc. noch genug ab.

Ich hätte sehr Dich zu sprechen gewünscht, lieber Karl! Ich hatt' auch den Plan, Dich wenigstens nach Neuenburg oder Pforzheim zu bestellen, aber die Zeit, die ich dazu verwenden wollte, ist unter schlechtem Wetter verstrichen, und diese Woche will ich wieder nach Homburg zurük. Nächsten Frühling, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, hält mich schlechterdings nichts ab, meinem Herzen einmal den Gefallen zu thun und einige Wochen bei Euch Lieben zuzubringen. Dass ich dann ein paar Meilen weiter zu wandern habe, thut nichts, besonders in den schönen Maitagen. Der frohe, gute, reine Lebensgeist sey mit uns Beiden indess und erhalte und fördre uns! —

Der eigentliche Gewinn, den mir bis jezt mein hiesiger Aufenthalt gegeben hat, sind einige junge Männer voll Geist und reinen Triebs. Muhrbeck, ein Pommeraner, der jezt auf Reisen ist, und unter den Menschen und

der Natur seine rastlose Seele zu einem kühnen philosophischen Werke beflügelt, wozu er sich jezt noch Stoff hinwirft; Horn, preussischer Legationssecretär, ein ächtgebildeter Mensch, mit tiefem Gefühl und grossem Interesse bei feiner Sitte und Jovialität, ein denkender Kopf bei richtigem Sinn für Schönheit und Kunst; v. Pommereschen, ein Schwede, ganz liebenswürdige Ruhe, anspruchslos, glüklich in sich, mannigfaltig gebildet in Wissenschaften und Sprachen, männlich stolz bei hoher Gutmüthigkeit, Gestalt und Gesicht in unzerstörter Schönheit; dann auch ein herrlicher Alter, Kriegsrath Schenk aus Düsseldorf, intimer Freund von Jakobi, ein reiner, heiterer, edler Karakter, klar und ideenreich; er spricht oft wie ein Jüngling in lauterer, froher Begeisterung, wenn besonders von seinem Jakobi die Rede ist, und sieht so freundlich unter uns junge Leute hinein, dass wir so recht eine durch und durch harmonische Familie machen.
Lass nun auch bald wieder etwas von Dir hören, Bester! R. hat mir viel von Dir erzählen müssen, hat mir auch nachher bei seiner Rükkunft ins Wirtembergische geschrieben, dass er Dich besucht, wie ichs ihm aufgetragen, und wie er Dich gefunden. Nicht wahr, Du schreibst mir nun bald? Adressire Deine Briefe an M. Hölderlin bei Herrn Glaser Wagner in Homburg vor der Höhe.
Man hofft hier wieder mehr wie sonst einen baldigen Frieden. Unsern Landsmann, den Herrn Legationssecretär Gutscher, sprech' ich beinahe alle Tage. Er ist ein verständiger Mann.
Und nun gute Nacht, lieber Karl!

Dein Hölderlin.

An die Mutter.

Rastadt, den 28. Nov. 98.

Liebste Mutter!

Ich bin vor 8 Tagen hier angekommen und habe indessen manche interessante Bekanntschaft gemacht. Auch die unbekannte Menge von Fremden, die man zu sehen Gelegenheit hat, ist wenigstens mannigfaltig genug an Gesichtern und Mund- und Lebensarten, dass man das Auge gewöhnen kann, sich mehr und mehr in die Welt zu finden.

Mit meinem Landsmann, dem Legationssecretarius Gutscher, komme ich häufig zusammen, er erweist mir viel Ehre und es freut mich an ihm einen verständigen und aufmerksamen Geschäfftsmann zu finden.

Unendlich laid hat es mir gethan, dass vorige Woche das Wetter so schlimm war, dass eine Fussreise nach Wirtemberg beinahe unmöglich war. Da ich nun zu Ende der Woche von hier abreise, so muss ich dissmal wieder meine Wünsche verläugnen und Sie können es sich vorstellen, ob es mir leicht wird. Nächsten Frühling aber, wenn ich mit einer Arbeit, die ich unter den Händen habe, fertig bin, dann versag' ich es mir auch nicht länger, und lebe ein paar Wochen mit Ihnen und den lieben Meinigen.

Ich hoffe dann auch um so froher mit Ihnen zu seyn. Jezt schwank' ich so zwischen Vergangenheit und Zukunft, das heisst, die Niedergeschlagenheit, die mir noch ein wenig von Vergangenem anhängt, lässt mich manchmal nicht, so wie ich möchte, hoffend in die Zukunft sehen, und die Zukunft liegt zu sehr mir noch aus dem

Auge, und ich bin meinem gegenwärtigen Ziele noch nicht nahe genug gerükt, um darüber eine demüthigende Vergangenheit zu vergessen. — Meine jezige Arbeit soll mein lezter Versuch seyn, liebste Mutter, auf eignem Wege, wie Sie es nennen, mir einen Werth zu geben; mislingt mir der, so will ich ruhig und bescheiden, in dem anspruchslosesten Amte, das ich finden kann, den Menschen nüzlich zu werden suchen, ich will das Streben meiner Jugend für das nehmen, was es so oft ist, nemlich für zufällig entstandenen Übermuth, für übertriebene Neigung, aus der Sphäre mich zu entfernen, die mir vorgeschrieben ist durch meine natürlichen Anlagen und die Umstände, in denen ich aufgewachsen bin.
Haben Sie die Güte, ihren nächsten Brief wieder nach Homburg, wie das leztemal zu adressiren. Fahren Sie fort, liebste Mutter, mit Ihrem Rath und mit einem freundlichen Worte, wie bisher mich zu berichtigen und zu erheitern. Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmamma und überall.

Ihr gehorsamer Sohn Hölderlin.

Nachschrift: Es ist mir recht sehr laid, liebste Mutter! dass Sie durch meinen Vorschlag so beunruhiget worden sind; Sie sehen aber selbst, dass ich so ziemlich unschuldig dabei bin, weil ich von der Unsicherheit der Landstrasse in Wirtemberg nichts gehört hatte. Ich bitte Sie, so hoch ich kann, über mich ruhig zu seyn, und sich das Leben so heiter wie möglich zu machen, da Sie in sich und doch auch in äussern Umständen so viel Grund finden, die Trauer des Lebens mit Freude

zu mischen. Es schlägt auch mich so nieder; ich denke dann immer, dass ich gar nichts seyn muss, weil sich andere Eltern oft so viel einbilden auf ihre Kinder.

An die Mutter.

Homburg vor der Höhe, d. 11. Dez. 1798.

Theure Mutter!

Ihr lieber Brief traf mich nicht mehr in Rastadt und er wurde mir hieher nachgeschikt. Es hat mich herzlich gefreut, dass ich bei meinen Verwandten, wie ich sehen konnte, noch in gutem Angedenken bin, besonders Ihre gütige Vorsorge und Theilnahme, liebste Mutter, hat mich innig gerührt, und Sie können sich denken, wie sehr ich eben dadurch mich in Ihre Nähe gezogen fühlte. Ich musste, um ruhige Überlegung zu gewinnen, meinen Entschluss über die angebotene Hofmeisterstelle auf den anderen Tag verschieben, und auch dann wollt' ich meinem Urtheil noch nicht ganz trauen und ein paar Tage noch hingehn lassen, um Ihnen eine reiflich überdachte Antwort geben zu können.

Das Triftigste, was ich Ihnen sagen kann, ist wohl das, dass ich nach Verlauf eines Jahrs schwerlich in Verlegenheit seyn werde, wenn nicht anderes sich mir darbietet, eine ähnliche Stelle zu bekommen, denn die Hofmeister, die irgend einen Anspruch machen können, sind izt sehr selten zu bekommen, und es entschliesst sich mancher, sich auf irgend eine andere Art zu behelfen, ehe er diss in unseren Zeiten so missliche Verhältniss

eingeht, und sich alle den Missverständnissen aussezt, die jezt in diesem zweideutigen Stande so unausbleiblich sind, denn ein bestimmtes Amt, wo der Mann sein vorgeschrieben mechanisch Geschäfft hat, ist etwas ganz anderes und lässt sich viel leichter im Frieden abmachen, als die Kindererziehung, die etwas so unendliches ist, und das tägliche Leben in einem Hausse, wo man gegenseitig die Prätensionen bis aufs geringste ausdehnen muss, wenn man sich nicht in die Länge zur Last fallen will, und, wie gesagt, die Stimmung, in der sich jezt beinahe alle Personen finden, die sich Hofmeister halten, ist, bei dem besten Gemüth und der höchsten Vorsicht von beiden Seiten doch so schwer zu behandeln, dass ein junger Mann wirklich wohlthut, sich nicht an diese schwere Aufgabe zu wagen, so lang ihm noch ein ander Verhältniss bleibt, woran er sich nicht zu schämen hat, und wo er sein mässiges Auskommen findet. Da sich aber alles lernen lässt und ich nun so ziemlich zu wissen glaube, wie man auch als Hofmeister in den meisten Häussern friedlich leben kann, so würde ich diss Verhältniss weniger als andere fürchten, die es noch nicht erfahren haben und ungeübter und ungedultiger sind, nur muss ich immer ebensoviel an Lebhaftigkeit des Geistes verlieren, als ich an Zurükhaltung und Gedult in einem solchen Verhältnisse zuseze. Desswegen glaube ich es mir schuldig zu seyn, so lang ich, ohne andern wehe zu thun, von dieser Seite mich schonen kann, mich zu schonen, um mit lebendiger Kraft ein Jahr lang in den höhern und reinern Beschäfftigungen zu leben, zu denen mich Gott vorzüglich bestimmt hat — diese lezte Äusserung

mag Ihnen auffallen, und Sie werden mich fragen, was denn diss für Beschäfftigungen seien? — Aus dem, was Ihnen bisher von meinen Arbeiten in die Hände gefallen seyn mag, werden Sie es schwerlich errathen, was mein eigenstes Geschäfft ist, und doch hab ich auch in jenen unbedeutenden Stüken von ferne angefangen, meines Herzens tiefere Meinung, die ich noch lange vieleicht nicht völlig sagen kann, unter denen, die mich hören, vorzubereiten. Man kann jezt den Menschen nicht alles gerade heraussagen, denn sie sind zu träg und eigenliebig, um die Gedankenlosigkeit und Irreligion, worinn sie steken, wie eine verpestete Stadt zu verlassen, und auf die Berge zu flüchten, wo reinere Luft ist und Sonn und Sterne näher sind, und wo man heiter in die Unruhe der Welt hinabsieht, das heisst, wo man zum Gefühle der Gottheit sich erhoben hat, und aus diesem alles betrachtet, was da war und ist und seyn wird.

Liebste Mutter! Sie haben mir schon manchmal über Religion geschrieben, als wüssten Sie nicht, was Sie von meiner Religiosität zu halten hätten. O könnt' ich so mit Einmal mein Innerstes aufthun vor Ihnen! — Nur so viel! Es ist kein lebendiger Laut in Ihrer Seele, wozu die meinige nicht auch mit einstimmte. Kommen Sie mir mit Glauben entgegen! Zweifeln Sie nicht an dem, was Heiliges in mir ist, so will ich Ihnen mehr mich offenbaren. O meine Mutter! Es ist etwas zwischen Ihnen und mir, das unsre Seelen trennt; ich weiss ihm keinen Nahmen; achtet eines von uns das andere zu wenig, oder was ist es sonst? Das sag' ich Ihnen tief aus meinem Herzen; wenn Sie schon in Worten mir

nicht alles sagen können, was Sie sind, es lebt doch in mir, und bei jedem Anlass fühl' ich wunderbar, wie Sie mich ingeheim beherrschen, und wie mit unauslöschlich treuer Achtung mein Gemüth sich um das Ihrige bekümmert. Darf ich's Ihnen einmal sagen? wenn ich oft in meinem Sinn verwildert war, und ohne Ruhe mich umhertrieb unter den Menschen, so wars nur darum, weil ich meinte, dass Sie keine Freude an mir hätten. Aber nicht wahr, Sie mistrauen sich nur, Sie fürchten Ihre Söhne zu verzärteln und zu eigenwillig zu machen, Sie fürchten, dass Ihr mütterlich Gemüth Sie selbst bethören möchte, und dann Ihre Söhne ohne Leitung wären und ohne Rath, und darum sezen Sie lieber zu wenig Vertrauen in uns und versagen sich aus Liebe die Freude, die der Eltern Eigentum im Alter ist, und hoffen lieber weniger von uns, um nicht zuviel von uns zu hoffen? — Ich wollte Ihnen schreiben, was für Gründe ich hätte, um die angebotne Stelle abzulehnen, und es ist mir lieb, dass ich bei dieser Gelegenheit einmal wieder ein Wort aus meinem Herzen gesprochen habe. Diss Glük wird einem in der Welt so wenig zu Theil, dass man es leicht verlernen könnte. Dem lieben Karl hab ich von Rastadt aus geschrieben. Nun will ichs auch nicht länger anstehn lassen, nach Blaubeuren zu schreiben. Es bekümmert mich, dass sich mein guter Bruder, der so glüklich zu seyn verdient, nun auch in seiner Lage nicht gefallen kann. Mögen Sie mir nicht schreiben, liebste Mutter, was das Unangenehme ist, das ihm darinnen widerfährt? — Es ist schön, dass unsre lieben Verwandten über den Tod des biedern Hrn. Pfarrers einigermaassen

getröstet werden durch das Glük, worinn sich meine gute Baase Karoline findet. Wünschen Sie ihr herzlich auch in meinem Nahmen alle Freude, die sie werth ist. Schreiben Sie meinen wahrsten Dank, dass sie bei der Stelle an mich gedacht haben; aber ich könnte wenigstens vor einem halben Jahre nicht abkommen, und so lange würde Hr. von Gemming einen Erzieher für s. Kinder wahrscheinlich nicht entbehren wollen. In einem andern Falle hätt' ich mich glüklich geschäzt, mit Hrn. von Gemming in Beziehung zu kommen. Tausend Empfehlungen an die l. Fr. Grosmamma und an Alle!

Ihr Friz.

Meinem alten Freunde Gentner laufend Grüsse und Glükwünsche!

An den Bruder.

Homburg vor der Höhe, den 24. Dezember 1798.

Mein Theurer!

Ich habe Dir so lange nicht geschrieben, weil ich nur mit halbem Sinn dabei gewesen wäre, denn bisher hatten mich meine Beschäfftigungen, die mir durch die Unterbrechung lieber geworden waren, mehr als gewöhnlich occupirt. Es ist mir, wie Du oft gesehen hast, sehr leicht, alles liegen zu lassen, wenn Du selber vor mir bist, aber da geht es schon langsamer, wenn die allmächtige Gegenwart ihren wohlthätigen Zwang nicht ausübt.

Für Deine Briefe danke ich Dir recht sehr. Pommereschens Besuch hat mich äusserst gefreut, weil es mir wirklich ein Gewinn war, diesen in seiner Art so reinen Menschen noch einmal vor Augen zu haben und sein Bild und Wesen noch dauernder in mich aufzunehmen. Dann war es mir auch sehr darum zu thun, dass ich wieder von Euch hören konnte. Ich habe sehr an Glauben und Muth gewonnen, seit ich von Rastadt zurük bin. Ich sehe Dich selbst klarer und fester, seit ich Dich mit meinen neuen Freunden zusammen denke, und Du weisst, wie sehr das solche Verhältnisse, wie unseres ist, sichert, dass man sich begreift und recht bestimmt im Auge hat. Wo einmal der Grund gelegt ist, wie bei uns, und Einer den Andern voll und tief gefühlt hat, in dem, was er seiner Natur nach bleiben muss, unter allen möglichen Verwandlungen, da darf die Liebe die Erkenntniss nicht scheuen, und man kann wohl sagen, dass in diesem Falle mit dem Verstande der Glaube wachse. Und dann ist's freilich wahr, dass meine Seele bei sich selbst darüber frohlokt, dass es, allen Aposteln der Nothdurft zum Troz, noch mehr, als Einen gibt, wo sich in ihrem edeln Überfluss die Natur noch geäussert, und dass ich, ausser Deinem Geist, jezt auch noch andere rufen kann, zum Zeugniss gegen mein eigen zweifelnd Herz, das manchmal auf die Seite des ungläubigen Pöbels treten will und den Gott läugnen, der in den Menschen ist. Sag' es ihnen nur, den Deinen und Meinen, dass ich manchmal an sie denke, wenn mir's sey, als gäb' es ausser mir und ein paar Einsamen, die ich im Herzen trage, nichts, als meine vier Wände, und dass sie mir seyen, wie eine Melodie,

zu der man seine Zuflucht nimmt, wenn einen der böse Dämon überwältigen will. Es ist die volle Wahrheit, was ich sage, aber es will mir nicht gefallen, wenn ich über ein paar trefliche Menschen so überhaupt spreche und ich fühle wohl, ich müsste jedem besonders schreiben, wenn ich mir genug thun wollte.

Ich habe diese Tage in Deinem Diogenes Laërtius gelesen. Ich habe auch hier erfahren, was mir schon manchmal begegnet ist, dass mir nemlich das Vorübergehende und Abwechselnde der menschlichen Gedanken und Systeme fast tragischer aufgefallen ist als die Schiksaale, die man gewöhnlich allein die wirklichen nennt, und ich glaube, es ist natürlich, denn, wenn der Mensch in seiner eigensten, freiesten Thätigkeit, im unabhängigen Gedanken selbst von fremdem Einfluss abhängt, und wenn er auch da noch immer modifizirt ist von den Umständen und vom Klima, wie es sich unwidersprechlich zeigt, wo hat er dann noch eine Herrschaft? Es ist auch gut, und sogar die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, dass keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden. Die absolute Monarchie hebt sich überall selbst auf, denn sie ist objectlos; es hat auch im strengen Sinne niemals eine gegeben. Alles greift ineinander und laidet, so wie es thätig ist, so auch der reinste Gedanke des Menschen, und in aller Schärfe genommen ist eine apriorische, von aller Erfahrung durchaus unabhängige Philosophie, wie Du selbst weisst, so gut ein Unding, als eine positive Offenbarung, wo der Offenbarende nur alles dabei thut, und der, dem die Offenbarung gegeben wird, nicht einmal sich regen darf, um sie zu nehmen,

denn sonst hätt' er schon von dem Seinen etwas dazu gebracht.

Resultat des Subjectiven und Objectiven, des Einzelnen und Ganzen ist jedes Erzeugniss und Product, und eben weil im Product der Antheil, den das Einzelne am Product hat, niemals völlig unterschieden werden kann vom Antheil, den das Ganze daran hat, so ist auch daraus klar, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und wie die Beede nur Ein lebendiges Ganze ausmachen, das zwar durch und durch individualisirt ist und aus lauter selbständigen, aber eben so innig und ewig verbundenen Theilen besteht. Freilich muss aus jedem endlichen Gesichtspunct irgend eine der selbständigen Kräfte des Ganzen die herrschende seyn, aber sie kann auch nur als temporär und gradweise herrschend betrachtet werden. . . . Sollte Dein Schiksaal nicht über kurz oder lange eine günstige Wendung nehmen, so geb' ich Dir mein heiligstes Bruderwort, dass ich mit allem, was ich bin und habe, Dir zu Diensten seyn werde. Indessen bitt ich Dich, Liebster! so heiter wie möglich Deine Lage anzusehen. Gönne mir die Freude, manche bittre Erfahrung auch in Deinem Nahmen gemacht zu haben, und fasse mir diss Wort, das ich Dir sagen will, mit Deinem hellsten Geiste auf, und glaub' es meiner Liebe: die Welt zerstört uns bis auf den Grund, wenn wir jede Belaidigung geradezu ins Herz gehen lassen, und die Besten müssen schlechterdings auf irgend eine Art zu Grunde gehen, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit dahin kommen, dass sie alles, was die Menschen ihnen aus Nothdurft und Geistes- und Herzensschwäche

anthun, in den ruhigen Verstand aufnehmen, statt ins gute Gemüth, das auch, wenn es gekränkt ist, von seiner Grossmuth nicht lassen kann, und den armen Belaidigungen der Menschen die Ehre widerfahren lässt, sie hoch zu nehmen. Glaube mir, der hierinn gewiss nicht aus Eigendünkel, sondern aus dem tiefen Gefühle seines Mangels und aus manchen trüben Erinnerungen spricht, glaube mir, der ruhige Verstand ist die heilige Ägide, die im Kriege der Welt das Herz vor giftigen Pfeilen bewahrt. Und ich glaube, zu meinem eigenen Troste, dass dieser ruhige Verstand, mehr als irgend eine Tugend der Seele, durch die Einsicht seines Werths und gutwillige beharrliche Übung kann erworben werden. Wie manches möcht' ich Dir oft mit Blut hinschreiben, wenn ich zurüksehe auf die Jahre, die ich wohl zur Hälfte in Gram und Irren verlor, und die für Dich noch unverbraucht sind, bester Karl! Es ergreift einen wunderbar, wenn man sich mit saurer Mühe und genauer Noth hindurchgerungen hat, und denkt, dass es dem andern, den man liebt, nun auch nicht leichter werden soll. Wir fürchten überhaupt das Schiksaal viel weniger für uns, als für die, die unserm Herzen theuer sind. —
Eben schlägt die Gloke zwölf, und das Jahr 99 fängt an. Ein glükliches Jahr für Dich, Liebster, und alle die Unsrigen! Und dann ein neues, grosses, glükliches Jahrhundert für Deutschland und die Welt!
So will ich mich schlafen legen.

Den 1. Januar 1799.

Ich hatte heute meine gewöhnlichen Beschäfftigungen bei Seite gelegt und bin in meinem Müssiggange in allerlei Gedanken hineingerathen über das Interesse, das jezt die Deutschen für spekulative Philosophie, und wieder für politische Lectüre, dann auch, nur in geringerem Grade, für die Poësie haben. Vieleicht hast Du einen kleinen lustigen Aufsaz in der allgemeinen Zeitung über das deutsche Dichterkorps gelesen. Dieser war es, was mich zunächst dazu veranlasste, und weil Du und ich jezt selten philosophiren, so wirst Du es nicht undienlich finden, wenn ich diese meine Gedanken Dir niederschreibe.

Der günstige Einfluss, den die philosophische und politische Lectüre auf die Bildung unserer Nation haben, ist unstreitig, und vieleicht war der deutsche Volkskarakter, wenn ich ihn anders aus meiner sehr unvollständigen Erfahrung richtig abstrahirt habe, gerade jenes beiderseitigen Einflusses vorerst bedürftiger, als irgend eines andern. Ich glaube nemlich, dass sich die gewöhnlichsten Tugenden und Mängel der Deutschen auf eine ziemlich bornirte Häuslichkeit reduziren. Sie sind überall glebae addicti und die meisten sind auf irgend eine Art, wörtlich oder metaphorisch, an ihre Erdscholle gefesselt, und wenn es so fort gienge, müssten sie sich am Ende an ihren lieben (moralischen oder physischen) Erwerbnissen und Ererbnissen, wie jener gutherzige niederländische Maler, zu Tode schleppen. Jeder ist nur in dem zu Hausse, worinn er geboren ist, und kann und mag mit seinem Interesse und seinen Begriffen nur selten darüber hinaus. Daher jener Mangel an Elasticität, an Trieb, an

mannigfaltiger Entwiklung der Kräfte, daher die finstere, wegwerfende Scheue oder auch die furchtsame, unterwürfig blinde Andacht, womit sie alles aufnehmen, was ausser ihrer ängstlich engen Sphäre liegt; daher auch diese Gefühllosigkeit für gemeinschaftliche Ehre und gemeinschaftliches Eigenthum, die freilich bei den modernen Völkern sehr allgemein, aber meines Erachtens unter den Deutschen in eminentem Grade vorhanden ist. Und wie nur der in seiner Stube sich gefällt, der auch im freien Felde lebt, so kann ohne Allgemeinsinn und offnen Blik in die Welt auch das individuelle, jedem eigene Leben nicht bestehen, und wirklich ist unter den Deutschen eines mit dem andern untergegangen, wie es scheint, und es spricht eben nicht für die Apostel der Beschränktheit, dass unter den Alten, wo jeder mit Sinn und Seele der Welt angehörte, die ihn umgab, weit mehr Innigkeit in einzelnen Karakteren und Verhältnissen zu finden ist, als zum Beispiel unter uns Deutschen, und das affectirte Geschrei von herzlosem Kosmopolitismus und überspannender Metaphysik kann wohl nicht wahrer widerlegt werden, als durch ein edles Paar, wie Thales und Solon, die miteinander Griechenland und Aegypten und Asien durchwanderten, um Bekanntschaft zu machen mit den Staatsverfassungen und Philosophen der Welt, die also in mehr als Einer Rüksicht verallgemeinert waren, aber dabei recht gute Freunde, und menschlicher und sogar naiver, als alle die miteinander, die uns bereden möchten, man dürfe die Augen nicht aufthun, und der Welt, die es immer werth ist, das Herz nicht öffnen, um seine Natürlichkeit beisammen zu behalten.

Da nun gröstentheils die Deutschen in diesem ängstlich bornirten Zustande sich befanden, so konnten sie keinen heilsameren Einfluss erfahren, als den der neuen Philosophie, die bis zum Extrem auf Allgemeinheit des Interesses dringt, und das unendliche Streben in der Brust des Menschen aufdekt, und wenn sie schon sich zu einseitig an die grosse Selbstthätigkeit der Menschennatur hält, so ist sie doch, als Philosophie der Zeit, die einzig mögliche.

Kant ist der Moses unserer Nation, der sie aus der ägyptischen Erschlaffung in die freie einsame Wüste seiner Speculation führt, und der das energische Gesez vom heiligen Berge bringt. Freilich tanzen sie noch immer um ihre güldenen Kälber und hungern nach ihren Fleischtöpfen, und er müsste wohl im eigentlichen Sinne in irgend eine Einsame mit ihnen auswandern, wenn sie vom Bauchdienst und den todten, herz- und sinnlos gewordenen Gebräuchen und Meinungen lassen sollten, unter denen ihre bessere lebendige Natur unhörbar, wie eine tief eingekerkerte, seufzt. Von der andern Seite muss die politische Lectüre eben so günstig wirken, besonders, wenn die Phänomene unserer Zeit in einer kräftigen und sachkundigen Darstellung vor das Auge gebracht werden. Der Horizont der Menschen erweitert sich, und mit dem täglichen Blik in die Welt entsteht und wächst auch das Interesse für die Welt, und der Allgemeinsinn und die Erhebung über den eigenen engen Lebenskreis wird gewiss durch die Ansicht der weitverbreiteten Menschengesellschaft und ihrer grossen Schiksaale so sehr befördert, wie durch das philosophische Gebot, das Interesse und

die Gesichtspuncte zu verallgemeinern, und wie der Krieger, wenn er mit dem Heere zusammenwirkt, muthiger und mächtiger sich fühlt, und es in der That ist, so wächst überhaupt die Kraft und Regsamkeit der Menschen in eben dem Grade, in welchem sich der Kreis des Lebens erweitert, worinn sie mitwirkend und mitleidend sich fühlen (wenn anders die Sphäre sich nicht so weit ausdehnt, dass sich der Einzelne zu sehr im Ganzen verliert). Übrigens ist das Interesse für Philosophie und Politik, wenn es auch noch allgemeiner und ernster wäre, als es ist, nichts weniger als hinreichend für die Bildung unserer Nation, und es wäre zu wünschen, dass der gränzenlose Missverstand einmal aufhörte, womit die Kunst, und besonders die Poësie, bei denen, die sie treiben und denen, die sie geniessen wollen, herabgewürdigt wird. Man hat schon so viel gesagt über den Einfluss der schönen Künste auf die Bildung der Menschen, aber es kam immer heraus, als wär' es Keinem Ernst damit, und das war natürlich, denn sie dachten nicht, was die Kunst, und besonders die Poësie, ihrer Natur nach ist. Man hielt sich blos an ihre anspruchlose Aussenseite, die freilich von ihrem Wesen unzertrennlich ist, aber nichts weniger als den ganzen Karakter derselben ausmacht; man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftiger Weise keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nemlich Zerstreuung, beinahe gerade das Gegentheil von dem, was sie wirket, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist. Denn alsdann sammelt sich der Mensch bei ihr und sie giebt ihm Ruhe, nicht die leere, sondern die

lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als thätig erkannt werden. Sie nähert die Menschen und bringt sie zusammen, nicht wie das Spiel, wo sie nur dadurch vereiniget sind, dass jeder sich vergisst und die lebendige Eigenthümlichkeit von keinem zum Vorschein kommt.

Du wirst verzeihen, liebster Bruder! dass ich so langsam und fragmentarisch mit meinem Briefe bin. Es wird vieleicht wenigen der Übergang von einer Stimmung zur andern so schwer, wie mir; besonders kann ich mich nicht leicht aus dem Raisonnement in die Poësie herausfinden und umgekehrt. Auch hat mich diese Tage ein Brief von unserer lieben Mutter, wo sie ihre Freude über meine Religiosität äusserte, und mich unter anderm bat, unserer theuren 72 jährigen Grosmutter ein Gedicht zu ihrem Geburtstage zu machen, und noch manches Andere in dem unaussprechlich rührenden Briefe so ergriffen, dass ich die Zeit, wo ich vieleicht an Dich geschrieben hätte, meist mit Gedanken an Sie und Euch Lieben überhaupt zubrachte. Ich habe auch noch denselben Abend, da ich den Brief bekommen, ein Gedicht für die l. Grosmutter angefangen, und bin in der Nacht beinahe damit fertig geworden. Ich dachte, es müsste die guten Mütter freuen, wenn ich gleich den Tag darauf einen Brief und das Gedicht abschikte. Aber die Töne, die ich da berührte, klangen so mächtig in mir wieder, die Verwandlungen meines Gemüths und Geistes, die ich seit meiner Jugend erfuhr, die Vergangenheit und Gegenwart meines Lebens wurde mir dabei so fühlbar, dass ich den Schlaf nachher nicht finden konnte, und

den andern Tag Mühe hatte, mich wieder zu sammeln. So bin ich. Du wirst Dich wundern, wenn Du die poëtisch so unbedeutenden Verse zu Gesicht bekommst, wie mir dabei so wunderbar zu Muthe seyn konnte. Aber ich habe gar wenig von dem gesagt, was ich dabei empfunden habe. Es geht mir überhaupt manchmal so, dass ich meine lebendigste Seele in sehr flachen Worten hingebe, dass kein Mensch weiss, was sie eigentlich sagen wollen, als ich.

Ich will nun sehen, ob ich noch etwas von dem, was ich Dir neulich über Poësie sagen wollte, herausbringen kann. Nicht wie das Spiel, vereinige die Poësie die Menschen, sagt' ich; sie vereinigt sie nemlich, wenn sie ächt ist und ächt wirkt, mit all dem mannigfachen Laid und Glük und Streben und Hoffen und Fürchten, mit all ihren Meinungen und Fehlern, all ihren Tugenden und Ideen, mit allem Grossen und Kleinen, das unter ihnen ist, immer mehr, zu einem lebendigen, tausendfach gegliederten innigen Ganzen, denn eben diss soll die Poësie selber seyn, und wie die Ursache, so die Wirkung. Nicht wahr, Lieber, so eine Panacee könnten die Deutschen wohl brauchen, auch nach der politischen, philosophischen Kur; denn alles andre abgerechnet, so hat die philosophisch-politische Bildung schon in sich selbst die Inkonvenienz, dass sie zwar die Menschen zu den wesentlichen, unumgänglich nothwendigen Verhältnissen, zu Pflicht und Recht, zusammenknüpft, aber wie viel ist dann zur Menschenharmonie noch übrig? Der nach optischen Regeln gezeichnete Vor- und Hintergrund ist noch lange nicht die Landschaft, die sich neben das

lebendige Werk der Natur allenfalls stellen möchte. Aber die Besten unter den Deutschen meinen meist noch immer, wenn nur erst die Welt hübsch symmetrisch wäre, so wäre alles geschehen. O Griechenland, mit deiner Genialität und Deiner Frömmigkeit, wo bist Du hingekommen? Auch ich mit allem guten Willen, tappe mit meinem Thun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach, und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschikter und ungereimter, weil ich, wie die Gänse mit platten Füssen im modernen Wasser stehe, und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle. Nimm mir das Gleichniss nicht übel. Es ist unschiklich, aber wahr, und unter uns gehet so was noch wohl an, soll auch nur mir gesagt seyn.

Für Deine aufmunternden Äusserungen über meine Gedichtchen, und manches andre freundliche kräftige Wort in Deinem Briefe, dank' ich Dir tausendmal. Wir müssen fest zusammenhalten in aller unserer Noth und unserem Geiste. Vor allen Dingen wollen wir das grosse Wort, das homo sum, nihil humani a me alienum puto, mit aller Liebe und allem Ernste aufnehmen; es soll uns nicht leichtsinnig, es soll uns nur wahr gegen uns selbst, und hellsehend und duldsam gegen die Welt machen, aber dann wollen wir uns auch durch kein Geschwäz von Affectation, Übertreibung, Ehrgeiz, Sonderbarkeit etc. hindern lassen, um mit allen Kräften zu ringen, und mit aller Schärfe und Zartheit zuzusehn, wie wir alles Menschliche an uns und andern in immer freieren und innigeren Zusammenhang bringen, es sey in bildlicher Darstellung oder in wirklicher Welt, und wenn

das Reich der Finsterniss mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Nahmen dahin, wo die Noth am grössten ist, und wir am nöthigsten sind. Lebe wohl!

Dein Friz.

An die Mutter. Homburg, im Januar 1799.

Liebste Mutter!

Ich muss mich schämen, dass ich Ihren l. Brief, der mir indessen so viele innigglükliche Stunden und Augenblike gemacht hat, so lange nicht beantwortet habe. Noch denselben Abend, da ich ihn erhalten hatte, schrieb ich gröstentheils das nieder, was ich Ihnen für meine theure ehrwürdige Grosmutter beilege, und ich habe es Ihnen recht von Herzen bei mir selber gedankt, dass Sie mich von diesem mir heiligen Geburtstage benachrichtigt haben. Der Brief an Sie sollte Tags darauf geschrieben werden, und es wäre mir selber eine Freude gewesen, wenn ich das, was ich beim Empfang des Ihrigen fühlte, Ihnen so bald wie möglich hätte sagen können. Ich wurde aber indessen auf mancherlei Art verhindert. Zeit hätte ich wohl gehabt, aber ich mag Ihnen gerne mit ungestörter Seele schreiben. Es war von keiner Bedeutung, was mich beunruhigte, und mir meine reinere Stimmung nicht liess. Ich sage Ihnen das, damit Sie sich keine Sorge machen. Harte Behauptungen, die ich zu lesen bekam, die freilich sehr gegen mein Gemüth angiengen, weil sie gegen meine unentbehrlichsten

Überzeugungen waren, das war es grösstenteils, was mich in meinem friedlichen Leben unterbrach. Es ist freilich nicht gut, dass ich so zerstörbar bin, und ein fester, getreuer Sinn ist auch mein täglichster Wunsch, und nichts erhält mich mehr in Demuth, als die Kenntniss meiner Schwäche von dieser Seite, und dass ich bei aller meiner ehrlichen Bemühung und Einsicht des Bessern und Glüklichern, doch noch immer der alte Empfindliche bin. Ich habe die Hälfte meiner Jugend in Leiden und Irren verloren, die nur aus dieser Quelle entsprangen. Jezt bin ich wohl geduldiger und lass' es Niemand entgelten und bin, wenn ich mich nicht irre, gegen andere weniger launisch, denn sonst, aber um die innere Reinheit und ruhige Wirksamkeit können mich immer noch Eindrüke bringen, die einen fester Gebildeten vieleicht nicht einen Augenblik störten. Freilich ist es jezt auch natürlich, dass mich jeder augenblikliche Missklang stärker trift, wo ich kaum aus tausendfältiger Unruhe mich herausgerettet habe, und nun am Wohllaut des Guten und Wahren und Schönen mich sammeln und stillen mag. Ich verspreche Ihnen und mir, mich immer zu üben, dass ich das, was ich bei ruhigem Sinne so leicht reimen kann, auch beim ersten Eindruke so aufnehmen lerne. Ich kenne kein grösser Glük, als bescheidenes Wirken und Hoffen. Das kann aber bei einem leicht gekränkten Sinne nicht bestehen. — Ich suche auch durch mässige Bewegung und durch Ordnung meinen Körper zu befestigen, weil ich einsehe, dass mitunter auch die Ursache in ihm liegt. Ich bin zwar gesund und jezt gesunder als sonst, und leide am Kopf und in den

Eingeweiden nimmer, wie gewöhnlich, aber ich finde doch, dass meine Nerven zu reizbar sind. Ich sage das besonders auch, weil Sie sich mit dieser zärtlichen Theilnahme nach meiner Gesundheit erkundigen. — Dass Sie meine Äusserungen über Religion mit dieser schönsten aller Freuden aufgenommen haben, zeugt mir so ganz von dem Gemüth, das nur im Höchsten seine Beruhigung findet. Ich glaub' es Ihnen wohl, theuerste Mutter! wie es Ihnen das Andenken an mich erleichtern und erheitern muss, wenn Sie die besten Gefühle einer Menschenseele in mir wissen und sich daran halten können in den Zweifeln und Sorgen, mit denen sich auch die Besten einander betrachten müssen, und je lieber sie sich sind, je mehr, denn wir kennen ja kaum uns selbst, und so bekannt, als wir uns selber sind, wird uns doch niemals ein anderes. Ich behalte mirs vor, Ihnen bei mehrerer Musse ein vollständiges Glaubensbekenntniss abzulegen, und ich wollte, ich dürfte überall meines Herzens Meinung so offen und rein heraussagen, als ich bei Ihnen kann. Aber die Schriftgelehrten und Pharisäer unserer Zeit, die aus der heiligen lieben Bibel ein kaltes, geist- und herztödtendes Geschwäz machen, die mag ich freilich nicht zu Zeugen meines innigen, lebendigen Glaubens haben. Ich weiss wohl, wie jene dazu gekommen sind, und weil es ihnen Gott vergiebt, dass sie Christum ärger tödten, als die Juden, weil sie sein Wort zum Buchstaben, und ihn, den Lebendigen, zum leeren Gözenbilde machen, weil ihnen das Gott vergiebt, vergeb' ichs ihnen auch. Nur mag ich mich und mein Herz nicht da blos geben, wo es missverstanden wird, und schweige deswegen vor den Theologen von

Profession (d. h. vor denen, die nicht frei und von Herzen, sondern aus Gewissenszwang und von Amtswegen es sind) eben so gerne, wie vor denen, die gar nichts von all dem wissen wollen, weil man ihnen von Jugend auf durch den todten Buchstaben und durch das schrökende Gebot [1]), zu glauben, alle Religion, die doch das erste und lezte Bedürfniss der Menschen ist, verlaidet hat. Liebste Mutter! wenn unter diesen Zeilen ein hartes Wort ist, so ist's gewiss nicht aus Stolz und Hass geschrieben, sondern nur, weil ich keinen andern Ausdruk fand, wodurch ich mich so kurz wie möglich hätte verständlich machen können. Es musste alles so kommen, wie es jezt überhaupt, und in der Religion besonders ist, und es war mit der Religion fast so wie jezt, da Christus in der Welt auftrat. Aber gerade wie nach dem Winter der Frühling kömmt, so kam auch immer nach dem Geistestode der Menschen neues Leben, und das Heilige bleibt immer heilig, wenn es auch die Menschen nicht achten. Und es giebt wohl manchen, der im Herzen religiöser ist, als er sagen mag und kann, und vieleicht sagt auch mancher unsrer Prediger, der nur die Worte nicht finden kann, mit seiner Rede mehr, als andere dabei vermuthen, weil die Worte, die er braucht, so gewöhnlich und tausendfältig gemissbraucht sind. Nehmen Sie indess mit diesen ungeheuchelten Äusserungen

[1]) Glaube kann nie geboten werden, so wenig als Liebe. Er muss freiwillig und aus eigenem Triebe seyn. Christus hat freilich gesagt: wer nicht glaubet, der wird verdammt, d. h. so viel ich die Bibel verstehe, streng beurtheilt werden, und das ist natürlich, denn dem blos pflicht- und rechtmässig guten Menschen kann nichts vergeben werden, weil er selber alles in die That sezt, aber damit ist gar nicht gesagt, dass man ihm den Glauben aufzwingen solle.

vorlieb, bis ich eine Stunde gewinne, wo ich mit meiner ganzen Seele schreiben kann. — Ich stimme ganz mit Ihnen darinn überein, liebste Mutter! dass es gut für mich seyn wird, wenn ich künftig das anspruchloseste Amt, das es für mich geben kann, mir zu eigen zu machen suche, vorzüglich auch darum, weil nun einmal die vieleicht unglükliche Neigung zur Poësie, der ich von Jugend auf mit redlichem Bemühn durch sogenannt gründlichere Beschäfftigungen immer entgegen strebte, noch immer in mir ist und nach allen Erfahrungen, die ich an mir selber gemacht habe, in mir bleiben wird, so lange ich lebe. Ich will nicht entscheiden, ob es Einbildung oder wahrer Naturtrieb ist. Aber ich weiss jezt so viel, dass ich tiefen Unfrieden und Missmuth unter anderm auch dadurch in mich gebracht habe, dass ich Beschäfftigungen, die meiner Natur weniger angemessen zu seyn schienen, z. B. die Philosophie, mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieb und das aus gutem Willen, weil ich vor dem Nahmen eines leeren Poëten mich fürchtete. Ich wusste lange nicht, warum das Studium der Philosophie, das sonst den hartnäkigen Fleiss, den es erfordert, mit Ruhe belohnt, warum es mich, je uneingeschränkter ich mich ihm hingab, nur immer um so friedensloser und selbst leidenschaftlich machte; und ich erkläre mir es jezt daraus, dass ich mich in höherm Grade, als es nöthig war, von meiner eigenthümlichen Neigung entfernte, und mein Herz seufzte bei der unnatürlichen Arbeit, nach seinem lieben Geschäffte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Thal und ihrer Heerde sich sehnen. Nennen Sie das keine

Schwärmerei! Denn warum bin ich denn friedlich und gut, wie ein Kind, wenn ich ungestört mit süsser Musse diss unschuldigste aller Geschäffte treibe, das man freilich, und diss mit Recht, nur dann ehrt, wenn es meisterhaft ist, was das meine vieleicht auch aus dem Grunde noch lange nicht ist, weil ichs vom Knabenalter an niemals in eben dem Grade zu treiben wagte, wie manches andre, was ich vieleicht zu gutmüthig gewissenhaft meinen Verhältnissen und der Meinung der Menschen zu lieb trieb. Und doch erfordert jede Kunst ein ganzes Menschenleben, und der Schüler muss alles, was er lernt, in Beziehung auf sie lernen, wenn er die Anlage zu ihr entwikeln und nicht am Ende gar erstiken will. — Sie sehen, liebste Mutter! ich mache Sie recht zu meiner Vertrauten, und ich fürchte nicht, dass Sie mir diese ehrlichen Geständnisse übel auslegen werden. Es giebt so wenige, vor denen ich mich öffnen mag. Warum sollt' ich denn mein Sohnesrecht nicht benüzen, und Ihnen zu meiner Beruhigung mein Anliegen nicht sagen. Und glauben Sie nur nicht, dass ich Absichten dabei habe. Ich mag Ihnen nur gerne mit voller Wahrheit schreiben, und da müssen Sie mich eben haben, wie ich bin. Ich wollte eigentlich sagen, dass ich auch aus dem Grunde wohl thun würde, ein recht einfaches Amt ins Künftige zu suchen, weil sich ein anderes nicht wohl mit meinen Lieblingsbeschäfftigungen reimen liesse. Es hat es mancher, der wohl stärker war, als ich, versucht, ein grosser Geschäfftsmann oder Gelehrter im Amt, und dabei Dichter zu seyn. Aber immer hat er am Ende eines dem andern aufgeopfert, und das war in keinem Falle gut, er mochte

das Amt um seiner Kunst willen, oder seine Kunst um seines Amts willen vernachlässigen; denn wenn er sein Amt aufopferte, so handelte er unehrlich an Andern, und wenn er seine Kunst aufopferte, so sündigte er gegen seine von Gott gegebene natürliche Gaabe, und das ist so gut Sünde und noch mehr, als wenn man gegen seinen Körper sündigt. Der gute Gellert, von dem Sie in Ihrem lieben Briefe sprechen, hätte sehr wohl getan, nicht Professor in Leipzig zu werden. Wenn er es nicht an seiner Kunst gebüsst hat, so hat er es doch an seinem Körper gebüsst. Muss ich also ein Amt annehmen, wie es denn wohl nicht anders thunlich ist, so glaub' ich eine Pfarrstelle auf dem Dorfe (recht weit von der Hauptstadt und von den hohen geistlichen Herren weg) wird das Beste für mich seyn. Und warum nicht lieber in dem Lande, wo Sie sind und die Meinigen, als unter Fremden?

Übrigens ist es mir lieb, wenn es noch einige Jahre ansteht, und wenn ich hier mit dem Buche, an dem ich schreibe, und mit meinem Gelde zu Ende bin, so will ich eben wieder Hofmeister werden. Der schwedische Legations-Sekretär vom Pommereschen, dessen Bekanntschaft ich, wie Sie wissen, in Rastadt machte und der mich auf seiner Rükreise neulich hier besuchte, machte mir beim Abschiede das Offert, ob er mir nicht in seiner Gegend (in schwedisch Pommern, in der Gegend von Wismar) für eine Hofmeisterstelle sorgen sollte. Sein Vater, der, wenn ich nicht irre, Gouverneur in Stralsund ist, besorgt gewöhnlich für seine Bekannten derlei Stellen. Ich mochte es nicht geradezu ablehnen, um auf alle Fälle

einen Ausweg zu haben, besonders da er mir für eine solche Stelle sorgen will, wo ich mit einem jungen Menschen die Universität besuche. Ein Zuwachs an Weltkenntniss (die Kenntniss des deutschen Volks ist besonders jedem, der ein deutscher Schriftsteller werden will, so nothwendig, wie dem Gärtner die Kenntniss des Bodens) ist ja die einzige Entschädigung, die mir dieses mühsame Verhältniss gewähren kann, und die Entfernung der Gegend, die auf einer Universität jedoch so sehr gross nicht seyn würde, scheint mir eher vortheilhaft als nachtheilig auf die paar Jahre, wo ich noch nicht auf das ruhige Leben unter den Meinigen rechnen kann. Übrigens bin ich noch nicht entschlossen, und es bieten sich vieleicht indess noch günstigere Gelegenheiten von der Art an. Überhaupt geh' ich eine solche Stelle nur unter gewissen vesten Bedingungen ein, die mich so viel wie möglich vor Verdruss und Verlegenheiten sichern sollen. Und wenn ich eingesehen habe, dass ein solcher Zustand für mich noch auf einige Zeit nothwendig ist, und nicht zu vermeiden, so werd' ich wohl auch Gedult und Vorsicht dazu bringen. Als Vikarius würde ich von meinem Pfarrer dependiren, und da ich diese Lage noch gar nicht gelernt habe, würde sie mir wohl nicht leichter werden und ich müsste überdiss gröstentheils von Ihrer Unterstüzung leben, was ich doch nicht wünsche, da Sie schon so sehr viel für mich gethan haben und mein lieber Karl es besser brauchen kann.

Ich schreibe Ihnen das alles, liebste Mutter! weil ich wohl weiss, wie sehr Sie zu wissen wünschen, woran Sie mit mir sind, und Sie werden sich es nicht zu sehr zu

Herzen nehmen, wenn Sie finden sollten, dass mir das Leben nicht leicht wird, da Sie selbst am Besten wissen, dass mit der Jugend das, was man Glük heisst, überall so ziemlich weggeht. Ich wenigstens mache jezt nicht gerne grössere Ansprüche auf die Welt, als dass es mir nicht zu schwer werde, meinem Herzen und meinem Sinne getreu zu bleiben in den Umständen, die mich noch im Leben betreffen können. Sie und die lieben Meinigen möcht' ich in jedem Falle noch gerne wiedersehn, ehe ich meinen hiesigen Aufenthalt verändere, von dem ich mich freilich mit vieler Mühe trennen werde.
Ihre lieben Geschenke haben mich so sehr gefreut, dass ich nichts bessres wusste, als in der Freude zu meinen braven Hausleuten zu laufen und ihnen zu verkündigen, ich hätte auch ein Weihnachtsgeschenk bekommen. Ich danke Ihnen und der lieben Grosmamma recht herzlich dafür. Es ist mir nur laid, dass meine Ökonomie es mir nimmer so leicht macht, wie in Frankfurt, Ihnen auch auf diese Art meine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Auch bei meiner theuren Schwester entschuldigen Sie mich, dass ich es für jezt eben so beim guten Willen bewenden lasse. Sie kennt auch meine Anhänglichkeit an sie und an ihr ganzes Haus zu sehr, als dass es irgend eines Zeichens bedürfte, um ihr diese zu beweisen. Der Brief, den Sie mir von ihr geschikt haben, war mir ein Geschenk mehr. Ich sollt' ihr freilich auch längst geschrieben haben, aber da ich nach Rastadt reiste, hofft' ich sie vielleicht selber zu sehen, und indessen hatt' ich so viel zu thun, um das, was ich während der Reise versäumte, hereinzubringen, dass ich mich nächstens auf

ein paar Tage hinsezen muss, um die Briefe alle zu beantworten, die ich indessen schuldig geblieben bin, und da soll sie unter den ersten seyn.
Leben Sie nun wohl, liebste Mutter! bitten Sie die liebe Frau Grosmamma, das Blatt als einen kleinen Theil von den frohen und ernsten Empfindungen zu nehmen, mit denen ich im Herzen den ehrwürdigen Geburtstag gefeiert habe.
Meine herzlichen Empfehlungen an alle die Unsrigen.

Ihr treuer Sohn Friz.

MEINER VEREHRUNGSWÜRDIGEN GROSMUTTER
zu Ihrem zweiundsiebzigsten Geburtstag.

Vieles hast du erlebt, du theure Mutter! und ruhst nun
Glüklich, von Fernen und Nahn liebend beim Nahmen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner Krone
Unter den Kindern, die dir reifen und wachsen und blühn.
Langes Leben hat dir die sanfte Seele gewonnen
Und die Hofnung, die dich freundlich in Leiden geführt.
Denn zufrieden bist du und fromm, wie die Mutter, die einst den
Besten der Menschen, den Freund unserer Erde, gebar. —
Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.

Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet erheiternd
Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische Bild.
Allversöhnend und still, mit den armen Sterblichen gieng er,
Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keines der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen
Und die Leiden der Welt trug er an liebender Brust.
Mit dem Tode befreundet' er sich, im Nahmen der andern
Gieng er aus Schmerzen und Müh' siegend zum Vater zurük.
Und du kennest ihn auch, du theure Mutter! und wandelst
Glaubend und duldend und still ihm, dem Erhabenen, nach.
Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,
Und es rinnen, wie einst, Thränen vom Auge mir noch.
Und ich denke zurük an längst vergangene Tage,
Und die Heimath erfreut wieder mein einsam Gemüth
Und das Haus, wo ich einst, bei deinen Seegnungen aufwuchs,
Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.
Ach, wie dacht' ich dann oft, du solltest meiner dich freuen,
Wann ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.
Manches hab' ich versucht, geträumt und habe die Brust mir
Wund gerungen indess, aber ihr heilet sie mir.
O ihr Lieben! und lange, wie du, o Mutter, zu leben,
Will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm.

Kommen will ich zu dir; dann seegne den Enkel noch Einmal,
Dass dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

An die Schwester. Wohl im Januar 1799.

Liebste Schwester!
Ich habe fast das Recht auf Dein Andenken verloren; so lang ists dass ich gegen Dich stillgeschwiegen habe. Aber es ist oft so, dass man aus lauter Bedürfniss zu schreiben gar nicht schreibt. Ich will dann immer eine recht gelegene Stunde abwarten, wo es mir vom Herzen gehn soll, und darüber versäume ⟨ich⟩ die Zeit, wo ich vieleicht nicht so ganz unzerstreut von andern Gedanken und Beschäfftigungen, aber doch immer so viel geschrieben hätte, dass Du meine unveränderliche Liebe zu Dir daran hättest erkennen mögen.
Ich bin wieder auf eine Zeit zum Einsiedler geworden, wie Du weist, und ich denke, Du hast es gebilligt, weil Du wohl von mir vorraussezen kannst, dass ich es nicht ohne Gründe that, und dass ⟨ich⟩ in einer solchen Musse nicht müssig gehe, auch nicht auf Kosten anderer mir einen gelegenen Zustand bereite. Glaube mir, meine Beste! es ist kein Eigensinn, was mir meine Beschäfftigungen und meine Lage bestimmt. Es ist meine Natur und mein Schiksaal, und diss sind die einzigen Mächte, denen man den Gehorsam niemals aufkündigen darf, und ich hoffe bei diesen Gesinnungen Deiner stillen treuen Liebe am Ende noch recht würdig zu werden.

Du bist auf alle Fälle glüklicher, als der Mensch, der vieleicht nur am Ende seiner Bemühungen mit Gewisheit sagen kann: ich bin zufrieden. Du lebest von einem Tage zum andern in Befriedigung Deiner besten Wünsche, und Dein häuslich Glük hat wohl nur gerade so viel Sorge, als nötig ist, um täglich Dir das, was Dein ist, desto fühlbarer zu machen. Aber dem einen ist diss dem andern das beschieden, und ich ehre das, was Du bist und hast, um so eher, weil ich es entbehre. In mancher trostlosen Stunde habe ich mich schon zu Dir gesehnt, um an Deiner Freude mich zu erheitern und in Deiner Liebe zu mir etwas von dem zu empfangen, was Du in Dir hast und um Dich. Ich hatte mir ein recht ruhig Wiedersehen ausgedacht. Aber die stürmischen Zeiten, die vieleicht von unserm Vaterlande nicht mehr ferne sind, werfen sich zwischen unsre lieben Wünsche und wir würden uns vieleicht unter mancher Unruhe wiedersehen, wenn ich in einiger Zeit zu meiner theuern Familie zurükkäme. Ich mag nicht davon sprechen, wie viel mir der neue Krieg und das Übrige Sorge für die Meinigen eingiebt. Was mich über Deine Lage tröstet, ist, dass Du nicht allein bist und an die Einsicht und den vesten Sinn deines schäzbaren Gemahls Dich halten kannst in dringenden Fällen, die wir jedoch nicht hoffen wollen.

Was machen Deine lieben Kinder? Ich werde sie kaum noch kennen. Drei Jahre machen so viel bei dem jungen Volke, das an Leib und Seele jeden Tag wächst, und der kleine Friz, den ich noch gar nicht gesehen habe, wird dann seyn, als wär' er schon recht lange in

der Welt. Grüsse sie mir alle recht herzlich, jedes, so viel es mich sich vorstellen kann.
Wie geht es meinen Freunden Veiel und Kammerer und meinen andern Bekannten?
Mein hiesiger Umgang schränkt sich meist nur auf zwei Freunde ein, die aber durch ihren Geist und ihre Kenntnisse und Erfahrungen, die sie in Laid und Freude, in seltenem Grade gemacht haben, so reiche Unterhaltung gewähren, dass wir uns oft einander aus dem Wege gehen müssen, um unsre Gespräche nicht zur Hauptsache werden zu lassen und uns den Kopf nicht zu sehr einzunehmen, weil jeder mehr oder weniger seinen ganzen Sinn, unzerstreut und unberauscht von andern Ideen und Interessen, zu seinem Geschäffte braucht. Der eine dieser Freunde ist Sinklair, den Du schon aus Briefen, die ich an die l. Mutter schrieb, kennen wirst; der andre Professor Morbek aus Greifswald, der sich izt auf Reisen befindet, und, Sinklairn und mir zu gefallen, einige Monathe hier aufhält. Sonst machen die seltnen Schönheiten der hiesigen Gegend mein einzig Vergnügen. Das Städtchen liegt am Gebirg, und Wälder und geschmakvolle Anlagen liegen rings herum; ich wohne gegen das Feld hinaus, habe Gärten vor dem Fenster und einen Hügel mit Eichbäumen, und kaum ein paar Schritte in ein schönes Wiesthal. Da geh' ⟨ich⟩ dann hinaus, wenn ich von meiner Arbeit müde bin, steige auf den Hügel und seze mich in die Sonne und sehe über Frankfurt in die weiten Fernen hinaus, und diese unschuldigen Augenblike geben mir dann wieder Muth und Kraft zu leben und zu schaffen. Liebe Schwester! es ist so gut, als ob

man in der Kirche gewesen wäre, wenn man so mit reinem Herzen und offnem Auge Licht und Luft und die schöne Erde gefühlt hat.
Lebe wohl! Schreibe mir nun auch bald. Empfiehl mich überall. Ewig

Dein treuer Bruder Friz.

Ich hatte diesen Brief schon vor einiger Zeit geschrieben, und er blieb nur liegen, weil ich noch anderes dabei schreiben wollte, woran ich durch Geschäffte und Maladie (eine Gallenkolik, von der ich aber jezt wieder frei bin) verhindert wurde.

An die Mutter. Wohl im Februar 1799.

Homburg vor der Höhe.

Liebste Mutter!
Ich kann Ihnen dissmal nur wenig schreiben. Ich bin zu sehr okkupirt.
Die Nachricht von dem Unfall, der für Sie und die theure Frau Grosmamma so gefährliche Folgen hätte haben können, hat mich tief erschüttert. Möge doch alles Unglük so an Ihnen vorübergehn!
Es ist wahrscheinlich, dass der Krieg, der nun eben wieder ausbricht, unser Wirtemberg nicht ruhig lassen wird, wiewohl ich von sicherer Hand weiss, dass die Franzosen die Neutralität der Reichländer, also auch Wirtembergs, so lange wie möglich respectiren werden, weil Preussen sich dafür aufs äusserste verwendet, und

die Franzosen Ursache haben, einen Krieg mit dieser Macht zu vermeiden. Im Falle, dass die Franzosen glüklich wären, dürfte es vieleicht in unserem Vaterlande Veränderungen geben.

Ich bitte Sie bei aller meiner ungeheuchelten kindlichen Ergebenheit, beste Mutter! nehmen Sie alles Edle, was in Ihrer vortreflichen Seele liegt, und allen Glauben, der uns über die Erde erhebt, zu Hülfe, um so ruhig wie möglich, mit dem stillen Sinne einer Christin, unsern Zeiten zuzusehn, und das Unangenehme was sie dabei betrift, zu tragen. Es könnte mich unmännlich machen, wenn ich denken müsste, dass ihr Herz den Sorgen unterliege. Denken Sie, dass ich keinen Vater habe, der mir mit Muth im Leben vorangeht, und geben Sie mir in der schönen Gestalt des ruhigen Duldens ein Beispiel des Muths. Ich brauch' ihn auch, wenn ich nicht lässig werden will in dem, was meine Sache ist. Dass Sie unter gewissen möglichen Vorfällen kein Unrecht leiden, dafür würd' ich mit allen meinen Kräften sorgen, und vieleicht nicht ohne Nuzen. Doch ist alles diss noch sehr entfernt. — — —

An die Mutter. Wohl im April 1799.

Liebste Mutter!

Es ist mir unendlich laid, dass Sie durch mein Stillschweigen beunruhiget worden sind. (Der lezte Brief, den ich von Ihnen erhalten habe, ist vom 17. Februar.) Ich habe mich auch in dem Briefe, den Sie jezt werden erhalten

haben, einigermaassen entschuldiget. Es gehn mir dann auch manchmal über blossem Nachdenken, in das ich während der Arbeit gerathe, Tage hinweg, auch konnt' ich mich bisher weniger dem Umgange meiner Freunde entziehn, womit ich müssige Stunden ausfüllte, bin auch sonst immer so in Noth mit Briefschreiben, dass es gewiss gröstentheils verzeihlich ist, wenn ich oft, so sehr mich manchmal das Gewissen dabei schlägt, einen Brief an Sie von einem Tage zum andern verschiebe.

Glauben Sie nur, liebste Mutter! dass ich überhaupt mein Verhältniss zu Ihnen nichts weniger als leicht nehme, und dass es mir oft Unruhe genug macht, wenn ich meinen Lebensplan mit allen Ihren Wünschen zu vereinigen suche, und doch oft zu finden meine, dass ich Ihnen vieleicht auf dem gewöhnlichen Wege weniger Sorge und mehr Freude gemacht hätte, als auf dem, den ich jezt gehe, der doch auch für mich der unbequemere, aber meiner Natur angemessenere ist. Für Ihre gütige Einladung danke ich Ihnen recht herzlich, und es wird wohl die Zeit noch kommen, wo ich sie endlich einmal benuzen kann. Für jezt werden Sie einen blossen Besuch selber in meiner Laage, wo ich alle Zeit, wo möglich meinem Geschäffte wiedmen muss, für zu kostbar halten. Ich möchte wenigstens so lange hier bleiben, bis ich mit meinem Buche fertig bin, was wohl noch ein halbes Jahr lang dauern kann. Was ich dann weiter vornehme, wird zum Theil von dem Gelingen oder Nichtgelingen meines Buchs, theils auch von andern Umständen abhängen. Nun glaube ich zwar zur Noth mit dem Gelde, welches ich noch vorräthig habe, bis dahin auszukommen, doch

muss ich Ihnen gestehen, dass durch die enorme Holztheurung und meine drei Wochen lange Maladie, wo ich zwar den Arzt nicht weiter als Einmal brauchen musste, aber meine gewöhnliche Kost nicht brauchen konnte, mein Geldvorrath izt etwas geringer ist, als ich auf diese Zeit hin gerechnet habe. Ich bin deswegen so frei, Ihr gütiges mütterliches Anerbieten dahin zu benuzen, dass ich es mir vorbehalte, Ihnen gegen die Mitte des Sommers hin zu schreiben, ob ich die hundert Gulden nothwendig habe oder nicht, doch kann ich Ihnen im reinsten Ernste versichern, dass ich, um meiner eigenen Ruhe willen, das Geld nur als geliehen annehmen werde. Ich bin es Ihnen schuldig und meinen Geschwistern, so zu handeln. In der gegenwärtigen Zeit möchte ich, auch wenn es unter irgend einem rechtmässigen Titel geschehen könnte, Ihre Einkünfte nicht um einen Heller schmälern, so lange ich nur noch in der Welt bestehen könnte. Sie werden es deswegen nicht für Kaltsinn nehmen, wenn ich Ihnen nach Verlauf eines Jahrs in Geld oder in natura die Zinsen des Geliehenen schike; es soll nur ein Zeichen sein, dass das, was ich dissmal mir im unwiderruflichen Ernste ausbedinge, nicht eitle Worte waren, und ich sage es Ihnen zum voraus, liebste Mutter! dass es mir reelle Unruhe machen würde, wenn Sie mir das Geld schikten, ohne die expresse Versicherung, dass Sie es in Ihren Papieren als Kapital annotirt hätten. Ich würde mir, wenn Sie es nicht auf diese Art schiklich fänden, kein Gewissen daraus machen, an einem andern Orte mit Ihrem Vorwissen Geld zu entlehnen, da ich sicher bin, für mein Buch doch so viel zu bekommen,

dass ich eine solche Summe heimbezahlen könnte. Ich habe in Frankfurt einem guten Freunde, auch sonst manchmal auf einige Zeit ausgeholfen, und so könnte ich wohl auch einmal von der gegenseitigen Gefälligkeit Gebrauch machen.

Zum Schlusse will ich Ihnen eine Stelle aus der Jenaer Literaturzeitung abschreiben, wo meiner gedacht wird. So sehr ich es bisher vermied, mit meiner kleinen Schriftstellerreputation vor Ihnen gros zu thun, so darf ich doch in der jezigen Laage keine Gelegenheit vorbeigehn ⟨lassen⟩, wo ich Ihnen etwas Hoffnung geben kann, dass meine gegenwärtige Arbeit eine günstige Aufnahme finden werde, und es wäre kindisch, wenn ich, um den Verdacht der Eitelkeit zu vermeiden, Sie jezt um eine kleine Freude bringen wollte. Es heisst nemlich in der genannten Zeitung aus Gelegenheit des Allmanachs, den Neuffer herausgegeben hat, und wozu ich aus Freundschaft einige Kleinigkeiten dazu gegeben habe:

„Den Inhalt des Allmanachs möchten wir fast nur auf die Beyträge von Hölderlin einschränken. Die des Herausgebers (Neuffers) sind endlose Reimereien usw. Vor den übrigen zeichnen sich die Kleinigkeiten von Hillmar und Siegmar vortheilhaft aus, sowie die innigen elegischen Zeilen von Reinhard (dem französischen Gesandten) an seine Gattin über den Abschied von Deutschland. Die prosaischen Aufsäze sind ganz unbedeutend. Hölderlins wenige Beiträge aber sind voll Geist und Seele, und wir sezen gern zum Belege ein paar davon hieher."

Dann werden ein paar Gedichte von mir angeführt; in einem davon hatte ich auf die Arbeit angespielt, die ich

jezt unter den Händen habe. Darüber äussert sich der Recensent noch am Ende:

„Diese Zeilen lassen schliessen, dass Hölderlin ein Gedicht von grösserem Umfange mit sich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen alle äussere Begünstigung wünschen, da die bisherigen Proben seiner Dichteranlagen und selbst das in dem angeführten Gedichte ausgesprochene erhebende Gefühl ein schönes Gelingen hoffen lassen.“

Ich muss Sie aber bitten, liebste Mutter! dass Sie, um Neuffers willen, diese Stelle nirgend bekannt machen. Wollen Sie es dem l. Karl mittheilen, so kann ich es nicht hindern. Herr Schwager in Blaubeuren liest diese Zeitung wohl selbst. — Ich bin recht von Herzen begierig, von meiner guten Schwester auch einmal wieder einen Brief zu bekommen. Karl ist mir einen schuldig; ich will ihm aber demohngeachtet diese Tage wieder schreiben, weil mein lezter gar zu kurz war. Es freut mich unendlich, dass er so sich Ihrer Theilnahme und Bewunderung werth macht. Ich weiss es auch tief zu schäzen, dass ein Mensch von so viel Kopf und innerer ächter Bildung doch auch mit solcher Geduld und Geschiklichkeit in seinem Amtsgeschäffte lebt. Sorgen Sie nur nicht! Er wird noch viel werden. Denn am Ende wird es bald die Noth erfordern, dass man wahrhaft vorzügliche und taugliche Menschen, wie er ist, hervorsucht.

Die gute Gesundheit, die ich jezt geniesse, macht einen grossen Theil meines Glüks aus, und meine Freunde nehmen herzlichen Antheil. „Ach! jezt seh' ich doch einmal wieder Freude in diesem Auge!“ rief vor einiger Zeit mein edler Morbek, als er mich ansah. Es war

wirklich ein unangenehmer Zustand, in dem ich mich befand. So müssig und kopflos den ganzen Tag dazusizen, war mir umso schwerer, da ich mich meist nur durch Beschäfftigung heiter erhielt. Ich habe mich wieder mit dem Frühlinge verjüngt, und sehe mit neuem Muth und neuen Kräften ins Leben. Übermüthig, ungedultig, unbescheiden kann und will ich nie mehr werden gegen den Lenker meines Schiksaals.

Schlafen Sie wohl, liebste Mutter! Mein Stübchen will mir zu kalt werden, von der Nachtluft, und ich will mich zu Bette legen.

Ich freue mich recht auf den Mai. Wir haben hier fast immer noch rauhe Tage. — Übrigens ist es friedlich hier. Diese Gegenden haben, so viel ich wissen kann, wohl nicht wieder vom Kriege zu befürchten. Unendlich freut es mich, dass doch bisher die l. Meinigen verschont geblieben sind.

Ihr getreuer Sohn Friz.

d. 18. Apr. 99.

So weit hatt' ich schon vor einigen Wochen geschrieben. Aber unter anderem wurd' ich auch durch die Kriegsnachrichten aufgehalten, deren Ablauf ich abwarten wollte, um Ihnen vieleicht einiges, was darauf Bezug hätte, zu sagen. Freilich war es auch, dass ich malad war, wie Sie aus dem Briefe an die l. Schwester sehen werden, und dass ich dann gerne die Zeit, wo ich mich schmerzenlos fühlte, zu meinem Geschäffte brauchte. Jezt bin ich wieder völlig gesund, und ich fühle es mit Freude und Dank, sorge auch, wie ich zu Ihrer

Beruhigung sagen muss, recht, im Ernste für meine Gesundheit.
Es ist mir nicht wohl möglich, liebste Mutter! diesen Frühling nach Wirtemberg zu kommen. Da ich diesen Winter nicht alle Zeit zu meiner Arbeit und meinen Studien benuzen konnte, und mir sehr daran liegt, dass ich meine Unabhängigkeit reell benuze, so will ich mein Geld und meine Zeit noch sparen, so gut ich kann, und wenn ich bis auf einen Punkt hin fertig bin, mir eher eine solche Freude gönnen. Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmamma! Herzliche Grüsse dem l. Karl!

Ihr getreuer Sohn Friz.

An Neuffer.

Homburg, d. 4. Jn. 1799.

Lieber Neuffer!
Du kannst sicher auf einige Beiträge von mir rechnen, und ich werde, Deinem Wunsche gemäss, auch etwas Prosaisches liefern. Vieleicht kann ich Dir auch einiges von den Bekannten schiken, mit denen ich umgehe oder korrespondire. Ich wünsche Deinem zweiten Sohne alles Leben, und alle Kraft und Grazie, die ich ihm wünschen würde, wenn er der meinige wäre.
Ich habe im Sinne, eine poëtische Monatschrift herauszugeben. Da die Hauptmaterialien für den ersten Jahrgang, so viel ich von eigner Hand dazu geben werde, grösstentheils schon fertig liegen und ich, bei meiner

jezigen Lebensart ganz dem Unternehmen leben kann, so hoff' ich es durchzusezen. Und da ich noch mit niemand in einem bestimmten Vertrage darüber begriffen bin, so bitt ich Dich, Hrn. Steinkopf davon zu benachrichtigen, ob er es vieleicht für dienlich hält, den Versuch zu machen. Das Journal wird wenigstens zur Hälfte wirkliche ausübende Poësie enthalten, die übrigen Aufsäze werden in die Geschichte und Beurtheilung der Kunst einschlagen. Die ersten Stüke werden von mir enthalten ein Trauerspiel, den Tod des Empedokles, mit dem ich bis auf den lezten Act fertig bin, und Gedichte, lyrische und elegische. Die übrigen Aufsäze werden enthalten 1. karakteristische Züge aus dem Leben alter und neuer Dichter, die Umstände, unter denen sie erwuchsen, vorzüglich den eigentümlichen Kunstkarakter eines jeden. So über Homer, Sappho, Äschyl, Sophokles, Horaz, Rousseau (als Verfasser der Heloise), Shakespear usw. 2. Darstellungen des Eigentümlichschönen ihrer Werke oder einzelner Parthien aus diesen. So über die Iliade, besonders den Karakter Achills, über den Prometheus des Äschyl, über die Antigonä, den Ödipus des Sophokles, über einzelne Oden des Horaz, über die Heloise, über Shakespears Antonius und Kleopatra, über die Karaktere des Brutus und Kassius in seinem Julius Caesar, über den Macbeth u.s.w. Alle diese Aufsäze würden so viel möglich in lebendiger allgemein interessanter Manier, meistens in Briefform geschrieben seyn. 3. Räsonnirende populärdargestellte Aufsäze über Deklamation, Sprache, über das Wesen, und die verschiedenen Arten der Dichtkunst, endlich über das Schöne überhaupt. Ich kann

mit gutem Gewissen für alle diese Aufsäze, besonders für die leztern, neue, wenigstens noch nicht verbrauchte Ansichten versprechen, und ich glaube manche Wahrheit auf dem Herzen zu haben, die für die Kunst nüzlich und für das Gemüth erfreulich seyn mag. 4) werden auch Recensionen neuer besonders interessanter poëtischer Werke geliefert werden[1]).

Der Ton, der durchaus in der Zeitschrift herrschen wird, macht es wohl schiklich, dass der Hr. Verleger, wenn er es für gut findet, ihr auch den Titel: Journal für Damen, ästhetischen Innhalts, geben kann. Was den Geist derselben betrift, so glaub' ich wohl sagen zu dürfen, dass er für die Sittenbildung und ächte Erheiterung zuträglicher seyn dürfte, als mancher andere.

Jeden Monath würde ein Stük von 4 Bogen, nicht sehr enge gedrukt, in Octavform erscheinen. Der Hr. Verleger könnte mir aufkünden, wenn er wollte, nur müsste es wenigstens 3 Monathe vor einer Messe geschehen.

Die Bestimmung des Honorars überlasse ich seiner Einsicht und Billigkeit. Nur so viel sez' ich hinzu, dass ich ganz für das Unternehmen und von ihm leben werde, dass übrigens meine frugale Existenz nicht so theuer zu besolden ist, wie die der grossen Männer, welche die Horen herausgaben. Ich werde allen meinen Muth und Fleiss und meine Kräfte aufbieten, um diese Zeitschrift gangbar und rühmlich zu machen, und ich werde dafür sorgen, dass, wo möglich jeder Jahrgang, wenigstens Ein

---

[1]) Ich hoffe Beiträge von Heinze, Verf. des Ardinghello, Heidenreich, Bouterwek, Matthison, Konz, Siegfried Schmidt, auch von Dir zu erhalten, wenn Du etwas entbehren kannst.

grösseres poëtisches Werk, z. B. ein Trauerspiel oder einen Roman pp. vollständig enthält.
Sollte sich Hr. Steinkopf entschliessen, es mit mir zu wagen, so versprech' ich ihm gerne, die Aufträge, die von andern Seiten her zur Mitarbeitung für andere Zeitschriften an mich gemacht worden sind, bei Seite zu sezen, und für seinen Damenkalender wenigstens 4 Bogen von Jahr zu Jahr unentgeldlich zu liefern.
Ich würde es ihm auch freistellen, die Aufsäze der Zeitschrift, die von mir sind, nach Verlauf einiger Zeit besonders abzudruken, unter den Bedingungen, die mit der zweiten Auflage eines Buches verbunden sind.
Ich gestehe, dass es mich besonders freuen würde, mit Hrn. Steinkopf in diese Beziehung zu kommen, als Deinem Freunde, und meinem Bekannten, und wenn ich schon nicht voraussezen darf, dass er das Zutrauen gegen mich hegt, das zu einem solchen Entschlusse erforderlich ist, so wollt' ich dennoch ihm von meinem Plane sagen. Findet er ihn vortheilhaft für sich, so war es schiklich von meiner Seite, ihm, mit dem ich schon in Konnexion bin, das Anerbieten zu machen. Dient es ihm nicht, so ist es eben so gut, als hätt' ich gegen ihn davon geschwiegen. Empfiehl mich ihm, und gieb ihm meinen Brief zu lesen.
Verzeih nur, dass ich Dich zur Mittelsperson mache. Ich würd' es nicht gethan haben, wenn ich nicht von mir wüsste, dass Du mich in allem, wozu ich Dir dienen kann, bereit fändest. In jedem Falle schik' ich Dir die versprochenen Aufsäze. Die prosaischen werden wohl etwas allgemeinverständliches einfach und nicht allzu

troken Dargestelltes über das Leben und die Karaktere von Thales und Solon und Plato enthalten. Einen eigentlich moralischen Aufsaz zu liefern, für den Damenkalender, würde mir ziemlich schwer, wenn ich nicht aus meinem Herzen und meinen Überzeugungen zu viel oder zu wenig sagen sollte.
Ich bitte Dich recht sehr, mir so bald wie nur möglich, Antwort und Nachricht auf diesen Brief zu geben.

Dein H.

AN DEN BRUDER.

Homburg, den 4. Juni 1799.

Mein Theurer!
Deine Theilnahme, Deine Treue wird meinem Herzen immer wohlthätiger; auch was Du für Dich selber bist, Dein Fleiss, die glükliche Gewandtheit, womit Dein Geist und Deine Kraft sich in Berufsgeschäfft und freiere Bildung theilt, Dein Muth, Deine Bescheidenheit giebt mir immer mehr Freude. Lieber Karl! mich erheitert nichts so sehr, als zu einer Menschenseele sagen zu können: ich glaub' an Dich! und wenn mich das Unreine, Dürftige der Menschen oft mehr stört, als nothwendig wäre, so fühl' ich mich auch vieleicht glüklicher, als andre, wenn ich das Gute, Wahre, Reine im Leben finde, und ich darf desswegen die Natur nicht anklagen, die mir den Sinn fürs Mangelhafte schärfte, um mich das Trefliche um so inniger und freudiger erkennen zu lassen, und bin ich nur einmal so weit, dass ich zur Fertigkeit gebracht

habe, im Mangelhaften weniger den unbestimmten Schmerz, den es oft mir macht, als genau seinen eigentümlichen augenbliklichen, besondern Mangel zu fühlen und zu sehen, und so auch im Bessern seine eigene Schönheit, sein karakteristisches Gute zu erkennen, und weniger bei einer allgemeinen Empfindung stehen zu bleiben, hab' ich diss einmal gewonnen, so wird mein Gemüth mehr Ruhe, und meine Thätigkeit einen stetigeren Fortgang finden. Denn wenn wir einen Mangel nur unendlich empfinden, so sind wir auch natürlicherweise geneigt, diesem Mangel nur unendlich abhelfen zu wollen, und so geräth oft die Kraft in vorkommenden Fällen in ein unbestimmtes fruchtlos ermüdendes Ringen, weil sie nicht bestimmt weiss, wo es mangelt, und wie dieser, und gerade dieser, Mangel zu berichtigen, zu ergänzen ist. So lang ich keinen Anstoss finde, in meinem Geschäfft, so gehet es rüstig weg, aber ein kleiner Missgriff, den ich gleich zu lebhaft empfinde, um ihn klar anzusehen, treibt mich manchmal in eine unnöthige Überspannung hinein. Und wie bei meinem Geschäfft, so gehet es mir alten Knaben auch noch im Leben, im Umgange mit den Menschen. Dass sich diese von Natur gewiss nicht ungünstige Empfindungsgaabe bei mir noch nicht zu einer Fertigkeit des bestimmteren Gefühls gebildet hat, kommt wohl unter anderm auch da her, dass ich zu viel Mangelhaftes und zu wenig Trefliches in Verhältnissen und Karakteren empfunden habe. — Du wirst durchaus finden, dass jezt die menschlicheren Organisationen, Gemüther, welche die Natur zur Humanität am bestimmtesten gebildet zu haben scheint, dass

diese jezt überall die unglüklicheren sind, eben weil sie seltener sind, als sonst in andern Zeiten und Gegenden. Die Barbaren um uns her zerreissen unsere besten Kräfte, ehe sie zur Bildung kommen können, und nur die feste tiefe Einsicht dieses Schiksaals kann uns retten, dass wir wenigstens nicht in Unwürdigkeit vergehen. Wir müssen das Trefliche aufsuchen, zusammenhalten mit ihm, so viel wir können, uns im Gefühle desselben stärken und heilen und so Kraft gewinnen, das Rohe, Schiefe, Ungestalte nicht blos im Schmerz, sondern als das was es ist, was seinen Karakter, seinen eigenthümlichen Mangel ausmacht, zu erkennen. Übrigens, wenn uns die Menschen nur nicht unmittelbar antasten und stören, so ist es wohl nicht schwer, im Frieden mit ihnen zu leben. Nicht so wohl, dass sie so sind, wie sie sind, sondern dass sie das, was sie sind, für das Einzige halten, und nichts anderes wollen gelten lassen, das ist das Übel. Dem Egoismus, dem Despotismus, der Menschenfeindschaft bin ich feind, sonst werden mir die Menschen immer lieber, weil ich immer mehr im Kleinen und im Grossen ihrer Thätigkeit und ihrer Karaktere gleichen Urkarakter, gleiches Schiksaal sehe. In der That! dieses Weiterstreben, dieses Aufopfern einer gewissen Gegenwart für ein Ungewisses, ein Anderes, ein Besseres und immer Besseres seh' ich als den ursprünglichen Grund von allem, was die Menschen um mich her treiben und thun. Warum leben sie nicht, wie das Wild im Walde, genügsam, beschränkt auf den Boden, die Nahrung, die ihm zunächst liegt, und mit der es, das Wild, von Natur zusammenhängt, wie das Kind mit

der Brust seiner Mutter? da wäre kein Sorgen, keine Mühe, keine Klage, wenig Krankheit, wenig Zwist, da gäb' es keine schlummerlosen Nächte u. s. w. Aber diss wäre dem Menschen so unnatürlich, wie dem Thiere die Künste, die er es lehrt. Das Leben zu fördern, den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen, — zu vervollkommnen, was er vor sich findet, zu idealisiren, das ist überall der eigentümlichste unterscheidendste Trieb des Menschen, und alle seine Künste und Geschäffte, und Fehler und Leiden gehen aus jenem hervor. Warum haben wir Gärten und Felder? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Handel, Schiffahrt, Städte, Staaten, mit allem ihrem Getümmel, und Gutem und Schlimmen? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Wissenschaft, Kunst, Religion? weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Auch wenn sie sich untereinander muthwillig aufreiben, es ist, weil ihnen das Gegenwärtige nicht genügt, weil sie es anders haben wollen, und so werfen sie sich früher ins Grab der Natur, beschleunigen den Gang der Welt.

So gehet das Grösste und Kleinste, das Beste und Schlimmste der Menschen aus Einer Wurzel hervor, und im Ganzen und Grossen ist alles gut und jeder erfüllt auf seine Art, der eine schöner, der andre wilder seine Menschenbestimmung, nemlich die, das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu beschleunigen, zu sondern, zu mischen, zu trennen, zu binden. Man kann wohl sagen, jener ursprüngliche Trieb, der Trieb des Idealisirens oder Beförderns, Verarbeitens, Entwikelns, Vervollkommnens

der Natur belebe jezt die Menschen gröstentheils in ihren Beschäfftigungen nicht mehr, und was sie thun, das thun sie aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Gehorsam gegen das Herkommen, aus der Noth, in die sie ihre Vorväter hineingearbeitet und gekünstelt haben. Aber um so fortzumachen, wie die Vorväter es anfingen, auf dem Wege des Luxus, der Kunst, der Wissenschaft u. s. w., müssen die Nachkömmlinge eben diesen Trieb in sich haben, der die Vorväter beseelte, sie müssen, um zu lernen, organisirt seyn, wie die Meister, nur fühlen die Nachahmenden jenen Trieb schwächer, und er kömmt nur in den Gemüthern der Originale, der Selbstdenker, der Erfinder lebendig zum Vorschein. Du siehest, Lieber, dass ich Dir das Paradoxon aufgestellt habe, dass der Kunst- und Bildungstrieb mit allen seinen Modifikationen und Abarten ein eigentlicher Dienst sey, den die Menschen der Natur erweisen. Aber wir sind schon lange darinn einig, dass alle die irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen. Und eben diesen Weg, den die Menschen gröstentheils blindlings, oft mit Unmuth und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine unedle Art gehn, diesen Weg ihnen zu zeigen, dass sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen, das ist das Geschäfft der Philosophie, der schönen Kunst, der Religion, die selbst auch aus jenem Triebe hervorgehn. Die Philosophie bringt jenen Trieb zum Bewusstseyn, zeigt ihm sein unendliches Object im Ideal, und stärkt und läutert ihn durch dieses. Die schöne Kunst stellt jenem Triebe sein unendliches Object in einem lebendigen Bilde, in

einer dargestellten höheren Welt dar; und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er sie sucht, und schaffen will, d. h. in der Natur, in seiner eigenen, und in der ringsumgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage, wie einen Geist, der entfaltet seyn will, ahnden und glauben.

Philosophie und schöne Kunst und Religion, diese Priesterinnen der Natur, wirken demnach zunächst auf den Menschen, sind zunächst für diesen da, und nur, indem sie seiner reellen Thätigkeit, die unmittelbar auf die Natur wirkt, die edle Richtung und Kraft und Freude geben, wirken auch jene auf die Natur und wirken mittelbar auf sie reell. Auch dieses wirken jene drei, besonders die Religion, dass sich der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Thätigkeit sich hingiebt, den sie, als ein mächtig Triebrad, in ihrer unendlichen Organisation enthält, dass er sich nicht als Meister und Herr derselben dünke und sich in aller seiner Kunst und Thätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge, den er in sich trägt, den er um sich hat, und der ihm Stoff und Kräfte giebt; denn die Kunst und Thätigkeit der Menschen, so viel sie schon gethan hat und thun kann, kann doch Lebendiges nicht hervorbringen, den Urstoff, den sie umwandelt, bearbeitet, nicht selbst erschaffen, sie kann die schaffende Kraft entwikeln, aber die Kraft selbst ist ewig und nicht der Menschenhände Werk.

Soviel über menschliche Thätigkeit und Natur. Ich wollte, ich könnte es Dir so darstellen, wie es mir in der Seele und auch vor Augen liegt, wenn ich um mich

herum die Menschen und jedes seine Welt ansehe, denn es giebt mir grossen Trost und Frieden, versöhnt mich besonders mit der mannigfaltigen menschlichen Geschäfftigkeit, und giebt mir ein tiefes Wohlgefallen an allem Fleisse und tiefere Theilnahme an dem Treiben und an den Leiden der Menschen. Du hast nichts Kleines vor, lieber Bruder! wenn Du die Organisation einer ästhetischen Kirche darstellen willst, und Du darfst Dich nicht wundern, soviel ich einsehe, wenn Dir während der Ausführung Schwierigkeiten aufstossen, die Dir fast unübersteiglich scheinen. Die Bestandtheile des Ideals überhaupt und ihre Verhältnisse philosophisch darstellen, würde schon schwer genug seyn, und die philosophische Darstellung des Ideals aller menschlichen Gesellschaft, der ästhetischen Kirche, dürfte vieleicht in der ganzen Ausführung noch schwerer seyn. Mache Dich nur muthig daran; am Höchsten übt sich die Kraft am Besten, und Du hast in jedem Falle den Gewinn davon, dass es Dir leichter werden wird, alle andre gesellschaftlichen Verhältnisse in dem, was sie sind und seyn können, gründlich einzusehn.

Ich bin so in das Feld unserer Lieblingsgedanken hineingerathen, dass mir keine Zeit mehr übrig bleibt, um auch noch mehr von Dir und mir zu sprechen.

Ich muss ohnediss noch einige Zeit abwarten, um Dir etwas Bestimmteres von mir zu schreiben, und wie ich künftig zu leben gedenke, und wann ich vieleicht zu Euch kommen kann, Ihr Lieben! — O sind das gute Menschen, rief ich, vor Freude weinend, als ich Eure drei Briefe las.

Zum Schlusse will ich Dir noch eine Stelle aus meinem Trauerspiele, dem Tod des Empedokles, abschreiben, damit Du ungefähr sehen kannst, wess Geistes und Tones die Arbeit ist, an der ich gegenwärtig mit langsamer Liebe und Mühe hänge:

O jene Zeit!
⟨Ihr Liebeswonnen, da die Seele mir
Von Göttern, wie Endymion, gewekt,
Die kindlich schlummernde, sich öffnete,
Lebendig sie, die Immerjugendlichen,
Des Lebens grosse Genien empfand.
O schöne Sonne! Menschen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb unsterblich liebend
Mein heilig Herz Unsterblichem entgegen,
Entgegen dir! ich konnte Göttlichers
Nicht finden, stilles Licht! und so wie du
Das Leben nicht an deinem Tage sparst
Und sorgenfrei und froh, du Glükliches!
Der goldnen Fülle dich
Endledigest, so gönnt' auch ich, der Deine,
Die beste Seele gern
Den Sterblichen und furchtlos offen gab
Mein Herz, wie du, der ernsten Erde sich,
Der schiksaalvollen; ach! ihr treu zu bleiben,
Gelobt ich, und in Jünglingsfreude ihr
Mein Leben so zu eignen bis zulezt.
Ich sagt' ihrs oft in trauter Stunde zu,
Band so den theuern Todesbund mit ihr.
Dann rauscht' es anders, denn zuvor, im Hain,

Und zärtlich tönten ihrer Berge Quellen —
Und ihrer Liebe Blumen gab sie mir,
Mit ihren Zweigen
Umschlang sie mir das Haupt. —〉

Lebe nun wohl, lieber Karl. Schreibe mir, sobald es Deine Geschäffte und die Umstände Dir gönnen wollen.

Dein Hölderlin.

AN DIE MUTTER.

Homburg vor der Höhe, d. 18. Jun. 99.

Liebste Mutter!

Hätt' ich auch sonst nichts, was mich erheitern und mein Gemüth zum Danke und zum Glauben stimmen könnte, so wäre ein Herz, wie das Ihrige, diese Güte und Liebe genug. Glauben Sie mir, theure, verehrungswürdige Mutter! Sie sind mir heilig in dieser reinen Theilnahme, und ich müsste ein Mensch ohne Sinn seyn, wenn ich diese nicht zu schäzen wüsste. Nein! der fromme Geist, der zwischen Sohn und Mutter waltet, stirbt zwischen Ihnen und mir nicht aus. O das sind gute Menschen! musst' ich bei mir selber sagen und vor Freude weinen, da ich die drei lieben Briefe las, von Ihnen und von Schwester und Bruder.

Nehmen Sie es nur nicht für Ungedult und Weichlichkeit, die meinen Jahren und meinem Geschlecht so übel ansteht, — wenn ich klagte, von trostlosen Stunden sprach. Es war weniger mein eigenes Laid, was mich den Trost

oft nicht in jeder finden lies, als die Trauer, die mich manchmal überfallen musste in meiner gänzlichen Einsamkeit, wenn ich unsere jezige Welt mir dachte, und an die Seltnen, Guten in ihr, wie sie leiden, eben darum, weil sie besser und treflicher sind. Und diss muss ich wohl zuweilen fühlen, denn diss treibt mich eben zu meiner reinsten Thätigkeit. Es ist mir wunderbar, dass der Mensch nichts weiter bringt, wenn er alles gleichgültig ansieht, und doch auch nichts wirkt und fördert, wenn er sich verkümmert, dass er also, um zu leben und thätig zu seyn, beedes in seiner Brust vereinigen muss, die Trauer und die Hofnung, Heiterkeit und Laid. Und diss ist, wie ich glaube, auch der Sinn des Christen. Und so haben es Sie auch gemeint. Wie herzlich dank' ich Ihnen auch für die lieben Worte von meinem seeligen Vater. Der Gute, Edle! Glauben Sie, ich habe schon manchmal an seine immer-heitre Seele gedacht, und dass ich ihm gleichen möchte. Auch Sie, liebste Mutter! haben mir diesen Hang zur Trauer nicht gegeben, von dem ich mich freilich nicht ganz rein sprechen kann. Ich sehe ziemlich klar über mein ganzes Leben, fast bis in die früheste Jugend zurük, und weiss auch wohl, seit welcher Zeit mein Gemüth sich dahin neigte. Sie werdens kaum mir glauben, aber ich erinnere mich noch zu gut. Da mir mein zweiter Vater starb, dessen Liebe mir so unvergesslich ist, da ich mich mit einem unbegreiflichen Schmerz als Waise fühlte, und Ihre tägliche Trauer und Thränen sah, da stimmte sich meine Seele zum erstenmal zu diesem Ernste, der mich nie ganz verlies und freilich mit den Jahren nur wachsen konnte. Ich habe aber auch

in der Tiefe meines Wesens eine Heiterkeit, einen Glauben, der noch oft in voller wahrer Freude hervorgeht, nur lassen sich zu dieser so leicht nicht Worte finden, wie zum Laide. Es hat mich herzlich gefreut, dass Sie mich noch ermunterten, meiner Jugend mich zu freuen. Ich träume mich gerne etwas jünger, als ich bin, bin auch wohl bei allem Ernste und aller Bedachtsamkeit oft noch ein rechter Knabe, zu gutmüthig manchmal gegen die Menschen, und das hat immer Empfindlichkeit und Misstrauen zur Folge. Trösten Sie sich damit, liebste Mutter, dass ich meine Fehler ehrlich und ernst einsehe, und das bringt doch immer zum Vernünftigern.

Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht zu sagen. Ich habe mit Antiquar Steinkopf in Stutgard den Akkord getroffen, ein Journal herauszugeben, wozu er der Verleger seyn will. Monatlich wird ein Stük geliefert werden, die Aufsäze werden grösstentheils von mir seyn, die übrigen von Schriftstellern, denen zur Seite zu stehen, ich mir zur Ehre rechnen werde. Mein eignes Einkommen mag sich dabei auf 500 fl. jährlich belaufen und so wäre vom nächsten Jahr an auf einige Zeit meine Existenz auf eine honette Art gesichert. Da ich mir schon ziemlich vorgearbeitet habe, so dürfen Sie nicht fürchten, liebste Mutter! dass mich dieses Geschäfft zu sehr belästigen möchte. Steinkopf hat in dem Briefe, worinn er sich geneigt zu diesem Unternehmen äussert, es sich ausgebeten, dass ich ihm zuerst die merkantilischen Bedingungen nennen möchte, und ihm sagen, wie viel ich für die Besorgung des Journals und meine Aufsäze verlange. Ich werde es ausdrüklich mir aus-

bedingen, dass mir wenigstens hundert Gulden mit Anfang des Jahres und so halbjährig bis zum Ende ausbezahlt werden und so glaub' ich, da ich noch auf einige Zeit versehen bin, nicht so leicht in den Fall zu kommen, Ihre Güte misbrauchen zu müssen. Ich will Ihnen im nächsten Briefe noch das Sichere und Bestimmtere über das Journal schreiben. Ich bin so frei, die 100 fl. auf die Art, wie Sie es gutbefunden haben, anzunehmen, und ich werde es im Geiste und in der That niemals vergessen.

Wie sehr es mein Wunsch ist, theure Mutter, Sie und alle die Meinigen einmal wieder zu sehen, werden Sie leicht sich vorstellen, und wenn ich meine Geschäffte und meine kleine Oekonomie nicht zu sehr derangiren müsste, so möchte ich wohl den Herbst auf ein paar Wochen hinauf kommen. Aber ich fürchte fast, es wird mir vorerst an Zeit gebrechen, und Sie werden sich nicht wundern, wenn ich mich eben so strenge hierinn an meine eignen Geseze und Vorsäze binde, als wie wenn ich unter der Disposition eines andern stände. Wenn ich diss nicht thäte, so würde mir meine gegenwärtige Unabhängigkeit eher schaden, als nüzen, und es würde mir am Ende lästig werden, mich in irgend eine Ordnung zu fügen. — Verzeihen Sie, dass ich so mit einmal abbreche, aber es ist schon etwas spät, und ich mag mich bei den kühlen Abenden nicht gern aussezen. Meine Gesundheit ist mir wirklich theurer geworden, weil ich sie so zur ungelegenen Zeit auf eine Weile entbehren musste und sie nothwendig brauche. Tausend herzliche Empfehlungen an die l. Fr. Grossmamma.

Noch diese Woche schreib' ich meiner theuern Schwester. Ich wollte Sie nur nicht länger auf einen Brief warten lassen.

Ihr Friz.

Mögen Sie nur das Geld noch ungefähr einen Monath behalten. Ich will so frei seyn, Ihnen darum zu schreiben, so bald ich vorraussehe, dass ich es in einiger Zeit nötig habe. Jezt gehet das baare Geld wenigstens nicht sicher.

An Neuffer.

Homburg vor der Höhe, d. 3. Jul. 99.

Ich habe nicht ganz Wort gehalten, Lieber! und Du erhältst das Versprochene um eine Woche später, als ich dachte. Ich war genötiget, auf einige Tage zu verreisen, wo ich dann auch unsern braven Jung gesprochen habe, der sich jezt besonders wohl befindet. Er will mir seinen Ossian in das Journal geben. Als Text zum Kommentar mögen einige Stüke vortreflich dienen.
Ich will Dir bei Gelegenheit, wenn es Dich interessiren sollte, einiges über die Methode und Manier sagen, in der ich die Emilie geschrieben habe. Du kannst Dir wohl denken, dass ich bei der Eilfertigkeit, womit ich dabei zu Werke gehen musste, die Dichtart, die ich schon ziemlich lange projectirt habe, nicht so ausdrüken konnte, wie ich es wünschte, und wie es nötig wäre, um die Vortheile fühlbar zu machen, die sie wahrscheinlich hat, besonders bei Stoffen, die nicht eigentlich heroisch sind.

Es ist mir gar nicht um den Schein des Neuen dabei zu thun; aber ich fühle und sehe immer mehr, wie wir zwischen den beiden Extremen, der Regellosigkeit — und der blinden Unterwerfung unter alte Formen und der damit verbundenen Gezwungenheit und falschen Anwendung schwanken. Glaube desswegen nicht, Lieber! dass ich willkührlich mir eine eigene Form vorseze und ausklügle: ich prüfe mein Gefühl, das mich auf dieses oder jenes führt, und frage mich wohl, ob eine Form, die ich wähle, dem Ideal und besonders auch dem Stoffe, den sie behandelt, nicht widerspreche. Freilich kann ich dann im Allgemeinen recht haben, aber in der Ausführung um so leichter in Misstritte gerathen, weil ich nur mir selber folge, und mich an kein sinnlich Muster halten kann. Aber es ist eben keine andere Wahl; so wie wir irgend einen Stoff behandeln, der nur ein wenig modern ist, so müssen wir, nach meiner Überzeugung, die alten klassischen Formen verlassen, die so innig ihrem Stoffe angepasst sind, dass sie für keinen andern taugen. Wir sind es nun freilich gewohnt, dass z. B. eine Liebesgeschichte, die nichts weiter ist als diss, in der Form des Trauerspiels vorgetragen wird, die doch bei den Alten ihrem innern Gange nach und in ihrem heroischen Dialog zu einer eigentlichen Liebesgeschichte gar nicht passt. Behält man den heroischen Dialog bei, so ist es immer, als ob die Liebenden zankten. Verlässt man ihn, so widerspricht der Ton der eigentlichen Form des Trauerspiels, die dann auch freilich überhaupt nicht strenge beibehalten wird, aber desswegen auch ihren eigentümlichen poëtischen Werth und ihre

Bedeutung bei uns verloren hat. Man will aber auch nur rührende erschütternde Stellen und Situationen, um die Bedeutung und den Eindruk des Ganzen bekümmern sich die Verfasser und das Publikum selten. Und so ist die strengste aller poëtischen Formen, die ganz dahin eingerichtet ist, um, ohne irgend einen Schmuk fast in lauter grossen Tönen, wo jeder ein eignes Ganze ist, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und in dieser stolzen Verläugnung alles Accidentellen das Ideal eines lebendigen Ganzen so kurz und zugleich so vollständig und gehaltreich wie möglich, desswegen deutlicher, aber auch ernster als alle andre bekannte poëtische Formen darstellt — die ehrwürdige tragische Form ist zum Mittel herabgewürdiget worden, um gelegenheitlich etwas glänzendes oder zärtliches zu sagen. Was konnte man aber auch mit ihr anfangen, wenn man den Stoff nicht wählte, zu dem sie passte, und mit welchem gepaart sie Sinn und Leben allein behielt. Sie war todt geworden, wie alle andre Formen, wenn sie die lebendige Seele verloren, der sie wie ein organischer Gliederbau dienten, aus der sie sich ursprünglich hervor bildeten, wie z. B. die republikanische Form in unsern Reichsstädten todt und sinnlos geworden ist, weil die Menschen nicht so sind, dass sie ihrer bedürften, um wenig zu sagen.

So wie nun die tragischen Stoffe gemacht sind, um in lauter grossen selbständigen Tönen, harmonisch wechselnd fortzuschreiten, um mit möglichster Ersparniss des Accidentellen ein Ganzes voll kräftiger bedeutender Theile darzustellen, so sind die sentimentalen

Stoffe, z. B. die Liebe ganz dazu geeignet, zwar nicht in grossen und stolzen, vesten Tönen, und mit entscheidender Verläugnung des Accidentellen, aber mit dieser zarten Scheue des Accidentellen, und in tiefen vollen elegisch bedeutenden, und durch das Sehnen und Hoffen, das sie ausdrüken, vielsagenden Tönen harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und das Ideal eines lebendigen Ganzen, zwar nicht mit dieser angestrengten Kraft der Theile, und diesem hinreissenden Fortgang, mit dieser schnellen Kürze, aber geflügelt, wie Psyche und Amor ist, und mit inniger Kürze darzustellen, und nun fragt sich nur, in welcher Form sich dieses am leichtesten und natürlichsten und eigentlichsten bewerkstelligen lässt, so dass der schöne Geist der Liebe seine eigne poëtische Gestalt und Weise hat.

Verzeihe mir, wenn ich Dir mit diesem unbestimmten Räsonnement Langeweile mache. Ich lebe so sehr mit mir allein, dass ich oft jezt gerne in einer müssigen Stunde mit einem unbefangenen Freunde schriftlich mich über Gegenstände unterhalten möchte, die mir nahe liegen, und das macht mich dann, wie Du siehest, geschwäziger, als vieleicht dem andern angenehm ist. Ich habe Dir freilich so gut als nichts gesagt und mehr mit mir selber gesprochen, als zu Dir.

Es freut mich herzlich, wenn Du Dich immer mehr der Poësie hingiebst. Das Zeitalter hat eine so grosse Last von Eindrüken auf uns geworfen, dass wir nur, wie ich täglich mehr fühle, durch eine lange bis ins Alter fortgesezte Thätigkeit und ernste immer neue Versuche, vieleicht dasjenige am Ende produciren können, wozu

uns die Natur zunächst bestimmt hat, und was vieleicht unter andern Umständen früher, aber schwerlich so vollkommen gereift wäre. Wenn uns Pflichten, die uns beeden wahrhaft heilig sind, aufrufen, so bringen wir dann auch der Nothwendigkeit ein schönes Opfer, wenn wir die Liebe zu den Musen verläugnen, wenigstens auf eine Zeit lang.

Es muss Dir einen glüklichen Abend gemacht haben, da Dein Lustspiel aufgeführt wurde, und Du Dich unter den heitern Zuschauern als die erste bewegende Kraft fühltest. Ist es gedrukt und kann ich es wohl in Frankfurt zu kaufen bekommen?

Ich wünsche Deinem Taschenbuche recht viele glükliche Mitarbeiter. Solltest Du mit einer Anzahl von Beyträgen unzufrieden seyn, und lieber noch die Lüke durch mich ausgefüllt sehn, so widme ich Dir gerne noch acht Tage, natürlich nur im Nothfall, sonst wäre diss eine anmaasliche Äusserung von mir. Einige Gedichte von mir schike ich Dir noch nach mit Beyträgen von noch einem jungen Dichter. Die von Bölendorf, die ich Dir hier beilege, sind wohl nicht ohne Interesse für Dein Publikum und Du kannst ja noch eine Auswahl treffen, wenn es Dir gut dünkt.

Sei so gut und sorge dafür, dass die Intervalle, die in dem Manuscript von der Emilie zwischen den Jamben gelassen sind, richtig abgedrukt werden.

Stosse Dich nicht an dem Titel; es thäte ja Noth, mehr Vorreden zu schreiben, als Gedichte, und wenn ich durch ein paar Worte gewissermaassen solch eine Vorrede ersezen kann, und dem Leser bedeuten, dass diss nur ein

Moment aus Emiliens Leben ist, und der Dichter überhaupt alle Biographie so viel möglich in einen Hauptmoment konzentriren muss — warum soll ich es nicht?
So flüchtig ich diesen Versuch geschrieben habe, so darf ich doch sagen, dass ich mir bewusst bin, weniges ohne dramatischen oder allgemeinpoëtischen Grund gesagt zu haben.
Gute Nacht, Lieber! Grüsse mir Herrn Steinkopf! überhaupt meine Freunde und Bekannten in Stutgard, und thue mir den Gefallen, mir auch einiges von ihnen zu schreiben, und schreibe mir bald wieder!

Hölderlin.

An Schiller.

den 5. Juli 1799.

Die Grosmuth, womit Sie mir immer begegneten, Verehrungswürdigster! und die tiefe Ergebenheit gegen Sie, die in mir nur immer reifer wird, können mir allein so viel Zuversicht geben, dass ich Sie mit einer unbescheidnen Bitte beschwere, und ich würde sie gewiss unterlassen, wenn ich mit Gewissheit voraussähe, dass sie Ihnen einen unangenehmen Augenblik machte. Vieleicht verblindet mich mein Wunsch, und die Einsicht, wie wichtig die Erfüllung derselben für mich wäre; ich habe also allen Grund, sie Ihnen zum voraus abzubitten, wenn sie Ihnen wirklich missfällig seyn sollte.
Wäre ich Ihrer Protection so werth, dass ich ihrer nicht bedürfte, so würde ich Sie nicht darum bitten, oder

bedürfte ich ihrer so sehr, dass ich ihrer gar nicht werth wäre, so würde ich Sie auch nicht darum bitten. Aber ich glaube derselben gerade so weit bedürftig und werth zu seyn, dass die Bitte um dieselbe zu entschuldigen ist.

Ich habe im Sinne, die literarischen und poëtischen Versuche, die ich unter den Händen habe, nach und nach in einem humanistischen Journale herauszugeben und fortzusezen, und ich würde es lieber abwarten, ob mir nicht endlich ein Product gelänge, von dessen Werth und Glük ich gewisser seyn könnte, wenn mir die Umstände die ruhige Independenz liessen, die dazu erforderlich wäre. So muss ich Proben geben, die vieleicht mehr etwas versprechen als leisten, und kann vor dem Publikum die Autorität eines bewährten grossen Mannes nicht entbehren, wenn ich nicht verunglüken soll, so viel ich mich und die Zeit kenne.

Ich bin deswegen so frei, Sie um einige wenige Beiträge zu bitten, wenn Sie es nicht gegen Jhre Würde finden sollten, diss Zeichen Ihrer Gunst und Güte mir öffentlich zu geben.

Glauben Sie, Verehrungswürdiger! ich ehre Sie zu wahrhaft, als dass mir diese Unbescheidenheit nicht schwer geworden seyn sollte. Und kann sie nicht gut machen, wie ich wohl denken möchte, dadurch, dass ich nun, da die gefährliche Bitte heraus gesagt ist, freier und unbefangener einmal wieder den Dank ausspreche, den ich Ihnen entgegenbrachte und nicht aussprechen konnte, da ich vor Jahren Sie zum erstenmal sah, und der durch Ihren unvergesslichen Umgang, und indessen durch jedes

Zeichen Ihrer Gegenwart in der Welt nur gründlicher geworden ist.
Giebt es irgend noch ein erreichbares würdiges Ziel für mich in der Zukunft, so kann ich erst dann Ihnen recht danken, denn nur der Dank von dem, der Ihrer in einem Grade werth geworden ist, kann Sie erfreuen, und dann könnt' ich auch wohl meine unbescheidene Bitte rechtfertigen.
Haben Sie die Güte, auch wenn Sie es für gut finden sollten, mein Vorhaben nicht so eklatant zu begünstigen, mir doch zu antworten, es seie so kurz wie es wolle, denn wenn Sie schweigen, so muss ich den Tadel meiner Unbescheidenheit über mich nehmen, und dieser möchte strenger ausfallen, als irgend einer, den Sie gegen mich äussern würden.
Sollte es Ihnen gefallen, so würd' ich Ihnen das Manuscript des ersten Hefts zur Probe zuschiken.
Ich bin mit wahrster Verehrung

der Ihrige M. Hölderlin.

Mein Verleger vereinigt seine Bitte mit mir.
Ich bin so frei, meine Adresse beizusezen: bei Glaser Wagner wohnhaft in Homburg bei Frankfurt.

AN SCHELLING. HOMBURG, IM JULI 1799.

Mein Theurer!

Ich habe indess zu treu und zu ernst an Deiner Sache und an Deinem Ruhme Theil genommen, als dass ich

es mir nicht gönnen sollte, Dich einmal wieder an mein Daseyn zu mahnen.

Wenn ich indessen gegen Dich geschwiegen habe, so war es gröstentheils, weil ich Dir, der mir so viel und immer mehr bedeutete, irgend einmal in einer bedeutenderen Beziehung, oder doch in einem Grade des Werths, der Dich auf eine schiklichere Art an unsere Freundschaft mahnen könnte, entgegenzukommen hoffte.

Nun treibt mich eine Bitte früher zu Dir und Du wirst mich auch in dieser Gestalt nicht verkennen. Ich habe die Einsamkeit, in der ⟨ich⟩ hier seit vorigem Jahre lebe, dahin verwandt, um unzerstreut und mit gesammelten, unabhängigen Kräften vieleicht etwas Reiferes, als bisher geschehen ist, zu Stande zu bringen, und wenn ich schon gröstentheils der Poësie gelebt habe, so liess ⟨mich⟩ doch Nothwendigkeit und Neigung nicht so weit von der Wissenschaft entfernen, dass ich nicht meine Überzeugungen zu grösserer Bestimmtheit und Vollständigkeit auszubilden und sie, so viel möglich, mit der jezigen und vergangenen Welt in Anwendung und Reaction zu sezen gesucht hätte. Grossentheils schränkte sich mein Nachdenken und meine Studien auf das, was ich zunächst trieb, die Poësie ein, insofern sie lebendige Kunst ist und zugleich aus Genie und Erfahrung und Reflexion hervorgeht und idealisch und systematisch und individuell ist. Diss führte mich zum Nachdenken über Bildung und Bildungstrieb überhaupt, über seinen Grund und seine Bestimmung, insofern er idealisch und insofern er thätig bildend ist, und wieder insofern er mit Bewusstseyn seines Grundes und seines eigenen Wesens vom

Ideal aus und insofern er instinktmässig aber doch seiner Materie nach als Kunst und Bildungstrieb wirkt etc., und ich glaubte am Ende meiner Untersuchungen den Gesichtspunct der sogenannten Humanität (insofern auf ihm mehr auf das Vereinigende und Gemeinschaftliche in den Menschennaturen und ihren Richtungen gesehen wird als auf das Unterscheidende, was freilich ebensowenig übersehen ⟨werden darf⟩), fester und umfassender gesezt zu haben, als mir bisher bekannt war. Diese Materialien zusammen veranlassten mich zu dem Entwurf eines humanistischen Journals, das in seinem gewöhnlichen Karakter ausübend poëtisch, dann auch historisch und philosophisch belehrend wäre über Poësie, endlich im Allgemeinen historisch und philosophisch belehrend aus dem Gesichtspuncte der Humanität.

Verzeihe mir diese schwerfällige Vorrede, mein Theurer! aber die Achtung gegen Dich liess mir nicht zu, Dir mein Vorhaben so ex abrupto zu verkündigen und es schien, als wär' ich Dir gewissermassen Rechenschaft schuldig von meinen Beschäfftigungen, besonders da ich leicht fürchten konnte nach meinen bisherigen Producten, dass ich das Zutrauen, das Du ehemals in meine philosophischen und poëtischen Kräfte zu sezen schienst, jezt, da ich Dir hätte die Probe geben sollen, nicht mehr in dem vorigen Grade besize.

Dir, der mit dieser nur zu seltenen Vollständigkeit und Gewandtheit die Natur des Menschen und seiner Elemente durchschaut und umfasst, wird es ein Leichtes seyn, Dich auf meinen beschränkteren Gesichtspunct zu stellen und durch Deinen Nahmen und Deine Theilnahme ein

Geschäfft zu sanctionieren, das dienen soll, die Menschen, ohne Leichtsinn und Synkretismus, einander zu nähern, indem es zwar die einzelnen Kräfte und Richtungen und Beziehungen ihrer Natur weniger strenge behandelt und urgirt, aber doch mit Achtung gegen jede dieser Kräfte und Richtungen und Beziehungen fasslich und fühlbar zu machen sucht, wie sie innig und nothwendig verbunden sind, und wie jede einzelne derselben nur in ihrer Vortreflichkeit und Reinheit betrachtet werden darf, um einzusehen, dass sie einer andern, wenn die nur auch rein ist, nichts weniger als widerspricht, sondern dass jede schon in sich die freie Forderung zu gegenseitiger Wirksamkeit und zu harmonischem Wechsel enthält, und dass die Seele im organischen Bau, die allen Gliedern gemein und jedem eigen ist, kein einziges allein seyn lässt, dass auch die Seele nicht ohne die Organe und die Organe nicht ohne die Seele bestehen können, und dass sie beede, wenn sie abgesondert und hiermit beede aorgisch vorhanden sind, sich zu organisiren streben müssen und den Bildungstrieb in sich voraussezen. Als Metapher durfte ich wohl diss sagen. Es sollte nichts weiter heissen, als dass das stofflose Genie nicht ohne Erfahrung und die seellose Erfahrung nicht ohne Genie bestehen können, sondern dass sie die Nothwendigkeit in sich haben, sich zu bilden und durch Urtheil und Kunst sich zu konstituiren, sich zusammen zu ordnen zu einem belebten, harmonisch wechselnden Ganzen, dass endlich die organisirende Kunst und der Bildungstrieb, aus dem sie hervorgeht, auch nicht bestehen können und nicht einmal denkbar sind ohne ihr inneres Element, die natürliche

Anlage, das Genie, und ohne ihr äusseres, die Erfahrung und das historische Lernen.

Ich wollte Dir nur den allgemeinsten Karakter des Journals, das, was man seinen Geist nennt, ungefähr berühren. Ich werde versuchen, in dem Vortrag und Ton so allgemein fasslich als möglich zu seyn.

Ich hielt es nicht ganz für schiklich, den Plan, den ich mir entwerfen musste, oder auch die Materialien, die ich bereit habe, Dir bestimmter zu nennen, so sehr ich von der andern Seite versucht war, Dir, so viel es sich vor der Sache selber thun lässt, zu bezeugen, dass mein Project nicht ungründlich und leichtsinnig, auch vieleicht mehr zum Glüke gemacht ist, als meine bisherigen Producte, und dass ich, so viel ich Deinen Geist und Sinn kenne und ahne, in der Tendenz wenigstens nicht gegen Dich sündigen werde.

Ich will Deine Antwort, der ich mit Hoffnung entgegensehen werde, und Deine Gesinnungen über die Sache abwarten, um dann ausführlicher, wenn Du mich auffordern solltest, mich über den Geist und die Einrichtung des Journals, so weit ich es vor mir selber entwerfen durfte, und über die möglichen und vorhandenen Materialien desselben gegen Dich zu äussern.

In jedem Falle, Freund meiner Jugend! wirst Du mir verzeihen, dass ich mich mit dem alten Zutrauen an Dich gewandt und den Wunsch geäussert habe, Du möchtest durch Deine Theilnahme und Gesellschaft in dieser Sache meinen Muth mir erhalten, der durch meine Lage und andere Umstände indessen vielfältige Stösse erlitten hat, wie ich Dir wohl gestehen darf. Ich werde

Alles thun, um durch möglichste Reife meiner eigenen Beiträge und durch die gütige Theilnahme verdienstvoller Schriftsteller, mit der ich mir schmeichle, dem Journal den Werth zu geben, dessen es bedarf, wenn Du es vor Deinem Gewissen und dem Publikum sollst verantworten können, dass Du wenigstens Deinen Nahmen und, wenn Du mehr nicht könntest und möchtest, des Jahres einige Beiträge dazu gegeben hättest. —
Antiquar Steinkopf in Stutgard, der sich bereitwillig und verständig gegen mich in der Sache geäussert hat, und der vieleicht eben, weil er ein Anfänger ist, um so beharrlicher und getreuer in seinem Theile sich verhält, verspricht jedem Mitarbeiter sichere Bezahlung, und ich habe es ihm zur Bedingung gemacht, jedem Mitarbeiter wenigstens ein Karolin für den Bogen zu schiken. Wenn ich schon beinahe ganz davon und dafür zu leben gedenke, so glaubt' ich dennoch für meine Person nicht weiter fordern zu dürfen, da ich noch als Schriftsteller so ziemlich ohne Glük bin und meine eingeschränkte Lebensart kein grösseres Einkommen erfordert. Ich habe es aber seiner Dankbarkeit und Klugheit überlassen, bei den Mitarbeitern, in welchem Grade er will, eine Ausnahme zu machen. — Verzeih', dass ich auch davon spreche. Aber da es zur Sache gehört, so mag die Sache die Schuld tragen, dass sie ohne einen solchen Pendant nicht bestehen kann.
Habe die Güte, mein Theurer! mich wenigstens bald mit irgend einer Antwort zu erfreuen, und glaube, dass ich wie immer und immer mehr Dich geachtet habe und achte.

. . . . . Dein Hölderlin.

N. S. Mein Verleger vereinigt seine Bitte ausdrüklich mit der meinigen.
Meine Adresse ist: Bei Glaser Wagner, wohnhaft in Homburg bei Frankfurt.

An die Mutter.

Homburg, den 8. Juli 1799.

Liebste Mutter!

Ihre gütigen Briefe machen mir immer eine Art von Fest, wenn ich sie empfange, und es ist mir jedesmal dabei, als wenn ich nun zu Hausse wäre, bei Ihnen, und Ihre mütterliche Liebe vergegenwärtigt Sie mir und meine liebe Heimath und meine theuern Verwandten so schön, dass mir die Entfernung um vieles erleichtert wird. Wegen meiner Gesundheit können Sie sich nun völlig beruhigen. Ich befinde mich seit geraumer Zeit gänzlich wohl, und ein freudiger Dank für diese gute Gaabe, die wir uns selbst allein nicht geben können, geleitet mich bei meinem Geschäffte und in meinen Ruhestunden.
Das Gedichtchen hätte Sie nicht beunruhigen sollen, theuerste Mutter! Es sollte nichts weiter heissen, als wie sehr ich wünsche einmal eine ruhige Zeit zu haben, um das zu erfüllen, wozu mich die Natur bestimmt zu haben schien. Überhaupt, liebste Mutter! muss ich Sie bitten, nicht alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen. Der Dichter muss, wenn er seine kleine Welt darstellen will, die Schöpfung nachahmen,

wo nicht jedes Einzelne vollkommen ist, und wo Gott reegnen lässt auf Gute und Böse und Gerechte und Ungerechte; er muss oft etwas Unwahres und Widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im Ganzen, worinn es als etwas Vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muss, und so wie der Reegenbogen nur schön ist nach dem Gewitter, so tritt auch im Gedichte das Wahre und Harmonische aus dem Falschen und aus dem Irrtum und Laiden nur desto schöner und erfreulicher hervor. — Ich erkenne es mit herzlichem Dank, edle gute Mutter! dass Sie mich so auf alle Art aufmuntern, und ich verspreche es Ihnen, Ihr Seegen soll nicht ohne Frucht bleiben.

Was die Reise betrift, zu der Sie mich so gütig einladen, so werden Sie aus dem Briefe an die liebe Schwester sehen, wie sehr ich versucht bin, von Ihrer gütigen Erlaubniss Gebrauch zu machen, und inwieweit mir es möglich seyn wird, diesen Wunsch mir zu erfüllen.

Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich genau zu erkundigen, auf welchem Wege Sie mir das Geld ganz sicher zustellen können, ich bitte Sie also meinen nächsten Brief noch abzuwarten, eh Sie es absenden. Eines Weiteren bin ich vor der Hand nicht benöthigt, auch wenn ich wirklich es sonst möglich machen könnte, zu Ihnen auf einige Wochen hinaufzureisen auf den Herbst. Nehmen Sie nochmal meinen erkenntlichsten Dank dafür! Mich hat es unendlich gefreut, dass Sie mir geschrieben haben, Sie könnten jezt in so mancher Rüksicht ohne Sorge und in Ruhe seyn!

Meine Unpässlichkeit soll Sie nur ja keiner Freude stören, die Ihnen in Ihrem Alter, da Sie so viel für uns gethan, und so manches im Leben gelitten haben, so sehr zu gönnen ist. Ich bin jezt ja gesund, liebe theilnehmende Mutter! und kann hoffen, es um so eher zu bleiben, da ich so ruhig und ohne übermässige Anstrengung und gewaltsame Unterbrechung eine Weile leben darf. Geben Sie meinem Karl auch in meinem Nahmen die Hand, wenn er zu Ihnen kömmt! Viele Empfehlungen an unsere lieben Verwandten! Wie gerne würde ich an der Freude theilnehmen, die Ihre lieben Gäste bei Ihnen haben werden, aber die neuesten Zurüstungen zu dem Journal, die ich gar nicht aufschieben darf, um bald der Sache ganz gewiss zu seyn, lassen mich jezt nicht wohl abkommen.

Tausend Empfehlungen an die liebe Frau Grosmamma.

Ich bin wie immer

Ihr dankergebener Sohn Hölderlin.

An die Schwester. Homburg im Juli 1799.

Theure Schwester!

Ich würde mir es nicht verzeihen, dass ich mit dem Danke für Deinen lezten lieben Brief so lange gezögert habe, wenn ich nicht indess so viele andre Briefe zu schreiben gehabt hätte, die ich unmöglich aufschieben konnte, ohne mich in Verlegenheit zu sezen. Es ist auch nicht sowohl die Zeit, die mir gebrach, denn eine Stunde

findet sich doch leicht, aber es wird mir nicht leicht, wenn ich mich in einem Tone beschäfftigen musste, der zwischen uns beiden fremd ist, (so sehr es oft für mich Bedürfniss ist,) zu der Stimmung zurükzukehren, in der ich gerne an Dich schreibe, und brüderlichere Worte zu finden, als die sind, worinn man sich schiklicher weise mit denen unterhalten kann die uns weniger vertraut sind.

Es ist für mich unendlich erfreulich, dass die schöne Theilnahme zwischen uns beeden sich doch immer gleich bleibt, und dass wir immer noch die vorigen für einander sind und ich glaube auch, dass sich aus unserer Jugend nichts leicht so lebendig dauernd erhält, als die Liebe zwischen Geschwistern und Verwandten, und halte mich so gerne daran, als einen theuren Überrest meiner vergangnen Zeit, wenn ich fühle, dass jezt in mir und um mich so manches anders ist, als ehemals. So sehr mich mein Gemüth auch vorwärts treibt, so kann ich es doch nicht verläugnen, oft mit Dank und oft mit Sehnsucht an die Jugendtage zu denken, wo man noch mehr mit seinem Herzen, als mit dem Verstande leben darf, und sich und die Welt noch zu schön fühlt, als um seine Befriedigung fast allein im Geschäfft und im Fleisse suchen zu müssen.

Aber ich denke, wenn ich fühle, dass man nicht immer jung seyn kann, und denk' es oft gerne, dass alles seine Zeit hat, und dass der Sommer im Grunde so schön ist, wie der Frühling, oder vielmehr dass weder der eine, noch der andere ganz schön ist, und dass die Schönheit mehr in allen Lebenszeiten zusammen, so wie sie auf

einander folgen, besteht, als in einer einzigen. Und wie mit den Lebenszeiten, so ist es auch mit den Tagen. Keiner ist uns genug, keiner ist ganz schön, und jeder hat, wo nicht seine Plage, so doch seine Unvollkommenheit, aber rechne sie zusammen, so kommt eine Summe von Freude und Leben heraus. — Theuerste! ich habe Deinen Brief eben wieder durchlesen und schäme mich jezt fast, Dir auf Deine gütigen Herzensworte indessen so etwas Allgemeines vorräsonnirt zu haben.
Kann ich irgend mein jeziges Geschäfft so weit in Gang bringen, dass ich auf den Herbst einige Wochen entbehren kann und find' ich eine schikliche Auskunft, um wieder in meinen hiesigen Aufenthalt zurükzukehren, ohne dass es irgendwo im Vaterland auf eine bedeutende Weise auffällt, so will ich mir es wohl auch gönnen, Gute! in Deiner und Deines lieben Manns Gesellschaft und bei Deinen Kindern, und unsern andern theuern Verwandten wieder einmal zu ruhn und zu leben.
Könnt' ich nur auch so viel Freude bringen, als ich empfangen werde! Aber was heisst das? Wir sind noch die Alten und sehn uns wieder. Das ist genug. Und Du erlaubst mir in Deiner glüklichen Haushaltung zu leben, als gehört' ich auch dazu. — Wenn und wo werd' ich denn Dich einmal zu mir zu Gaste bitten, Liebe? für mich hab' ich, was meine Wirthschaft betrifft, genug. Ein paar hübsche kleine Zimmer, wovon ich mir das eine, wo ich wohne, mit den Karten der 4 Welttheile dekorirt habe, einen eigenen grossen Tisch im Speissaal der auch zugleich Schlafzimmer ist, und eine Kommode daselbst und hier im Kabinet ⟨einen⟩ Schreibtisch,

wo die Kasse verwahrt ist, und wieder einen Tisch, wo die Bücher und Papiere liegen, und noch ein kleines Tischchen am Fenster, an den Bäumen, wo ich eigentlich zu Hausse bin, und mein Wesen treibe, und Stühle hab' ich auch für ein paar gute Freunde, Kleider die Fülle von Frankfurt her, wohlfeile Kost, die doch gesund ist, einen Garten am Hausse, wo der Hausherr mir die Laube vergönnt, schöne Spaziergänge in der Nähe, und mit den Ausgaben geht es seine einfache Ordnung, und nächstens bin ich vieleicht mein eigener Herr mit 500 fl. jährlichem Einkommen, worüber ich Dir das nächstemal das weitere schreiben will. Das wäre auf eine Weile genug. Und wer weiss, wie weit ich über kurz oder lang ins Bücherschreiben hineingerathe und Glük mache, dann werd' ich mich erst glänzend etabliren und Dich einmal zu Gaste bitten.

Beste! Verzeih mir das Gewäsche! Ich bin auch so Einer in meinem Wesen, von dem man schiklicher weise nur halb im Scherze, halb im Ernste sprechen kann. Ich verspreche Dir übrigens niemals leichtsinnig in den Tag hinein zu leben, und jedes bürgerliche Verhältniss, das sich anbieten sollte, wenn es zu mir passt, und ich zu ihm passe mit Freuden anzunehmen und mich in ihm festzusezen. So lange hab ich ja wohl noch Frist, als ich ohnediss ohne eigenen Heerd und ohne ein eigentliches Amt leben müsste und unserer guten Mutter nicht ganz beschwerlich falle.

Ich kam sehr ungerne daran, da diese gütige Mutter während meiner Universitätsjahre soviel für mich gethan hat, ihr gestehen zu müssen, dass ich für dieses Jahr

mit dem, was ich von Frankfurt brachte, nicht ganz ausreichte, wie ich dachte, da ich meine Maladie, und die fast vierteljährige Veränderung meiner Kost, zu der sie mich nöthigte, auch den harten Winter, und einige andere Ausgaben nicht voraussehn konnte. Ich habe mirs aber ausdrüklich und mit wiederholtem Ernste ausbedungen, die 100 fl., die sie mir schiken will, und alles übrige, um das ich sie vieleicht im Nothfall noch bitten möchte, ja nicht unbemerkt zu lassen, und mich nur vor der Zeit, so viel es die Umstände erfordern, auf diese Art auszusteuern. Ich betracht' es übrigens immerhin als Grosmuth von dieser guten Mutter und meinen theuren Verwandten, dass sie mit diesem Zutrauen meine Lage begünstigen, besonders da unser lieber Karl in mancher Rüksicht eher jezt einen Anspruch auf die Unterstüzung der Mutter zu machen hat, als ich.

Ich geniesse jezt einer fortdauernden Gesundheit und kann desswegen heiter und thätiger und ruhiger seyn, und Du wirst es mir nicht misdeuten, Beste, wenn ich Dir eben dadurch gestehe, wie sehr mein Gemüth und meine Geisteskräfte von meinem Körper abhiengen. Aber eben das machte die Maladie in dem Grade mir unangenehm, dass sie natürlicherweise so sehr mit dem Gemüthe zusammenhieng, dass der kleinste unangenehme Gedanke sie mir oft plözlich erneuerte, und sie hinwiederum den Kopf mir schwächte und unfähig machte. Mein Wille und meine Gedult konnte nur so weit reichen, dass ich nicht mürrisch wurde, und niemand beschwerlich fiel. Verzeih, dass ich Dir nochmal davon gesprochen habe. . . . . .

Die Luft ist hier am Gebirge um ein ziemliches rauher, als in Frankfurt oder bei uns droben. Das ist das einzige, was ich gegen die Gegend und den Ort einzuwenden habe. Verzeih es mir der Himmel! und der Sommer ist nun auch um so angenehmer.

Du siehst, ich werde fast zu zärtlich, indess ich das zärtliche Schwesterherz unterhalte. Aber das schadet nichts, so lang ich nur auch noch etwas anders, als diss bin. Ich sag' es oft zu einem wilden Freunde, den ich um mich habe; wir müssen fest und treu und unerbittlich in dem seyn, was wir für wahr und gut erkennen, aber einzig und allein von Stahl und Eisen zu seyn, stehet uns nicht an, besonders bedanken sich die Poëten dafür.

Jeder Mensch hat doch seine Freude, und wer kann sie ganz verschmähen? die meine ist nun das schöne Wetter, die heitre Sonne und die grüne Erde und ich kann diese Freude mir nicht tadeln, sie heisse wie sie will, ich habe nun einmal keine andre in der Nähe, und hätt' ich noch eine andre, so würd ich diese niemals doch verlassen und vergessen, denn sie nimmt niemand nichts, und altert nicht, und der Geist findet so viel Bedeutung in ihr; und wenn ich einmal ein Knabe mit grauen Haaren bin, so soll der Frühling und der Morgen und das Abendlicht mich Tag für Tag ein wenig noch verjüngen, bis ich das lezte fühle und mich ins Freie seze und von da aus weggehe — zur ewigen Jugend.

Grüsse Deine lieben Kinder. Du hattest so recht, Theuerste! sie wären ächte Tröster für mich, wenn ich ein sauer Gesicht machte und mich anstellte, als wäre nichts als

Noth und Zwist und Frost und Unrecht in der Welt, als lebte das Leben nicht, und als hätt' ich und andre Lebendigen kein Herz und keine Seele.
Leb wohl, theuerste! Grüsse mir Deinen verehrungswürdigen Gatten und sag ihm, wie ich oft im Geiste mit ihm lebe und ihn achte. Wie immer

Dein Bruder Hölderlin.

An Neuffer. Wohl im Juli 1799.

Ich schike Dir hier einige Gedichte, lieber Neuffer! Ich wünsche, dass sie Dir nicht unangenehm seyn mögen. Da ich die Arbeit, die ich gegenwärtig unter den Händen habe, nicht wohl auf lange unterbrechen kann, so gab' ich Dir eben, was ich da liegen hatte, und für das Taschenbuch nicht ganz unbrauchbar schäzte. Wenn einige derselben vieleicht zu wenig populär sind, so taugen sie vieleicht für ernstere Leser, und versöhnen diese, die laider! oft ebenso aufgelegt sind unsere gefälligere Producte zu verdammen, als der entgegengesezte Geschmak es sich zum Geschäffte macht, alles wegzuwerfen, was nicht pur amüsant ist. Überdiss schik' ich ja noch eine Erzählung, sobald ich weiss, dass das Project mit dem Journale nicht fehlschlägt. Du siehest selbst, dass ich im entgegengesezten Falle so ziemlich genöthiget wäre, meine Zeit und meine Producte zu einem andern Plane zu sparen.
Empfiehl mich unserem Freunde Steinkopf. In jedem Falle wird es mich freuen, durch mein Project mit diesem

edeln Manne bekannter geworden zu seyn. Dank ihm für seinen lezten freundschaftlichen Brief; ich würd' ihn eben izt auch beantworten; da ich aber den Brief an Matthison, den ich einschliessen soll, noch nicht geschrieben, so muss ich es auf den nächsten Posttag verschieben.

Ich freue mich die kleine Epopee, die Du unter den Händen hast, bald vieleicht zu Gesicht zu bekommen.

Mit Landauer war ich vergnügt. Grüss ihn und dank ihm für seine Freundschaft in meinem Nahmen noch einmal.

Magst Du in einer müssigen Stunde mir bald wieder etwas schreiben, das mich erheitern kann, so wird es nicht umsonst seyn; ein froher Augenblik ist mir so wohlthätig zum Geschäffte.

Grüsse mir alle meine Freunde, und bitte sie, manchmal an mich zu denken. Ich wollte Dich schon einigemal fragen, ob das Gedicht „kennst Du die Hand" etc., das ich im Taschenbuche von diesem Jahr gelesen habe, von Bilfinger ist. Es ist gewiss nicht ohne Geschmak und poëtische Anlage.

Nun, gute Nacht, Lieber! Empfiehl mich besonders Deinem edlen Freunde, mit dem Du den Tacitus liesest. Die Stunde ist mir unvergesslich, die ich in seiner Gesellschaft in Frankfurt zugebracht habe.

Hölderlin.

Ich hab' es versucht, in Eines von Emerichs Gedichten etwas mehr Einfachheit und Harmonie zu bringen. Seine Gedichte enthalten, wie Du finden wirst, zum Theil

trefliche Gedanken. Aber auf der einen Seite wechseln die Töne nicht genug, auf der andern stimmen sie nicht genug zu einem karakteristischen Ganzen zusammen, und das ist ihm wohl zu vergeben, denn es ist mehr oder weniger das Schiksaal nahmhafter Dichter unserer Zeit gewesen. Wenn die Fülle von Kraft und Stoff, die ihm, so viel ich ihn kenne, nicht abzusprechen ist, sich einmal organisirt, so kann ein treflicher Dichter aus ihm werden. Bölendorf ist ein reisender Kurländer, der sich einige Zeit hier aufhielt, jezt aber in die Gegend von Jena abgereist ist, um dort mit den grossen Schriftstellern nähere Bekantschaft zu machen.
Mit den andern Gedichten von Emerich kannst Du ja die nöthigen Veränderungen noch vornehmen.

An die Mutter.

Homburg, d. 27. August 99.

Liebste Mutter!

Es sind nun schon wieder zehn Tage vorbei, dass ich auf einen Brief von Ihnen warte, und immer umsonst. Diss ist der vierte seit Anfang des Julius, den ich schreibe, ohne dass ich auf einen hätte Nachricht von Ihnen erhalten. Ich suche alle mögliche Ursachen auf, um mir dieses gänzliche lange Stillschweigen der l. Meinigen zu enträthseln; Aber ich finde keine, die mir es ganz erklärte, wenn anders nicht Ihre und meine Briefe verloren gegangen sind. Ich habe aber von Stutgard indess

andre Briefe erhalten, auch Sinklair; und ich muss desswegen denken, dass die Posten doch sicher gehn.
Darf ich Sie bitten, liebste Mutter! mir das Geld jezt zu schiken; ich habe nicht darauf gerechnet, dass unsre Korrespondenz würde 2 Monathe unterbrochen bleiben, sonst hätt' ich mich darauf eingerichtet, das Geld länger entbehren zu können; Ich habe meinen Hauszins voraus bezahlt auf dieses Vierteljahr, auch sonst Ausgaben gemacht, die ich hätte noch aufschieben können, und so bin ich wirklich in einiger Verlegenheit, wenn es noch eine Weile anstehen sollte, bis ich das Geld von Ihnen erhalte.
Vor allem aber bitte ich Sie, so gewiss ich Ihrer bisherigen Güte täglich würdiger zu werden suche, mich doch nicht länger in dieser Unruhe über Ihr Befinden zu lassen, die mich wirklich mit den Kräften, die mir nöthig sind, mein Tagesgeschäfft treiben lässt.
Ich habe schon manchmal nach Verlauf einer Woche von Ihnen Antwort auf meinen Brief erhalten, und wenn Sie diesen Brief erhalten, und ich muss noch länger als anderthalb Wochen umsonst auf Antwort warten, so weiss ⟨ich⟩ wirklich nicht, wie ich mir aus dieser täglichen Unruhe heraushelfen soll. Ich habe auch dringend an den l. Karl geschrieben, dass er mir doch Nachricht geben möchte von Ihnen, im Fall Sie diesen Brief auch nicht bekämen. Wenn Sie nur wohl sind!
Wie immer

Ihr getreuer Sohn Friz.

An die Mutter. Homburg, d. 3. Sept. 99.

Tausend Dank, theuerste Mutter! für die Freude, die mir Ihr lieber Brief gemacht hat, da ich nun doch wieder Nachricht von den l. Meinigen habe und in der Ungewissheit wegen Ihrer, liebste Mutter, nicht mehr leben muss.

Ich glaube nach allem, was ich von dem Gange der Post verstehe und nach den Erkundigungen, die ich diesen Abend bei dem hiesigen Postmeister eingezogen habe, dass wir wegen des Gelds so ziemlich ruhig seyn können. Es ist nemlich sehr möglich, dass der Postwagen seit dem 20. August noch gar nicht in Frankfurt angekommen ist, und dass er indessen irgendwo unterwegs geblieben ist, vieleicht in Heidelberg. Nur, denk' ich, muss der Postmeister in Stutgard durch die Briefpost Nachricht von dem Postwagen erhalten haben, es wird ihm also nicht unmöglich seyn, Ihnen Nachricht zu geben, wo das Geld liegt.

Sie können wohl die Anfrage machen, vorerst ohne dass diese Anfrage schon wie die Forderung um Rechenschaft aussieht; Ich werde mich morgen in Frankfurt erkundigen, durch meinen Hausherrn, der dahingeht, ob der Postwagen seit dem 20. August schon einmal in Frankfurt angekommen ist, worin ich aber zweifle. In jedem Falle, will ich Ihnen morgen oder übermorgen wieder schreiben, auch aus dem Grunde, dass Sie um so sicherer wenigstens einen Brief von mir erhalten, und da ich Ihnen vieleicht im nächsten Briefe etwas näheres über die Sache schreiben kann, so bitte ich, noch einige

Tage mit dem Briefe an den Postmeister in Stutgard zu warten. Der Postschein gilt ein ganzes Vierteljahr lang und ich höre, dass er Sie sicher entschädigen müsste, wenn das Geld verloren gienge. Es kann auch gar nicht fehlen, dass er nicht erfährt, wo und durch wen es verloren gegangen ist; aber ich bin ziemlich ohne Sorge über diese Möglichkeit.

Ich danke Ihnen indessen herzlich, liebste Mutter, für diese gütige Unterstüzung und ich hoffe, dass Sie so bald nicht mehr durch mich in eine solche beträchtliche Ausgabe gesezt werden. Ich kann mir wohl denken, wie wenig Ihnen bei den izigen Umständen entbehrlich ist. Bis izt habe ich meine gewönliche Lebensart noch nicht einzuschränken gebraucht und ich hoffe mit der ansehnlichen Summe, die Sie mir zugeschikt haben, so lange auszureichen, bis sich eine Aussicht auf ein sicheres Auskommen für mich findet.

Mit der Herausgabe meines Journals ist es noch immer nicht entschieden. Schiller schrieb mir neulich, dass er mir zu einer solchen Beschäfftigung, die meinen Arbeiten gar zu viel Abhängigkeit geben würde, nicht ganze rathe, ich möchte ihm aber etwas Bestimmtes von meiner Lage schreiben, vieleicht könne er mir etwas vorschlagen, was mehr meinem Wunsche gemäss wäre. So viel über meine Lage, liebe, theure Mutter — Sinklair, der diesen Abend bei mir war, dankt Ihnen herzlich für das gegen ihn geäusserte Zutrauen; ich kann sicher im Nothfall auf ihn rechnen; — auch hat mein braver Hausherr, wie er hörte, dass mir Geld ausgeblieben sei, sich gleich von freien Stüken erboten, mir auszuhelfen,

wenn ich seiner benöthiget wäre. Die guten Leute sorgen äusserst redlich für mich und sind mir ohne Eigennuz ergeben.
Wie sehr bedaure ich den guten H. Schwager, und meine theure Schwester! So musste doch meine Sorge nicht ganz ungegründet seyn! ich hoffe für den edlen Mann und meine Schwester und für uns alle.

Ihr Friz.

Ich hoffe liebste Mutter, dass Sie in Nürtingen es so ziemlich ruhig behalten werden. Nur die Lage von Blaubeuren beunruhiget mich ein wenig. Aber ists doch bisher immer noch gut gegangen. Bei uns in Homburg und der Gegend ist es ganz ruhig.

AN DIE MUTTER.

Homburg, am 4. Sept. 99.

Liebste Mutter!

Eben habe ich das Geld und Ihren schäzbaren Brief vom 15. Aug. erhalten. Diese gütige Hülfe, und der Mutterseegen, womit sie begleitet ist, wird wohl nicht ohne Früchte seyn; und ich kann Ihnen keinen bessern Dank sagen, als dass ich das Empfangene dazu verwenden werde, um noch einige Zeit in täglichem Fleisse zu leben, besonders dem Werke, das ich unter den Händen habe, noch alle Vollkommenheit zu geben, die in meinen Kräften liegt; und kann ich auch für dissmal nicht die

Aufmerksamkeit meines deutschen Vaterlands so weit verdienen, dass die Menschen nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen, so will ich es, so Gott will! in Zukunft noch dahin bringen. Denn das ist doch eigentlich das einzige, auch der süsseste Gewinn für alle Verläugnung und alle die liebe Mühe, ohne die der Schriftsteller nichts werden kann, dass er sich und den Nahmen der Seinigen unter sein Volk und unter die Nachwelt bringt. Und das sind keine Worte, theure Mutter!
Sorgen Sie nur auch für meine Gesundheit nicht! Ich weiss es wohl, der Geist nimmt dem Körper Kräfte, aber er giebt sie ihm auch, und eine einzige Stunde, wo man mit Zufriedenheit nach der Arbeit ausruht, ersezt vieleicht eine Woche, wo es einem etwas sauer werden musste. Überdiss bin ich jezt besonders gesund, und danke es dem gütigen Himmel, der mir meine Jugendkräfte unter manchem Laide bis hieher so weit noch erhalten hat.
Wäre nur meine gute Schwester ausser Sorge und ihr lieber Mann gesund! Oder könnte ich nur denken, dass es nicht gefährlich ist! Schreiben Sie doch Ihm und Ihr von meiner herzlichen Theilnahme. Dürft' ich hoffen, dass Worte von mir den edlen Mann etwas erheitern könnten, so würd' ich gerne diese Tage ihm recht viel schreiben. Ich habe ohnediss schon manchmal dieses in Gedanken gethan.
Sie haben wohl recht, dass ein paar brüderliche Worte von unsrem Karl schon genug sind, um mir Freude zu machen. So sehr mich jeder Fortschritt seiner Geistesbildung und jede seiner Überzeugungen und Kenntnisse interessirt, so ehr ich doch das Herz, und meines Bruders

Herz zu sehr, als dass mir nicht genügen könnte, was aus diesem kommt. Er wird schon aber etwas öfter ans Briefschreiben kommen, wenn er etwas älter geworden ist, dieser karge Briefschreiber. Sie wissen auch wohl, wie ichs sonst damit hielt. Ohne unzärtlich gegen die Seinigen zu seyn, ist man doch in seinen schönen Jahren etwas mehr sich selbst genug. Aber wenn man eine Weile in der kalten Welt hin und her gelebt hat, dann wird man erst einer so treuen Theilnahme, die zwischen Eltern und Kindern und Geschwistern ist, recht bedürftig. Wenigstens ist diss meine Erfahrung.

Es freut mich, dass die gute Lebret einen so guten Mann sich wählte, wie Ostertag ist. Sie wird glüklicher mit ihm seyn, als sie es mit mir geworden wäre. Wir taugten nicht recht zusammen, und es ist das traurige bei solchen jugendlichen Bekantschaften, dass man sich erst kennen lernt, wenn man sich schon gegenseitig attachirt hat. So sehr ich diss bei meinem lezten Aufenthalt in Wirtemberg fühlte, so war ich doch, wie Sie selber wissen, fest gesonnen, nicht leichtsinnig abzubrechen. Aber sie sah es selbst ein, sie musste sich auch wohl erinnern, dass sie mir noch in Tübingen Beweise genug gegeben hatte, dass sie sich in mein Wesen nicht recht zu finden wusste, und dass wir beede schon damals mehr aus einer gegenseitigen Gefälligkeit, als aus wahrer Harmonie die Bekantschaft fortsezten. Überdiss wollte es sich nicht recht zu meinem Lebensplan und zu den Umständen, unter denen wir leben, schiken, dass ich so frühe Bräutigam seyn sollte. So wie ich jezt mich und unsere Zeit kenne,

halte ich es für Nothwendigkeit, auf solches Glük, wer weiss wie lange, Verzicht zu thun, und ich weiss aus Erfahrung, dass man auch ein Hagestolzenleben mit Würde führen kann. Wenn ich auch Pfarrer würde, so würde ich, wenn es anders nicht gegen Ihre Wünsche wäre, lieber noch unverheurathet leben, und wenn Sie sich zur Hausmutter entschliessen könnten, oder ich doch in Ihrer Nähe lebte, so wäre diss mir genug. —
Ich hoffe, liebste Mutter! dass der Krieg Sie und die lieben Unsrigen wenigstens nicht in der Nähe beunruhigen wird. Wie unser liebes Land unter Abgaben u. s. w. leiden muss, weiss ich freilich nur zu gut, und ich denke jedesmal auch an Sie dabei, denn wenn schon Ihr Einkommen so gering nicht ist, so hält es doch immer schwer, blos von Zinsen des Kapitals neben den Haushaltungskosten noch so viel andere Ausgaben zu bestreiten, und es ist ein trauriger Trost, dass jezt die halbe Welt auf diese und noch andere Art leidet. Ich hoffe den Frieden von Herzen, und halte ihn auch aus den allgemeinsten Gründen für nöthig und heilsam und von unabsehlicher Wichtigkeit. Vieleicht ist er auch so entfernt nicht, als es scheint. Doch ist diss eben eine Vermuthung von mir. — Unter den jezigen Umständen wird es freilich nicht rathsam seyn, eine Reise nach Wirtemberg zu machen. Wie sehr es mein Wunsch ist, Sie, liebste Mutter und die lieben Unsrigen nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen, können Sie sich wohl denken. Vieleicht finden sich aber bald günstigere Zeiten. Noch muss ich Ihnen sagen, dass Sie, so viel ich mir denken kann, sich keine Unruhe wegen des Konsistoriums

machen dürfen. Man weiss wahrscheinlich, dass ich hier privatisire, und ist so billig, mich ruhig zu lassen, weil man doch erfahren kann, dass ich meine Zeit nicht verschwende. Der l. Fr. Grosmamma tausend Empfehlungen.

Ihr Friz.

An Schiller. Homburg im September 1799.

Ich kann Ihnen den Dank nicht ausdrüken, Verehrungswürdigster, für die Grosmuth, womit Sie mir meine unschikliche Bitte beantwortet haben, und ich darf Sie versichern, dass die gütigen Worte, womit Sie mich erfreuten, so gut reeller Gewinn für mich sind, als irgend eine andere Hülfe, die ich wünschen konnte. Der Seegen eines grossen Mannes ist für die, die ihn erkennen oder ahnden, die beste Hülfe, wenigstens bedurft' ich diese von Ihnen am ersten. Ich habe seit langer Zeit darinn gefehlt, dass ich Ihren Umgang, Ihre gütige Theilnahme immer erst verdienen wollte; ich entzog mich desswegen Ihrer Gegenwart und behielt mir es vor, mich Ihnen einmal zu nähern, wenn ich gerechteren Anspruch auf die Aufmerksamkeit machen könnte, deren Sie mich würdigten, und habe mich durch diesen falschen Stolz um den wohlthätigen Einfluss ihrer Belehrung und Aufmunterung gebracht, deren ich weniger als andre entbehren konnte, weil mein Muth und meine Überzeugungen nur zu leicht durch ungünstige Einwirkungen des gewöhnlichen Lebens geirrt und geschwächt werden.

Den schäzbaren Rath, den Sie mir schon vor einiger Zeit gegeben, und in Ihrem lezten Briefe wiederhohlt haben, liess ich mir nicht ganz umsonst gesagt seyn, und suche mich alles Ernsts in dem Tone vorzüglich auszubilden, ohne kapricios zu seyn, der meiner natürlichen ungestörtesten Sinnesart am nächsten zu liegen schien, und ich habe es mir zur Maxime gemacht, erst in irgend ⟨einer⟩ Art des Dichtens vest zu werden, und Karakter zu gewinnen, ehe ich nach einer Gewandtheit strebe, die nur dessen Eigentum seyn kann, der einmal einen sicheren Standpunkt gewonnen hat. Ich glaubte jenen Ton, den ich mir vorzüglich zu eigen zu machen wünschte, am vollständigsten und natürlichsten in der tragischen Form exequiren zu können, und habe mich an ein Trauerspiel, den Tod des Empedokles, gemacht, und eben diesem Versuche habe ich die meiste Zeit meines hiesigen Aufenthalts gewiedmet. — Ich gestehe Ihnen, dass ich nicht ohne Beschämung dieses Geständniss thun kann, und Ihnen am wenigsten, so ist mir, seit ich die tragische Schönheit etwas gründlicher erkenne, um nur Eines zu nennen, die Composition der Räuber in ihrem Wesentlichen, und besonders die Scene an der Donau, als Mitte des Gedichts, so gross und tief und ewigwahr erschienen, dass ich schon diese Erkenntniss für verdienstlich hielt, und mir längst die Erlaubniss von Ihnen erbitten wollte, meine Gedanken einmal schriftlich auszuführen — und damit haben Sie einst angefangen — edler Meister! — Ihren Fiesko habe ich auch studirt und gerade auch wieder den innern Bau, die ganze lebendige Gestalt, nach meiner Einsicht das Unvergänglichste des Werks, noch

mehr als die grossen und doch so wahren Karaktere und glänzenden Situationen und magischen Maskenspiele der Sprache bewundert. Die Übrigen stehen mir noch bevor, und es wird mir wohl nicht leichter werden, den Karlos mit Verstand zu lesen, da er lange Zeit die Zauberwolke war, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, dass ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab. Vergeben Sie, Verehrungswürdiger! wenn Sie diese Äusserungen, die wenigstens recht buchstäblich wahr sind, nicht ganz schiklich finden sollten. Aber ich müsste nur ganz gegen Sie schweigen, oder mich sehr allgemein gegen Sie äussern, was ich auch gerne gewöhnlich gegen Sie beobachte, wenn ich ⟨mir⟩ zuweilen eine Ausnahme gönnen darf. Sie erlauben mir Ihnen von meiner Lage etwas Genaueres zu sagen. Sie ist so, dass ich ohne ziemliche Inconvenienz wohl nicht mehr länger als einige Monathe sie fortsezen kann. Ich hatte durch meine kleinen schriftstellerischen Arbeiten und durch das Hofmeisterleben so viel Reichtum gewonnen, dass ich hoffen konnte, wenigstens so lange unabhängig zu leben, bis ich mein Trauerspiel zu einiger Reife gebracht hätte. Aber eine Kränklichkeit, die beinahe den ganzen Winter und noch einen Theil des Sommers dauerte, nöthigte mich einestheils meine frugale Lebensart zu ändern, anderntheils benahm sie mir auch von meiner Zeit und meinen Kräften mehr, als dem Plane gemäss war. — — — — — — — — — — — —

An Diotima. Homburg um Ostern 1799.

Hier unsern Hyperion, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Tage Dir doch geben. Verzeih mirs, dass Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehmals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, nothwendig. Liebste! alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hie und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschikter er sich ausdrükt. Hätte ich mich zu Deinen Füssen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wär' es schnell geworden, wonach in allem Laide mein Herz sich in Träumen und am hellen Tage, und oft mit schweigender Verzweiflung sehnt. — Es ist wohl der Thränen alle werth, die wir seit Jahren geweint, dass wir die Freude nicht haben sollten, die wir uns geben können, aber es ist himmelschreiend, wenn wir denken müssen, dass wir beide mit unsern besten Kräften vieleicht vergehen müssen, weil wir uns fehlen. Und sieh! das macht mich eben so stille manchmal, weil ich mich hüten muss vor solchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief — es trat mir wieder, so sehr ich sonst verblinden möchte, so klar vor die Augen, dass Du immer, immer leidest, — und ich Knabe kann nur weinen drüber! — Was ist besser, sage mirs, dass wirs verschweigen, was in unserm Herzen ist, oder dass wir uns es sagen! — Immer hab' ich die Memme gespielt, um Dich zu schonen, — habe immer gethan, als könnt' ich mich in alles schiken, als wär ich

so recht zum Spielball der Menschen und der Umstände gemacht und hätte kein vestes Herz in mir, das treu und frei in seinem Rechte für sein Bestes schlüge, theuerstes Leben! habe oft meine liebste Liebe, selbst die Gedanken an Dich mir manchmal versagt und verläugnet; nur um so sanft, wie möglich, um Deinetwillen diss Schiksaal durchzuleben, — Du auch, Du hast immer gerungen, Friedliche! um Ruhe zu haben, hast mit Heldenkraft geduldet, und verschwiegen, was nicht zu ändern ist, hast Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmerts oft vor uns, und wir wissen nicht mehr, was wir sind und haben, kennen uns kaum noch selbst; dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muss Dich freilich langsam tödten, und wenn kein Gott ihn da besänftigen kann, so hab' ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir, oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu suchen, der den Kampf uns endet.
Ich habe schon gedacht, als könnten wir auch von Verläugnung leben, als machte vieleicht auch diss uns stark, dass wir entschieden der Hoffnung das Lebewohl sagten,
— — —

An Diotima. Homburg im Juni 1799.

Täglich muss ich die verschwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an grosse Männer denke, in grossen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, und alles Todte, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme

verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel, und dann an mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen — siehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leise ruf' ich mir das Schrekenswort zu: lebendig Todter!

Weist Du, woran es liegt, die Menschen fürchten sich voreinander, dass der Genius des einen den andern verzehre, und darum gönnen sie sich wohl Speise und Trank, aber nichts, was die Seele nährt, und können es nicht laiden, wenn etwas, was sie sagen und thun, in andern einmal geistig aufgefasst, in Flamme verwandelt wird. Die Thörigen! Wie wenn irgend etwas, was die Menschen einander sagen könnten, mehr wäre, als Brennholz, das erst, wenn es vom geistigen Feuer ergriffen wird, wieder zu Feuer wird, so wie es aus Leben und Feuer hervorgieng. Und gönnen sie die Nahrung nur gegenseitig einander, so leben und leuchten ja beide, und keiner verzehrt den andern.

Erinnerst Du Dich unserer ungestörten Stunden, wo wir und wir nur umeinander waren? — Das war Triumph! beide so frei und stolz und wach und blühend und glänzend an Seel und Herz und Auge und Angesicht, und beide so in himmlischem Frieden nebeneinander! Und hab' es damals schon geahndet und gesagt: man könnte wohl die Welt durchwandern und fände es schwerlich wieder so. Und täglich fühl' ich das ernster. — — —

An Diotima. Homburg im Juli 1799.

Gestern Nachmittag kam Morbek zu mir aufs Zimmer. „Die Franzosen sind schon wieder in Italien geschlagen", sagt' er. „Wenns nur gut mit uns steht", sagt' ich ihm, „so steht es schon gut in der Welt", und er fiel mir um den Hals und wir küssten uns die tiefbewegte, freudige Seele auf die Lippen und unsre weinenden Augen begegneten sich. Dann gieng er. Solche Augenblike hab' ich doch noch. Aber kann das eine Welt ersezen? Und das ists, was meine Treue ewig macht. In dem und jenem sind viele vortreflich. Aber eine Natur, wie Deine, wo so alles in innigem, unzerstörbarem, lebendigem Bunde vereint ist, diese ist die Perle der Zeit, und wer sie erkannt hat, und wie ihr himmlisch angeboren eigen Glük dann auch ihr tiefes Unglük ist, der ist auch ewig glüklich und ewig unglüklich. — — —

An Diotima. Homburg im September 1799.

Theuerste!

Nur die Ungewissheit meiner Lage war die Ursache, warum ich bisher nicht schrieb. Das Project mit dem Journale, wovon ich Dir schon, nicht ohne Grund, mit so viel Zuverlässigkeit schrieb, scheint mir scheitern zu wollen. Ich hatte für meine Wirksamkeit und mein Auskommen und meinen dortigen Aufenthalt in Deiner Nähe mit so viel Hoffnung darauf gerechnet; jezt hab'

ich noch manche schlimme Erfahrung machen müssen zu den vergebenen Bemühungen und Hoffnungen. Ich hatte einen sichern anspruchslosen Plan entworfen; mein Verleger wollte es glänzender haben; ich sollte eine Menge berühmter Schriftsteller, die er für meine Freunde hielt, zu Mitarbeitern engagiren, und wenn mir gleich nichts Gutes bei diesem Versuche ahndete, so lies ich Thor mich doch bereden, um nicht eigensinnig zu scheinen, und das liebe allgefällige Herz hat mich in einen Verdruss gebracht, den ich Dir laider schreiben muss, weil wahrscheinlich meine zukünftige Lage, also gewissermassen das Leben, das ich für Dich lebe, davon abhängt. Nicht nur Männer, deren Verehrer mehr als Freund ich mich nennen konnte, auch Freunde, Theure! auch solche, die nicht ohne wahrhaften Undank mir eine Theilnahme versagen konnten, — liessen mich bis jezt — ohne Antwort, und ich lebe nun volle 8 Wochen in diesem Harren und Hoffen, wovon gewissermassen meine Existenz abhängt. Was die Ursache dieser Begegnung seyn mag, mag Gott wissen. Schämen sich denn die Menschen meiner so ganz? —

Dass diss nicht wohl der Fall vernünftigerweise seyn kann, zeugt mir doch Dein Urtheil, Edle, und das Urtheil einiger weniger, die mir auch wahrhaft treu in meiner Angelegenheit sich zugesellten, z. B. Jung in Mainz, dessen Brief ich Dir beilege. Die Berühmten nur, deren Theilnahme mir armem Unberühmten zum Schilde dienen sollte, diese liessen mich stehn, und warum sollten sie nicht? Jeder, der in der Welt sich einen Nahmen macht, scheint ja dem ihrigen einen Abbruch zu

thun; sie sind dann schon nicht mehr so einzig und allein die Gözen, kurz, es scheint mir bei ihnen, die ich mir ungefähr als meines gleichen denken darf, ein wenig Handwerksneid mitunter zu walten. Aber diese Einsicht hilft mich nichts; ich habe fast 2 Monathe unter Zubereitungen zu dem Journale verloren, und kann nun, um mich nicht von meinem Verleger länger herumziehen zu lassen, wohl nichts besseres thun, als ihm zu schreiben, ob er nicht lieber die Producte, die ich für das Journal bestimmt hatte, geradezu annehmen wolle, was dann freilich in jedem Falle meine Existenz mir nicht hinlänglich sichern würde.

Und so hab' ich denn im Sinne, alle Zeit, die mir noch bleibt, auf mein Trauerspiel zu wenden, was ungefähr noch ein Vierteljahr dauern kann, und dann muss ich nach Hausse oder an einen Ort, wo ich mich durch Privatvorlesungen, was hier nicht thunlich ist, oder andere Nebengeschäffte erhalten kann.

Verzeih, Theuerste! diese gerade Sprache! Es wäre mir nur schwerer geworden, dann Dir das Nöthige zu sagen, wenn ich das, was mein Herz gegen Dich, Liebe, äussert, hätt' laut werden lassen, und es ist auch fast nicht möglich, in einem Schiksaal, wie das meinige ist, den nöthigen Muth zu behalten, ohne die zarten Töne des innersten Lebens für Augenblike darüber zu verlieren. Eben desswegen schrieb ich bisher — — —

AN DIE MUTTER.

Homburg d. 8. Oct. 99.

Liebste Mutter!

Ich hätte Ihnen bälder geschrieben, wenn ich Ihnen nicht von meiner gegenwärtigen Lage gern eine genauere Nachricht gegeben hätte. Ich wollte desswegen einige Briefe abwarten, die auf meine künftige Existenz Einfluss haben. Bis jezt kann ich Ihnen aber nur so viel Gewisses sagen, dass ich endlich mit meinem Buchhändler über das Journal im Reinen bin, dass es vor sich gehen wird, und dass ich ihm versprochen habe, monatlich einige Bogen zu liefern, deren jeden er mir mit einer Karolin bezahlt, und dass er, wenn er Lust hat, meine Beiträge zu dem Journale nach einiger Zeit besonders zu druken und herauszugeben, dasselbe mir wieder mit 11 fl. für den Bogen honorirt. Indessen habe ich die eigentliche Herausgabe und ganze Besorgung des Journals, auf Schillers Anrathen abgelehnt, weil mir die Korrespondenz mit andern, die am Journale arbeiten u. s. w. zu viele Zeit hinwegnehmen würde, als dass ich das, was ich eigentlich schreiben möchte, mit gehöriger Ruhe und Aufmerksamkeit betreiben könnte. Überhaupt hätte mir das mühsame Geschäft der Korrespondenz und des Sammelns von Beiträgen, und anderes, was noch mit der ganzen Besorgung des Journals verbunden ist, zu wenig eingetragen, als es mich Zeit gekostet hätte. Weil aber die Einnahme die ich jezt für die Beiträge zum Journale habe, doch wohl nicht ganz hinreicht zu einer gesunden Lebensart, so

hab' ich Schillern auf seine eigene Veranlassung geschrieben, dass er mir in seiner Nähe, wenn es möglich irgend einen kleinen Posten verschaffen möchte, der mich nicht ganz beschäfftigte, und noch ein kleines Einkommen zu meinen schriftstellerischen Erwerbnissen mir zugäbe. Ich erwarte alle Tage die Antwort. Es wäre um so mehr nach meinem Wunsche, wenn Schiller meine Bitte realisiren könnte, weil mir sein Umgang so vortheilhaft in mancher Rüksicht ist. Wird aber daraus vor der Hand nichts, was ich freilich nicht hoffe, so hätt' ich fast im Sinne, nach Stutgard zu gehen, und da einer kleinen Anzahl erwachsener junger Leute Privatvorlesungen zu halten, was, so viel ⟨ich⟩ auf die Nachfrage erfahren habe, nicht unthunlich wäre. Bekomm' ich aber von Schiller eine erwünschte Antwort, so bin ich so frei, liebste Mutter! eh' ich nach Sachsen abreise, noch einige Zeit bei Ihnen und den lieben Unsrigen zuzubringen. Sollte diss noch diesen Winter geschehn, so kann es Sie nicht stören in Ihrem eigenen Plane. Mein verehrungswürdiger Hr. Schwager und meine liebe Schwester werden mich wohl auch auf ein paar Wochen aufnehmen, und dann habe ich noch manche Freunde und Bekannte, bei denen ich mich einige Zeit wohl aufhalten darf und muss.

Schiken Sie das Geld nicht weg, von dem Sie sagten. Ich habe meine Rechnung gemacht. Habe indess einige Kleinigkeiten eingenommen und bedarf sobald nichts wieder. Im unvorhergesehenen Nothfall kann ich ohne alle Inconvenienz mir durch Sinklair aushelfen; dieser will mich ohnediss nicht von hier weglassen, und thut desswegen gerne, wenn es nöthig seyn sollte, für

mich etwas. Ich bitte Sie also wiederhohlt, nichts wegzuschiken. Nehmen Sie für das Empfangene nochmal meinen herzlichsten Dank. Für die Handschuhe, die mich so sehr freuten, und auf die ich einen besonderen Werth lege, als ein Zeichen ihrer Güte, habe ich Ihnen noch gar keinen Dank gesagt. Es war gewiss nicht Unachtsamkeit des Herzens, aber wohl des Kopfs. Ich bin recht sehr begierig auf neue Nachrichten von Ihnen, besonders auch, wie es mit der Gesundheit meines theuern Hr. Schwagers geht. Vieleicht mag mir meine gute Schwester auch bald wieder schreiben.
Die Post will bald abgehen. Ich musste desswegen eilen. Empfehlen Sie mich der l. Fr. Grosmamma und allen den werthen Unsrigen. Wie immer

Ihr erkentlicher Sohn Friz.

An die Schwester.

Homburg d. 16. Nov. 99.

Theure Schwester!

Ich durfte mir kaum die Freude gönnen, die mir Dein lieber Brief gab. Es ist für mich so nothwendig, mich mit Gelassenheit in meinem Gleise zu erhalten, und Deine gütige freundliche Einladung war eben nicht gemacht, mich auf die Umstände, die mir meine Wünsche mir einschränken, aufmerksam zu machen. — Du hast wohl recht, Theure! dass es Zeit wäre, wir sähen einander einmal wieder, und wie ähnlich den Deinigen hierinn

meines Herzens Gesinnungen sind, wirst Du daraus genug sehn, dass ich Dich so oft von meiner Hofnung, Dich einmal besuchen zu können, unterhalte. Wenn ich bisher jedesmal Hindernisse fand, so schikte ich mich auch nur darum so gedultig darein, weil ich lernen musste, mich in manches zu schiken, was ich anders wünschte. So hatt' ich es vorigen Winter vest im Sinne, zu kommen, und nahm eigentlich die Anerbietung meines Freundes Sinklair nur deswegen an, weil ich von Rastadt aus die Meinigen zu besuchen dachte. Aber die schlimme Witterung und der Arzt, mit dem ich schon in Rastadt zu thun haben musste, nöthigten mich, die Zeit, die ich mir erlaubt hatte, in diesem Orte und meist im Hausse zuzubringen und da ich wieder wohl war, schien es mir zu spät, und ich glaubte wieder zu meinem Geschäffte eilen zu müssen. Ich habe oft einen so langsamen Kopf, dass ich manchmal Tage und Wochen hinbringe, wo andre schneller fertig sind, und so brauche ich viel Zeit und muss sie fast ängstlich sparen.

Du sagst, ich könnte meine Arbeit ja auch bei Dir treiben. Für den Anfang gewiss nicht, Gute! Ich bin einer solchen Freude zu wenig mächtig, als dass ich, wie es nöthig wäre, meine Gedanken beisammen behalten könnte. Ich hatte mir deswegen ausgedacht, wenn mein Journal nur erst ein wenig im Gange wäre, dass ich einige Wochen mit gutem Gewissen müssig gehen könnte, oder wenn ich ohnediss genöthiget wäre durch einen Brief von Schillern meinen gegenwärtigen Aufenthalt zu verlassen, dass ich dann die l. Meinigen besuchen wollte. So lange ich aber keinen bestimmten Posten vor mir

sehe, so darf ich, meiner Überzeugung nach, die Arbeit, die mich zum Theil nähren soll, wenigstens nicht eher verlassen, bis sie vollends in Gang gebracht ist. Von Schillern habe ich noch keinen Brief wieder erhalten.
Das Gedeihen Deiner lieben Kinder freut mich herzlich. Eine solche gute Mutter ist aber auch werth. — Ich muss Dir das einfältige Geständniss machen, dass es mich oft inkommodirt, nicht mehr der reiche Mann in Frankfurt zu seyn, um meinen Neffen zuweilen eine kleine Freude machen zu können.
Die blossen Grüsse sind doch keine rechte Sprache, besonders für den kleinen Friz, der für jezt besser sehen und betasten kann, als sprechen. Aber, wenn ich komme, bring ich was rechtes mit, das sag ihnen.
Meinem Freunde Veiel wünsch ich alles Glük zu seinem neuen Leben.
Am meisten freut es mich, dass Dir die Sorge für Deinen l. Mann vom Herzen genommen ist. Empfiehl mich ihm und versichere ihn meiner fortdauernden Hochachtung. Erhalte mir Deine Liebe, Theure!

Dein treuer Bruder H.

An die Mutter.

Homburg, d. 16ten Nov. 99.

Liebste Mutter!
Ich konnte mir wohl denken, dass Sie dissmal mit dem Schreiben etwas zögern müssten, und schikte mich um so lieber darein, weil ich mir Ihre lieben Gäste und

Ihre Reise dabei dachte, die Ihnen gewiss zur Freude und Gesundheit dienen wird. Wie gerne nähme ich Antheil in dem glüklichen Kreise, in dem Sie leben, und trüge auch von meiner Seite etwas bei, zu Ihrem Vergnügen, das Ihnen der Umgang der Ihrigen gewährt. Ich glaube aber, dass ich Ihrer eigenen Einsicht gehorche, wenn ich wenigstens meinen Besuch noch so lange aufschiebe, bis es in unserem Lande und auf dem Wege wieder etwas ruhiger wird. Ich war diese Tage sehr besorgt um die guten Löchgauer, weil ich vermuthete, dass das Treffen zum Theil bei dem Orte selbst oder doch nicht weit davon vorgefallen seyn müsste. Nun werden die Unsrigen, wenigstens auf einige Zeit, wieder in Ruhe seyn.

Bei uns hier erfährt man den Krieg nur noch durch die Zeitungen, und es ist den Homburgern recht zu gönnen, da diss nach vielen Jahren der erste Winter ist, den sie ohne fremde Tisch- und Hausgenossen, und ohne Kriegsunruhe und Kriegslast zubringen. Ich wundere mich oft, wie diese Gegend, die fast der beständige Kriegsschauplaz, mehr oder weniger, gewesen ist, doch sich so schnell erhohlt, und dass die Menschen gröstentheils ihr Hauswesen und ihre Lebensart fortführen können, wie sonst.

Um auf meine Angelegenheit zu kommen, so bedaure ich, dass ich Ihnen von meinen Aussichten noch nichts näheres sagen kann, und es ist mir eigentlich um Ihretwegen unangenehmer, als wegen mir, denn wenn ich bei meiner gegenwärtigen Lebensart nicht die unvermeidliche Inkonvenienz erführe, dass sie für den Anfang zu meinem zeitlichen Auskommen nicht hinreicht, so

wäre ich auf immer damit zufrieden. Ich bin mir tief bewusst, dass die Sache, der ich lebe, edel, und dass sie heilsam für die Menschen ist, sobald sie zu einer rechten Äusserung und Ausbildung gebracht ist. Und in dieser Bestimmung und diesem Zweke leb' ich mit ruhiger Thätigkeit, und wenn ich oft erinnert werde (wie unvermeidlich ist), dass ich vieleicht billiger geachtet würde unter den Menschen, wenn ich durch ein honettes Amt im bürgerlichen Leben für sie erkennbar wäre, so trage ich es leicht, weil ichs verstehe, und finde meine Schadloshaltung in der Freude am Wahren und Schönen, dem ich von Jugend auf im Stillen mich geweiht habe, und zu dem ich aus den Erfahrungen und Belehrungen des Lebens nur umso entschlossener zurükgekehrt bin. Sollte auch mein Inneres nie recht zu einer klaren und ausführlichen Sprache kommen, wie man denn hierinn viel vom Glük abhängt, so weiss ich, was ich gewollt habe, und dass ich mehr gewollt habe, als der Anschein meiner geringen Versuche vermuthen lässt, kann auch hoffen, aus manchem, was mir zu Ohren kommt, dass meine Sache auch in einer ungeschikten Ausführung hie und da aus einem ahndenden Gemüthe gefasst, und gebilliget werden, dass also in keinem Falle mein Daseyn ohne eine Spur auf Erden bleiben wird.

Ich mache Ihnen diese Geständnisse deswegen, liebste Mutter! weil mir daran liegen muss, um meiner eignen Ruhe willen, mich in meinem gegenwärtigen Leben Ihnen so aufrichtig und unpartheiisch hinzustellen, wie ich nur immer kann, um so mehr, da Sie durch Ihre gütige Unterstüzung mir darinn aushalfen bis hieher.

Ich danke Ihnen verbindlichst für das Übersandte. Neuffer wird es wohl noch bis jezt zurükbehalten haben, wegen der unsicheren Wege. Ich werde es gröstentheils zurüklegen können, um es zum Theil zu meiner künftigen Reise zu gebrauchen. Was mich einigermaassen beruhiget über die Unkosten, die ich Ihnen mache, ist, dass ich auch als Vikarius nicht ohne einige Beihilfe leben könnte, und dass ich doch eine gute Zeit in dem von dieser Seite vortheilhafteren Hofmeisterleben ausgehalten habe.

Wie freuet es mich, dass Sie mit unserem Karl so in jeder Rüksicht zufrieden seyn können! und wie weiss ich es zu schäzen, dass er seine Kräfte so männlich auf die Lage hin anwendet und konzentrirt, in der er sich befindet. Ich ehre von Herzen und aus Überzeugung jeden, der sich auf diese Art der Welt nüzlich macht, und es thut mir nur oft laid, wenn ich zuweilen sehe, dass die Menschen gröstentheils auf der anderen Seite nicht ebenso billig sind, und auch einem Andern sein Recht widerfahren lassen, der durch die Art seines Geschäffts und seines Treibens in einigem Grade von jedem besondern Wirkungskreise entfernt wird, und nur dadurch bestehen kann, dass er mit Muth in seiner Art sich festsezt, und sein Schiksaal einsiehet und trägt, wie andre das ihrige. Und diss ist der Trost und die Regel meines Lebens, dass kein Mensch in der Wirklichkeit alles seyn kann, dass er irgend Etwas seyn muss, und bei den Vorzügen seines Standes und seiner eigentümlichen Lebensart auch das nothwendige Mangelhafte tragen, das sie mit sich führt.

Tausendmal danke ich es Ihnen, meine Mutter! dass Sie in dieser Rüksicht mich, der ich überall noch nichts Gemachtes bin, so schonend behandeln, und Sie und die Meinigen alle werden es gewiss gutheissen, dass ich so wenig gleichgültig seyn kann, in welchem Lichte ich vor Ihren Augen erscheine.

Ich bitte Sie auch recht sehr, dass Sie sich nicht dadurch inkommodiren lassen, wenn ich in meinen Briefen zuweilen ins Räsonniren verfalle. So viel ich die allgemeinere Stimmung und Meinung der Menschen, wie sie jezt sind, bemerken kann, scheint mir auf die grossen gewaltsamen Erschütterungen unserer Zeit eine Denkungsart folgen zu wollen, die eben nicht gemacht ist, die Kräfte der Menschen zu beleben und zu ermuntern, und die eigentlich damit endet, die lebendige Seele, ohne die doch überall keine Freude und kein rechter Werth in der Welt ist, niederzudrüken und zu lähmen. Die Übertreibungen sind nirgends gut, und so ist es auch nicht gut, wenn die Menschen sich vor allem fürchten, was nicht schon bekannt und ausgemacht ist, und desswegen jedes Streben nach einem Vollkomneren, als schon vorhanden ist, für schlimm und schädlich halten. Eben dieses scheint mir jezt die allgemeinere Stimmung zu seyn, und sie liegt mir desswegen so auf dem Herzen, weil sie im Kleinen, wie im Grossen wirkt, und weil sich kein Mensch lossagen kann von dem schädlichen oder günstigen Einflusse der andern.

Wenn ich aber von einer solchen Empfindung den einen Tag mehr behaftet bin als den andern, so muss sie sich auch in meinen Äusserungen mehr oder weniger

zeigen, wenn ich mit den Vertrauten meines Herzens spreche.
Aber dass ich es Ihnen nicht zu lange mache, so will ich Ihnen nur noch sagen, dass ich hoffe, Ihnen nach Verlauf eines Monaths von dem Besuche, den ich schon so lange hoffe, wie auch von meiner künftigen Existenz etwas Genaueres sagen zu können. Ich bin wie immer, liebste Mutter!

Ihr dankbarer Sohn H.

Eben erfahre ich, dass das französische Directorium abgesezt, der Rath der Alten nach St. Cloux geschikt, und Buonaparte eine Art von Dictator geworden ist.

An Dr. Ebel. Homburg ende 1799.

Mein Theurer!
So sehr ich mich Ihnen verbunden fühle für Ihr gütiges Versprechen, künftig vieleicht an meinen literarischen Versuchen Theil zu nehmen, so war die eigentliche Freude, die mir Ihr Brief gab, doch eine andere. Ich fühlte mehr, als ich sagen mag, dabei, wie viel Sie mir vom ersten Augenblike waren, wie viel ich entbehrte, seit ich Sie nicht mehr sah.
Je mehr ich die Menschen verstehen und dulden und lieben lerne, in ihren leidenden Gestalten, um so tiefer und unvergesslicher sind mir die vortreflichen unter ihnen im Sinne; und ich darf es Ihnen gestehen, dass

ich wenige kenne, bei denen ich mit solcher Gewissheit meinem Gemüthe folgen kann, wie ich es thue, so oft ich an Sie denke und von Ihnen spreche, und diss geschiehet nicht selten. Wären wir uns näher, um meinetwillen; denn Sie bedürfen meiner nicht oder doch weniger, und ich weiss nicht, ob ich Ihnen nur so viel seyn würde, als ich es ehmals zu seyn schien. Manche Erfahrungen, die mir nach meiner Sinnesart fast unvermeidlich begegnen mussten, haben mein Zutrauen zu allem, was mir fast vorzüglich Freude und Hofnung gab, zu einem Bilde des Menschen und seinem Leben und Wesen, so ziemlich erschüttert, und die immer wechselnden Verhältnisse der grossen und kleinen Welt, in der ich mich sehe, schreken mich jezt noch, da ich wieder etwas freier bin, bis zu einem Grade, den ich nur Ihnen gestehen kann, weil Sie mich verstehen. Die Gewohnheit ist eine so mächtige Göttin, dass wohl keiner ungestraft ihr abtrünnig wird. Die Übereinstimmung mit anderen, die wir so leicht gewinnen, wenn wir bei dem, was einmal da ist, bleiben, dieser Zusammenklang der Meinungen und Sitten erscheint uns dann erst recht in seiner Bedeutenheit, wenn wir ihn entbehren müssen, und unser Herz findet wohl niemals eine rechte Ruhe mehr, wenn wir jene alten Bande verlassen haben; denn es hängt ja nur zu wenig von uns ab, die neuen zu knüpfen, besonders, was die feineren und höheren betrift. Freilich halten dann die Menschen, die sich in eine neue Welt des Schiklichen und des Guten erhoben haben, auch um so unzertrennlicher zusammen.

Wie gerne hätte ich Ihnen volle Rechenschaft gegeben über meine Trennung von dem Hausse, das Ihnen und mir so schäzbar war und ist. Aber wie unendlich vieles hätte ich Ihnen sagen müssen! Lieber hätte ich eine Bitte an Sie gethan und möchte Sie noch thun. Unsere edle Freundin, die ich unter mancher harten Probe nur immer selbständiger im besten Leben, nur immer höher gebildet aus bitteren Misverhältnissen wieder gefunden habe, scheint mir dennoch, um nicht endlich zu vertrauern, eines festen klaren Wortes, das ihren innern Werth und ihren eigenen Lebensgang ihr für die Zukunft versichert, in hohem Grade zu bedürfen, und mir ist es fast unmöglich gemacht, mich ihr mit Ruhe mitzutheilen. Es wäre eine schöne Hülfe, mein Theurer, wenn Sie diss einmal thäten. Eignes Nachdenken, oder ein Buch, oder woran man sich sonst orientiren mag, ist wohl gut, aber das Wort eines ächten Freundes, der den Menschen und die Lage kennt, trift wohlthätiger und irrt weniger.

Ihr Urtheil über Paris ist mir sehr nahe gegangen. Hätte mir ein anderer, der einen weniger grossen Gesichtspunkt, und nicht Ihr klares und vorurtheilsloses Auge hätte, dasselbe gesagt, so hätte es mich weniger beunruhiget. Ich begreife wohl, wie ein mächtiges Schiksaal, das gründliche Menschen so herrlich bilden konnte, die schwachen nur mehr zerreisst, ich begreife es um so mehr, je mehr ich sehe, dass auch die grössten ihre Grösse nicht allein ihrer eigenen Natur, sondern auch der glüklichen Stelle danken, in der sie thätig und lebendig mit der Zeit sich in Beziehung sezen konnten, aber ich

begreife nicht, wie manche grosse reine Formen im Einzelnen und Ganzen so wenig heilen und helfen, und diss ists vorzüglich, was mich oft so stille und demüthig vor der allmächtigen alles beherrschenden Noth macht. Ist diese einmal entschieden und durchgängig wirksamer, als die Wirksamkeit reiner selbständiger Menschen, dann muss es tragisch und tödtlich enden, mit Mehreren oder Einzelnen, die darinnen leben. Glüklich sind wir dann, wenn uns noch eine andere Hofnung bleibt! Wie finden Sie denn die neue Generation, in der Welt, die sie umgiebt? — — —

An Neuffer.

Homburg, d. 4. Dez. 99.

Mein Theurer!

Vor allem bezeuge ich Dir meinen Antheil an dem Tode Deiner guten Mutter, den ich erst durch Dein Gedicht erfahren musste. Du wusstest, wie sehr ich diese seltne Frau ehrte, und es war desswegen fast nicht recht, dass Du mir nichts davon schriebst. Ich weiss aber selber recht wohl, wie in manchen Fällen dem Manne das Stillschweigen heilsamer ist, als die Mittheilung eines Laids. Du darfst mir auch wohl glauben, dass ich die ungelegene Veränderung in Deinem Amte mit Dir fühle, und dass ich es um so mehr bedaure, da ich Dir so gerne die ungestörte Freude an dem Erfolge Deiner poëtischen Beschäfftigungen gegönnt hätte. Es ist fast,

als müsste man durchaus kein Glük theurer zahlen, als das schriftstellerische, beson⟨ders⟩ der Dichter. Du fragst mich um Rath, lieber Neuffer! Wie gerne sagte ich Dir etwas Sichers, und wie gerne sorgte ⟨ich⟩ selber Dir für eine Auskunft! Aber Du weist es ohne mich, wie sehr ich für meinen Theil Rath und Freundeshülfe bedürfte. Ich gestehe Dir, dass ich nach und nach finde, wie es jezt fast unmöglich ist, blos von der Schriftstellerei zu leben, wenn man nicht gar zu dienstbar hierinn seyn, und sein Auskommen auf Kosten der Reputation finden will. Und so bin ich unentschlossen, ob ich über kurz oder lange Vikar oder wieder Hofmeister oder Hausinformator werden will. Das leztere scheint mir fast das Beste. Wenn sich auch ein weniger bescheidner Posten für mich zeigen sollte, so weiss ich nicht, ob ich davon Gebrauch machen sollte, da ich weder gern die Schriftstellerei dem Amte, noch das Amt der Schriftstellerei aufopfern möchte, und darum wählte ich gern einen Posten, der keinen grossen Aufwand von Kräften, und nicht zu viel Zeit erforderte. Weist und findest Du etwas besseres für Dich, so soll es mich gewiss freuen, und ich weiss nicht, ob Du, bei Deinen Connexionen in Stutgard nicht einen erwünschten Ausweg, zum Beispiel, eine Reise auf Consistoriums Kosten solltest Dir verschaffen können. Diss leztere wäre dann gewiss in jeder Rüksicht nach Deinem Sinne und Deinem Plan. Fällt mir irgend etwas bei, das mir vortheilhaft für Dich scheint, oder zeigt sich eine Gelegenheit, die ich günstig für Deine Wünsche finde, so theile ich es Dir gewiss mit.

Über Deine neuesten Gedichte sage ⟨ich⟩ Dir nur so viel, dass sie sich durch treue, phrasenlose Darstellung des innern oder äussern Lebens, das ihnen zum Grunde liegt, auszeichnen. Und Du weist selbst, wie viel dadurch gesagt ist. Besonders der Traum scheint dann auch das idealischpoëtische mit Simplicität ⟨zu⟩ vereinigen. Die Veränderungen im Hymnus an die Ruhe gefielen mir besonders durch die Klarheit, die sie bei ihrer Bedeutenheit haben. Wäre ich nur näher bei Dir, dass wir manchmal ein vernünftig Wort zusammen sprechen könnten über unsre edle Kunst! Denn im Vertrauen gesagt, ich finde immer mehr, wie vortheilhaft und wie erleichternd die wahre Erkenntniss der poëtischen Formen für die Äusserung des poëtischen Geistes und Lebens ist, und ich muss erstaunen, wie wir so umherirren mögen, wenn ich den sichern, durch und durch überdachten Gang der alten Kunstwerke ansehe. Ich will Dirs nur auch gestehn, dass ich ein wenig mit Dir gezürnt habe, über die ziemlich leichten Äusserungen, die Du mich diesen Sommer einmal (bei Gelegenheit der Emilie) hören liessest in betreff der Poësie. Verstehe mich wohl, Lieber! Es war nicht wegen der Emilie, die auch leichtsinnig genug hingeworfen ist, aus Nothwendigkeit und Dienstfertigkeit, es war um der Kunst willen, die Du mir schaltst. Halte mich für einen kalten Theoristen, wenn Du willst. Ich weiss, was ich meine, und bin gänzlich mit Dir einig, wenn Du unsre faden aus einseitigen Begriffen zusammengeflikten ästhetischen Compendien ins Feuer haben willst. Gäbe mir nur ein Gott so viel gute Stimmung und Zeit,

dass ich ausrichten könnte, was ich einsehe und fühle. — Wie sehr ich die Progresse Deines Taschenbuchs zu schäzen weiss, und wie meine eignen schriftstellerischen Affairen stehn, kannst ⟨Du⟩ aus dem Briefe an unsern Freund Steinkopf hören, wenn Du willst. Ich muss abbrechen; denn es ist schon spät. Lass Dirs bald gut gehn, alter Freund! und tröste Dich indess mit den Musen und, wenn das frommt, auch mit der ungeheuchelten Treue

Deines H.

Ich bitte Dich mir die 100 fl. in Wechsel so bald es nur möglich ist, zu schiken.

An einen jungen Dichter. Homburg.

Du hast mich noch freundlich genug über mein Stillschweigen zu recht gewiesen, lieber Bruder! und ich bitte Dich für nun und immer, dass Du mir es nie ausdeutest. So lang ich für meine Freunde, und alles andre, was uns angeht, mich nicht leichter interessire, als jezt der Fall ist, so lange werd ich wohl aus dem natürlichen Instinkt, noch bei mir selber zu bleiben, immer etwas spröde thun müssen. Du glaubst nicht, wie sehr ich von je her hierin meine Noth hatte. Jede Beziehung mit andern Menschen und Gegenständen nimmt mir gleich den Kopf zu sehr ein, und ich habe dann meine Mühe, so bald ich irgend ein besonderes Interesse

bei mir zum Vorschein und zur Sprache kommen lasse, wieder davon weg und auf etwas Anderes zu kommen. Schreibst Du mir, so tönt es so lange nach, bis ich mich mit List oder Gewalt zu etwas andrem bringe, und schreib ich Dir, so ist es noch schlimmer; so bin ich ein schwerfälliger Schwabe.

Du hast also einen muthigen Anfang gemacht mit der Herausgabe Deiner Gedichte. Bei Deinem vesten Sinne hast Du auch mehr Recht, als ein anderer, vorerst das Poëtische Spiel ein wenig, wie das Glüksspiel zu treiben und im Nahmen des Genius den Würfel hinzuwerfen. Ich sage damit gar nicht, als hättest Du Deine Besonnenheit nicht auch benüzt, Deinen Künstlersinn, dem Du so ziemlich Unrecht zu thun scheinst, weil er Dir so treulich und natürlich als ein redlicher Waffenträger im Treffen dient, ich meine, dass Du wohl auch Deinen gründlichen Geschmak zur Hülfe genommen haben wirst, aber ganz sicher bist Du Deiner Sache denn doch nicht. Wer ist diss auch von unsern alten und jungen Dichtern? und wem würde man es danken, so wie die Sachen jezt stehen? Wir kalten Nordländer erhalten uns gern in Zweifel und Leidenschaft, damit wir nicht aus lauter lieber Ordnung und Sicherheit zum Schnekenleben organisiren.

Aber im Ernste, Lieber! Du must, wenn eine grössere Laufbahn Dich nicht haben will, mit der Poësie rechten Ernst machen. Du scheinst mir die poëtische Dreieinigkeit, den zarten Sinn und die Kraft und den Geist, himmlisches und irrdisches Element genug in Deiner Natur ⟨zu⟩ haben, um dieses edle Leben, in einer so edlen

Kunst, zu fixiren und der Nachwelt wohlbehalten zu überliefern. Und darum ehr' ich den freien, vorurtheilslosen, gründlichen Kunstverstand immer mehr, weil ich ihn für die heilige Aegide halte, die den Genius vor der Vergänglichkeit bewahrt.

Ich dünke Dir wohl ein rechter Büssender. Aber ich darf zu meiner Entschuldigung sagen, dass ich bei aller scheinbaren Unbedachtsamkeit, mit der meine bisherigen Arbeiten geschrieben sind, doch sehr bedächtig zu Werk gieng, und dass nicht sowohl die Schuld an mir liegt, als in den Einseitigkeiten unseres neuesten Geschmaks, wenn ich wirklich im Zorn, und hiemit etwas revolutionär verfuhr. Aber es war wohl für den Anfang gut, und wie gesagt, Du kannst besser, als ich, so einen Anfang machen. Mein Glük war, dass ich sah, wo ich war, und desswegen meinen Stoff danach einrichtete und wählte. — — —

An einen Ungenannten. Homburg.

Nehmen Sie meinen wahrsten Dank, Verehrungswürdiger! für die treuen Bemühungen, womit Sie eine bessere Literatur aufrecht zu halten besorgt sind, und seien Sie versichert, dass ich Ihrer gütigen Einladung durch die besten Kräfte, die ich habe, folgen werde.

Die Geseze, denen ich mich hiemit unterziehe, sind so rein und genau mir aus der Seele geschrieben, dass ich hoffen darf, es werde mir nicht sehr schwer werden, ihnen zu dienen. Ich glaube, den Sinn derselben gefasst

zu haben, und weiss im allgemeinen nichts mehr hinzuzusagen. Wollen Sie mir eine Stelle bestimmen, bei der Beurtheilung poëtischer Werke, so glaube ich für diese vieleicht zu taugen, da seit einigen Jahren mein Nachdenken und mein Beobachten fast ausschliesslich dahin gerichtet war.

Das innigere Studium der Griechen hat mir dabei geholfen und mir statt Freundesumgang gedient, in der Einsamkeit meiner Betrachtungen nicht zu sicher, noch zu ungewiss zu werden. Übrigens sind die Resultate dieses Studiums, die ich gewonnen habe, ziemlich von andern, die ich kenne, verschieden. Man hat, wie Ihnen bekannt ist, die Strenge, womit die hohen Alten die verschiedenen Arten ihrer Dichtung unterschieden, häufig ganz und gar miskannt, oder doch nur an das Äusserliche derselben sich gehalten, überhaupt ihre Kunst vielmehr für wohlberechnetes Vergnügen gehalten, als für eine heilige Schiklichkeit, womit sie in göttlichen Dingen verfahren mussten. Das Geistigste musste ihnen zugleich das höchste Karakteristische seyn. So auch die Darstellung desselben. Daher die Strenge und Schärfe der Form in ihren Dichtungen, daher die edle Gewaltsamkeit, womit sie diese Strenge beobachteten bei untergeordneteren Dichtungsarten, daher die Zartheit, womit sie das Hauptkarakteristische vermieden bei höhern Dichtungsarten, eben weil das Höchstkarakteristische nichts Fremdes, Ausserwesentliches, darum keine Spur von Zwang in sich enthält. So stellten sie das Göttliche menschlich dar, doch immer mit Vermeidung des eigentlichen Menschenmaasses, natürlicherweise, weil die Dichtkunst, die in ihrem ganzen

Wesen, in ihrem Enthusiasmus, wie in ihrer Bescheidenheit und Nüchternheit ein heiterer Gottesdienst ist, niemals die Menschen zu Göttern oder die Götter zu Menschen machen, niemals unlautere Idololatrie begehen, sondern nur die Götter und die Menschen gegenseitig näherbringen durfte. Das Trauerspiel zeigt dieses per contrarium. Der Gott und Mensch scheint Eins, darauf ein Schiksaal, das alle Demuth und allen Stolz des Menschen erregt und am Ende Verehrung den Himmlischen einerseits und andererseits ein gereinigtes Gemüth als Menscheneigentum zurüklässt. Nach diesen ästhetischen Gesinnungen, die nach ihren Äusserungen und nach den Worten wollen, sollen und können und wohl zu rechter Zeit gesagt sind, würde ich die poëtischen Werke zu würdigen suchen mit unerschütterlicher Gerechtigkeit in der Sache und mit möglicher Schonung der Person des Schriftstellers, auch mit dem Gedanken, — — — —

An die Mutter.

Homburg, den 29. Januar 1800.

Liebste Mutter!

— — — Es scheint mir zwekmässig zu seyn, dass ich ohne eigentliche Noth die jezige Art meiner Beschäfftigungen und Studien so wenig, wie möglich, durch eine neue Lebens- und Geschäfftsart unterbreche, da ich jezt erst gewissermassen eingeschirrt bin, und nach manchen Zerstreuungen und Unruhen endlich einige Festigkeit

in meinem Thun gewonnen habe. Die Gründe also, die mir in diesem Augenblike gewärtig sind, wären gegen einen Versuch, den ich ohnediss Ihnen kaum zumuthen möchte. — Nemlich, im Fall er fehlschlüge, so würde diss für meine Ruhe, die mir so theuer ist, und für die Geduld, mit der ich mich unter den menschlichen Verhältnissen sehe, eine fast zu starke Probe seyn, denn, wie gesagt, ich fühle, dass ich noch etwas stärker werden muss, um mich derlei Demüthigungen auszusezen, die mir wenigstens auf einige Zeit die Lust und die rechte Kraft, unter den Menschen etwas zu fördern, nehmen würden. Und ich darf Ihnen wohl gestehen, liebste Mutter! dass eben hierauf mein Leibes- und Seelenwohl, wenn ich so sagen darf, im hohen Grade beruht. Der andere Grund wäre, dass ich jezt einigermaassen geborgen bin auf einige Zeit, und dass es uns daran liegen muss, eine Laufbahn, die in keinem Falle sehr ungünstig enden kann, so lange vest zu verfolgen, bis sich irgend ein gewisser Erfolg zeigt, und es scheint mir nicht wohl möglich, meine jezigen Beschäfftigungen, die ein so gesammeltes und ungetheiltes Gemüth erfordern, jezt gerade mit einem Amte zu vereinigen, wo ich mich erst wieder ganz einzugewöhnen und einzustudiren hätte.

Wenn Sie mir erlauben, hinzuzusezen, dass ich nicht schlimmer als andere daran bin, wenn ich ein künftiges Amt mit etwas weniger Vermögen antrete, so scheint es mir wohl der Mühe werth im Nothfall indessen etwas zuzusezen, so weit mein Einkommen nicht zureicht, besonders da ich, wenn ich gesund bleibe, auch bei einem künftigen Amte meine schriftstellerischen Arbeiten nicht

ganz aufzugeben gesonnen bin, die mich freilich nie reich machen, aber auch wohl nicht so ganz ohne Dank bleiben werden.

Übrigens überlasse ich die Sache Ihrer und meines theuern Herrn Schwagers Entscheidung, da ich, so viel es die kurze Zeit laiden wollte, meine Meinung gesagt habe, um so mehr, da ich nicht so, wie Sie, im Stande bin, zu urtheilen, ob es mir, nach den genauern Umständen, möglich seyn wird, ohne ein beträchtliches Amt meine Existenz zu sichern. Wenn ich die Ausgaben abrechne, die mir meine Kränklichkeit im vorigen Jahr gekostet hat, so finde ich, dass ich mit 500 fl. so ziemlich ausreiche, und so viel könnte ich wohl in Stutgard oder hier verdienen. — Sie werden es mir nicht verdenken, dass ich die Sache so einseitig ansehe; was höhere Gründe und Gesichtspuncte betrift, so glaube ich mit gutem Gewissen behaupten zu dürfen, dass ich den Menschen mit meinem jezigen Geschäffte wenigstens eben so viel diene und fromme, als im Predigtamte, wenn auch der Anschein dagegen seyn sollte. Ich stüze mich hierinn nicht blos auf mein eigenes Urtheil, sondern auf den ausdrüklichen und ernstlichen Dank von achtungswürdigen Personen, den sie mir über einige meiner öffentlichen Äusserungen gesagt haben.

Meine Abreise von hier hängt indessen vorzüglich von dem lezten Briefe ab, den mir mein Buchhändler schreiben wird. Da ich hierinn der Noth diene, so werden Sie mir es nicht verdenken, wenn ich sage, dass ich hier bleiben oder nach Stutgard ziehen werde, je nachdem ich dort oder hier ein leichteres Auskommen finde. In jedem

Falle muss ich noch bis Ostern bleiben, weil ich meine Arbeiten jezt unmöglich so weit unterbrechen kann. In ungefähr 14 Tagen kann ich Sie wohl über dieses mit Gewissheit benachrichtigen. Sollte Sinklair, der wahrscheinlich noch diese Woche nach Schwaben abreist, um einen Freund bei der kaiserlichen Armee zu besuchen, nach Blaubeuren kommen, wie er es im Sinne hat, so bitte ich Sie von meiner wahrscheinlichen Abreise nichts gegen ihn zu erwähnen, wenn er nicht davon anfängt; so lang ich nicht ganz entschieden bin, mag ich ihm nichts davon sagen, weil er mich nicht gerne gehen lässt, und ich die ganze Sache gerne kalt überdenken und beschliessen möchte. Übrigens würde mich der Abschied von diesem Orte nicht wenig kosten, und nur die Aussicht in meine geliebte Heimath und zu den Meinigen, die ich in der ganzen Welt vermissen würde, könnte ihn mir erleichtern. Ich habe hier gute, zum Theil vortrefliche Menschen kennen gelernt, und geniesse mehr Attention und Theilnahme, als ein Fremder erwarten kann, der nichts zu geben hat, als hie und da eine ehrliche Meinung. — Um meine Gesundheit dürfen Sie ja nicht bange seyn, theuerste Mutter! Ich habe schon seit guter Zeit dieses kostbare Gut ungestört genossen, und es freut mich um so mehr, weil ich immer fürchtete, dass der böse krampfhafte Zustand bleibend werden möchte. Am hiesigen Arzte habe ich dadurch eine gute Bekanntschaft gewonnen, es ist ein immer heiterer treuherziger Mann, der einen wenigstens auf Augenblike schon durch sein gesundes menschenfreundliches Gesicht heilen kann. Er ist der Mann für alle Hypochonder. —

Der verstorbene G⟨ontard⟩, von dem Sie schreiben, ist ein Onkel der Familie, bei der ich war. Mein lieber H⟨enry⟩ ist jezt in einem Erziehungsinstitute in Hanau. Ich schreibe blos desswegen so selten von ihm, weil ich nie ohne Wehmuth an diesen vortreflichen Knaben denken kann. Es ist recht gut für ihn, dass er aus Frankfurt weg ist, wo jeder Tag seine wahrhaft edle Natur wo nicht verdarb, doch entstellte. — Das Geld hab' ich von Neuffer erhalten, und sage Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank dafür. Im Fall einer Abreise würde ich Sie, wenn es ohne Ihre Unbequemlichkeit geschehen könnte, um etwas weniges bitten, nicht sowohl um der Reisekosten willen, die nicht gross seyn werden, als weil ich noch einen Conto bei dem Buchhändler in Frankfurt abzutragen habe. Meiner theuren Schwester danken Sie indessen in meinem Nahmen für Ihren lieben Brief. Ich würde ihn noch heute selbst beantworten, wenn es mir nicht gerade gienge, wie es ihr gegangen ist, dass mir nemlich mein guter Freund, der Ofen, zu kalt werden will, und ich muss ja gehorsam seyn, und meinen dreissigjährigen Leib schonen und pflegen. Die Weste soll mir wohlstehn und wohlthun.

Tausend Empfehlungen und Grüsse. Wie immer

Ihr treuer Sohn Hölderlin.

An die Schwester.

Homburg d. 19. März 1800.

Meine Theure!

Ich hätte Dir schon eher geschrieben, wenn ich nicht lieber eine Stunde abgewartet hätte, wo ich mit einiger Ruhe und mit stillerem Geiste den Verlust Deines mir unvergesslichen Gatten denken könnte.

Ich habe ihn gekannt, und weiss, wie viel wahrhaft Erhabnes und Ewiges in seinem Gemüthe verborgen lag, und eben darum kann ich mir wohl denken, wie er mit dieser Heiterkeit sterben konnte; einer solchen Seele, die, wie die seinige, gewohnt war, das menschliche Leben mit seinen Leiden und Veränderungen mit einem höheren Auge anzusehen, und überall mehr auf das bleibende, auf den Grund unseres Wesens und Lebens zu achten, einem solchen Sinne muss der Tod mehr wie ein kurzer Abschied scheinen, als wie eine lange Trennung, und diss muss ihm auch die Entfernung von Dir, Du Gute! und von all den Seinigen erleichtert haben. Mich tröstet der Gedanke, der überall mein bester Trost ist, dass nemlich Gott überall ist, und in ihm und durch ihn wir alle jezt und immer vereiniget sind.

Am meisten trauert mein Herz darüber, dass ich Dich, Beste! nicht mehr im Geleite dieses edlen Lebensgefährten weiss, und dass Deine lieben Kinder nur noch eine Mutter haben, die zwar so ganz geschaffen ist, ihnen diesen Verlust zu ersezen, und alles zu seyn, was ihre Jugend bedarf, der aber doch bei einem leidenden Gemüthe

diese theure Sorge schwer seyn muss. Liebste Schwester! erhalte Dich nur! für uns alle, denen Du so wahrhaft werth bist! vertraue Deiner guten Natur, denke, dass Du so viele glükliche Gaaben hast, die ganz gemacht sind, um leichter und unzerstörter unter den Begegnissen des Lebens auszudauern! Wie oft habe ich Dich schon um Deine schöne Ruhe und Geduld beneidet, wenn mir es oft schwer wurde auf meinem Wege, und wie sehr ists immer mein Bestreben, das ganz zu lernen, was Dir angeboren ist! Die Gesellschaft und Unterstüzung unsrer guten Mutter wird Dir Trost genug gewähren. Ein so geprüftes Herz, wie das ihrige ist, beruhiget schon durch seine Nähe, und es muss Dir ein stärkender Gedanke seyn, Deinen Kindern eben so viel zu seyn, als sie uns war, in unserer Kindheit, da wir das beste, was wir haben, ihr vorzüglich danken. Auch hast Du sonst gute Menschen um Dich, und der Seegen des Himmels, der uns allheilend umgiebt, kann Dir, Du reine Seele! nicht fehlen.
Kann ich Dir etwas seyn, so brauchst Du es nur zu sagen. Sobald es nur meine Geschäffte irgend zulassen, die gerade jezt etwas dringender sind, so soll mich nichts abhalten, einmal zu kommen, und ich denke, Liebe! dass ich zu Dir taugen werde, weil ich manches in der Welt zu ertragen gelernt habe, und nach mancherlei Erfahrungen die Anhänglichkeit an Dich und die Unsrigen nur gründlicher und ewiger geworden ist. Einen treuen Freund hast Du für Dich und Deine Kinder auf lebenslang an mir, das wirst Du glauben. Sieh! Gute! theure Schwester! diss ist in meinen Augen ein schäzbar Glük, das nur zu selten ist, dass eine solche ächte Harmonie

und Achtung und Freude unter Geschwistern ist, und dass wir eine solche Mutter haben.
Sorge nur für Deine Gesundheit, Liebe! und lebe gerne. Es ist denen wohl zu gönnen, die von uns gehen zur Ruhe und zu neuer Jugend; aber auch dieses Leben ist gut, Gott ist auch hier, und ich glaube, es wird auch hier noch immer besser. Ich möchte Dir noch vieles sagen, was von Trost in mir ist; ich habe so oft erfahren, wie ein Zuruf, der aus dem Heiligtume unserer Seele kam, in tiefer Betrübniss uns beglüken, und neues Leben, neue fromme Hoffnung schaffen kann. Eines denke ich besonders oft, dass der Lebendige, der in uns und um uns ist, von Anbeginn in alle Ewigkeiten mächtiger als aller Tod ist, und das Gefühl dieser Unsterblichkeit erfreuet mich oft in meinem Nahmen und im Nahmen aller, die da leben, und die gestorben sind, vor unseren Augen. Und so ists mein gewisser Glaube, dass am Ende alles gut ist, und alle Trauer nur der Weg zu wahrer heiliger Freude ist.
Lass mich so abbrechen, Theuerste! Ich schreibe Dir bald wieder! Auch unserer lieben Mutter! und dem Bruder! Bleibt nur ihr mir, ihr Lieben! Erhaltet euch für mich und die Unsrigen!

Dein ewigtreuer Bruder Hölderlin.

An die Mutter.

Homburg, d. 23. Mai 1800.

Liebste Mutter!
Ich war beinahe schon zur Abreise gerüstet, als ich Ihren Brief erhielt. Übrigens hatten die Nachrichten,

die Ihnen einige Unruhe verursachten, auch mich in meinem Entschlusse einigermaassen zweifelhaft gemacht. Ich liess in Frankfurt nachfragen, ob der Postwagen noch gienge, und man hat es mir bejaht. Nun glaube ich, dass in einigen Wochen die Sachen wenigstens für meine Reise nicht hinderlicher seyn werden, als jezt, und weil ich ohnediss wahrscheinlich mein Logis nicht gleich würde beziehen können, so will ich, um einen Mittelweg zu treffen, meine Abreise noch so lange anstehen lassen, bis Sie mich benachrichtigen werden, dass mein Logis in Stutgard so weit eingerichtet ist, dass ich es bei meiner Ankunft beziehen kann. Da ich für meine Geschäffte einige Zeit verlieren musste, so ist es ohnediss nothwendig, dass ich in Stutgard so bald wie möglich in die Thätigkeit eintrete.

Übrigens bitte ich Sie, dass Sie sich mit den Meubles so wenig, wie möglich, Mühe und Unkosten machen. Es ist mir erst noch beigefallen, dass sich vieleicht über kurz oder lange doch noch ein angemessener Posten im Ausland mir darbieten könnte, und so sehe ich darinn und in andern Rüksichten einen Grund, mich nicht so eigentlich auf ein langes Bleiben einzurichten. Der Bücherkasten ist mir ganz recht. Könnte ich von meiner Gesundheit nur immer so gewiss seyn, wie ich es jezt bin, so würde ich auch denken, dass ich meine schriftstellerischen Arbeiten immer so ununterbrochen würde fortsezen können, um davon zu leben. Aber ich finde es denn doch gut, nicht so einzig mich darauf zu verlassen, und so will ich mich eben kurz und gut zu den Nebengeschäfften entschliessen, die ich in Stutgard treiben kann.

Freilich, wenn ich das Urtheil von Männern und Freunden höre, über mich und meine Sache, so möcht' ich, bei aller Demuth, die mir manches auch misdeuten könnte, doch auch manchmal fragen, warum ich mich in der bürgerlichen Welt so herumbehelfen müsse? Übrigens so lange ich keinen andern Weg vor mir sehe, so halte ich den, den ich gehen muss, für den beschiednen, und finde mich darein, so gut ich kann.

Ich habe diese Tage eine Freude erlebt, die Ihnen auch Freude machen wird. Ein Kaufmann aus Frankfurt, den ich nur einmal bei meinem dortigen Aufenthalte gesehen hatte, hat mir so unbekannter weise ein Geschenk mit einem Buche gemacht, das auch mehr als eine blosse Attention besagt, da seyn Werth wohl wenig unter 100 fl. beträgt. Ich will den edeln Mann noch besuchen und ihm so danken, wie ers verdient.

Mögen Sie die Güte haben, und an Landauer schreiben, dass er mir bei Hr. Kling in Frankfurt, oder bei wem er sonst mag, (ich will ihm selbst auch noch schreiben) 6 Karolin anweist. Ich würde Sie nicht bemühn, wenn ich nicht Ihres Kredits bedürfte, und da Sie wohl ohnediss an Landauer schreiben, so find' ich es für besser; als wenn ich es ihm schriebe. Das Geld ist nur auf alle Fälle.

Ich wollte, Sie hätten einmal Ruhe mit mir. Es thut mir weher, als ich sagen mag, dass ich Ihnen immer Sorge und Mühe machen muss besonders da Sie das bischen Ehre, womit mir bis izt in der Welt gelohnt worden ist, schon wegen unserer Entfernung nicht ganz mit mir theilen, und also fast unbelohnt bleiben müssen.

Ich hoffe, es soll in unserem Lande doch dissmal erträglich hergehen! Tausend Grüsse an die liebe Schwester und an alle!
Ich bin in Eile, weil die Post abgehen will.
Ewig und von Herzen

Ihr dankbarer Sohn Hölderlin.

ANHANG

Der Umfang des diesem Bande beigegebenen kritischen Anhangs mag furs erste erschrecken, doch kann er bei der Eigentümlichkeit der Überlieferung gerade der hier gebrachten Produkte nimmer entbehrt werden. Wer Hölderlin liebt, wird die Mühe nicht scheuen wollen, in den oft qualvollen, immer aber tief überzeugenden und zwingenden Prozess einzudringen, in dem sein Kunstwille nach einer letztgültigen Wortgestalt rang. Dies sei für die oft unabsehbaren Vorstufen und Varianten zu den Gedichten wie zum Empedokles gesagt. Ich habe sie — nach Hellingraths Beispiel im IV. Bande — in strengster Anlehnung an die oft sehr schwierig zu entziffernden Texte der Handschriften gegeben, wobei ich nur auf wirklich Belangloses Verzicht tun mochte. Wo in Vorentwürfen, wie sehr häufig, letzte Überschreibungen schon den endgültigen Wortlaut ankündigten, habe ich mich auf die Wiedergabe der untern Stufen des Textes beschränkt, so dass in diesen Fällen von keiner eigentlichen Kopie der Handschriften gesprochen werden kann. Es kam mir überall nur darauf an, den lebendigen Stoss fühlbar zu machen. An eigener Äusserung zu den Texten glaube ich nichts Überflüssiges geredet zu haben; begleitende Worte schienen mir, abgesehen von wenigen Gedichten, vor allem für die Empedokles-Bruchstücke und die philosophischen Fragmente notwendig, weil es hier die von früheren Ausgaben wesentlich abweichende Folge zu motivieren und zu sichern galt. Für die den philosophischen Aufsätzen beigegebenen andeutenden Erläuterungen insbesondere war die Erwägung massgebend, dass diesen Produkten bisher noch gänzliches Unverständnis und Misstrauen entgegengebracht wurde.

Der handschriftliche Text ist zur Unterscheidung in *Kursiv*druck gegeben; innerhalb des handschriftlichen Textes Ergänztes wurde in eckige Klammer ([ ]) gesetzt. Die aufgeführten handschriftlichen Örter und die Erstdrucke wurden, soweit unser Text darauf fusst, gesperrt gedruckt. Abbrechen und Lücken des Textes wurden mit — —, Fortlaufen in der bekannten Weise mit ... bezeichnet. In der Hs. Unterstrichenes wurde durch Sperrdruck hervorgehoben.

Die letztgenannten Einführungen haben auch für den Buchtext Geltung; hier wurden notwendige Ergänzungen in gebrochene Klammer (⟨ ⟩) gesetzt.

Bezüglich der für die Wiedergabe der Texte festgehaltenen Prinzipien sei auf die Einleitung zum Anhang des Bd. IV verwiesen. Wo nicht offenbare Flüchtigkeiten des Duktus der Hand vorlagen, wurde auf ein Ausgleichen der Schwankungen in Rechtschreibung (Wechsel von Doppel-f, s, a, e im gleichen Wort), Interpunktion, Apostrophsetzung usw. verzichtet. Wo der Druck auf Abschriften oder Erstdruck fussen musste, wurde grundsätzlich Hölderlins Rechtschreibung wiederhergestellt.

GEDICHTE

Zum weitaus grössten Teil gehören diese Gedichte (wie überhaupt der Inhalt dieses Bandes) der Homburger Epoche an; im weiteren Sinne aber auch die wenigen, die ihr zeitlich voraus liegen, wenn wir nämlich diese Epoche mehr als Schlagwort für einen einheitlich begreifbaren Zustand im Nacheinander von Hölderlins geistigem Sichdarstellen fassen. Bedeutet die Homburger Periode den Frankfurter (Hyperion-) Jahren gegenüber eine neue Aktivität und energischste Disziplinierung der schiessenden Kräfte (mit Vorsicht begriffen: Ausbildung des Kunstverstandes), so gehören ihr der Tendenz nach wenigstens auch die auf den ersten Seiten dieses Bandes gebrachten früheren Produkte an (An die jungen Dichter, An unsre grossen Dichter, Xenien, Der Mensch, Der Tod fürs Vaterland, An die Deutschen, Vanini usw.). Dass ihnen gegenüber die vielleicht gleichzeitigen Diotima-Gedichte — als mehr zum Hyperionkreis (Band II unserer Ausgabe) gehörig — zurückgehalten werden mussten, bedarf wohl keiner besondern Rechtfertigung.

Ohne Zwang und ohne die Gedichte aus ihrer natürlichen Reihung reissen und durcheinanderwerfen zu müssen, ergibt sich innerhalb der Gesamtmasse eine Dreiteilung. Einer Gruppe stark gespannter Gebilde, die bei aller Verschiedenheit der Motive den heroischen Menschen zum Gegenstande haben (Gipfelpunkte: Empedokles, Buonaparte), steht eine solche gelösterer Lyrik und süsser Naturfeier (Abendphantasie, Nekar) gegenüber. Zwischen beiden vermittelt in ihrem mehr gehaltenen Ton die Emilie.

Für die Sicherstellung der Texte habe ich die (noch ungedruckte) Dissertation von Fr. Seebass (II. Teil: Entstehung und Quellen der Ausgabe 1826) sowie Wirths Vorarbeiten (Plauen 1883) und Seufferts Kollationen (s. S. Vierteljahrschrift f. Literturgesch. IV S. 608 ff.) berücksichtigt. Von den früheren Ausgaben der Gedichte kam für die Textkontrolle neben der Uhlandschen Sammlung 1826 und der Schwabschen 1846 besonders die von B. Litzmann (Cotta 1896) in Betracht, die in ihrem kurzgefassten Anhang zum erstenmal Rechenschaft über das handschriftliche Material gibt.

An die jungen Dichter.

Erster Druck Neuffers Taschenbuch 1799. Dem Ende der Frankfurter Zeit angehörig, wie auch das folgende, doch in seinem Ton schon auf die Homburger Epoche deutend.

An unsre grossen Dichter.

Entwurf Stuttg. fasc. I 12, p. 3 Reinschrift Goethe-Schillerarchiv Weimar erster Druck Schillers Musenalmanach 1799 spätere Erweiterung des Gedichts s. Band IV, S. 145.

Das Gedicht ist sicher noch in der Frankfurter Zeit entstanden, da es wegen der Drucklegung bis längstens Sommer 1798 in Schillers Händen sein musste. (Aus Schillers Briefwechsel mit Cotta geht hervor, dass der dritte Bogen des Almanachs für 1799 schon am 26. August 1798 korrigiert wurde.) Es darf mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass die in Schillers Redaktionsnachlass handschriftlich aufgefundene Gedichtenreihe: Dem Sonnengott, Der Mensch, Sokrates und Alkibiades, Vanini, An unsre grossen Dichter (auf zwei zusammengehörigen Quartbogen Briefpapier), identisch ist mit den von Hölderlin am 30. Juni 1798 (s. C. Litzmann, S. 440) an Schiller gesandten Gedichten. Somit ergäbe sich für unser Gedicht wie die andern der genannten Reihe als ungefähre Zeit der Entstehung die erste Hälfte des Jahres 1798.

Der Entwurf lautet: *Der freundlichste von allen Eroberern Der hohe* (corr. für *heilge*) *Bacchus kam* (corr. für *wandelt'*) *an den Indus einst Und hin zum Ganges und besiegt und Wekt mit heiligem Wein die Völker.*

Die scheinheiligen Dichter.

Hs. unbekannt erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800.

Xenien.

Nr. 1—5 Stuttg. fasc. I 2 (am Rande des Blattes, auf dem das Gedicht Die Schlacht steht) erster Druck B. Litzmann 1895 (Advocatus Diaboli schon R. Wirth 1886 Schnorrs Archiv Bd. XIV) Nr. 6 und 7 wurden von Hölderlin Sömmering ins Handexemplar (Über das Seelenorgan Königsberg 1796) geschrieben. Vgl. Litzmann Vierteljahrschrift Bd. II, S. 421 erster Druck C. Litzmann 1889.

Wohl dem Jahr 1797 angehörig; ihre Form mag durch Schillers Musenalmanach auf das Jahr 1797 (Xenien-Jahr) angeregt sein.
Text.
Advocatus Diaboli zuerst *Tief ist im Herzen verhasst mir* . . daneben *Wohl sind Monarchien auch gut.*
Die beschreibende Poesie zuerst *Ist ein Zeitungsschreiber Apoll? Fürchtet das Alter nicht ihr Dichter!*
Die Vortreflichen am Rande *Das Schönste, was Gross — — zu schaffen* (corr. für *finden*).
Hier finde noch eine weitere — gleichfalls der Frankfurter Zeit angehörige — Xenie Platz, die noch zu sehr Entwurf ist, als das ich sie in den Buchtext aufnehmen mochte (erster Druck Seebass: Der grundgescheute Antiquarius, 1921).

Gebet für die Unheilbaren.

Eil, o zaudernde Zeit, sie ans Ungereimte zu führen,
Anders belehrst du sie nie wie verständig sie sind.
Eile, verderbe sie ganz, und führ' ans furchtbare Nichts sie
Anders glauben sie dir nie, wie verdorben sie sind.
Diese Thoren bekehren sich nie, wenn ihnen nicht schwindelt,
Diese — — — sich nie, wenn sie Verwesung nicht sehn.

Homburg Heft II 18 (zusammen mit Entwurf von Wanderer und Eichbäume) Text v. 2 ursprünglicher Ansatz *Denn sonst glauben sie nicht*, — dann *Dass sie sehen, wie ganz unverständig sie sind* v. 5 *nie* corr. für *nicht.*

Der Mensch.

Vorentwurf Stuttg. fasc. I Nr. 12 (a) Entwurf Stuttg. fasc. I Nr. 13 (b) Reinschrift Weimarer Goethe-Schillerarchiv (c) Erster Druck Uhland 1826 bzw. Seuffert 1891 in der Vierteljahrschrift f. Literaturgesch. IV, S. 687 f. Unser Text folgt der Reinschrift.
Wohl der ersten Hälfte des Jahres 1798 angehörig, da es für den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1799 bestimmt war (vgl. Anhang zum Gedicht An unsre grossen Dichter). In seinem Keim ist es sicher älter; der platonische Eros-Mythos, der für eine Vorstufe des Hyperion so bedeutsam ist, schwingt deutlich mit. Der Text von a lautet: *Der Geburtstag des Menschen Kaum ragten* (darüber *blühten*) *deiner Berge Gipfel o Erd!* (zuvor *der Berge Gipfel über dem Ozean*) *Hervorgeblüht aus den Wassern*, — — dann

Hervorgeblüht aus den Wassern, o Erde! Waren deiner Erde Gipfel noch kaum, Und dufteten (corr. für *lächelten*) *neugeborner Wälder voll Lustathmend* (corr. für *Süssathmend*) *über dem Ozean. Die ersten seeligen Inseln! Und es sahe der Sonnengott* (zuerst *Und Vater Helios sah Mit Liebesblik auf*) *Die holden Erstlinge Lächelnde Kinder* (corr. für *Zeugen*) *Seines Geistes und deines Glüks* (zuerst *Blumen und Beere* ‹dann *Trauben?*›, *die du ihm geboren*) *Da auf der schönsten der Inseln, Lag einst, unter Trauben und Ähren (nach — — — Nacht) In dämmernder Morgenstunde geboren Deines Schooses üppigste Frucht; Und schon blikt wohlbekannt Zum Vater Helios auf Der Knab' und wählt die süssen Beere versuchend, Zur Amme die heilige Rebe. Auf wächst er und ihn scheuen die Thiere Denn ein andrer ist er, wie sie, Auch gleicht er dem Vater und dir nicht Denn einzig* (zuerst *inniger*) *ist Helios Geist mit* (corr. für *und*) *deiner Freude Mutter Erde! Vereint in ihm Ach! darum folgt er auch dir nicht Und nicht dem Vater und hört auf sich* (zuerst *irrt wechselt und kämpft*) *Denn es ist unbegreiflich der Mensch — — und umsonst hältst du An zarten Banden den Flüchtling gefangen Es halten nimmer (?) deine süssen Gaaben* (zuerst *Und hältst mit süssen Gaaben ihn auf*) *Forteilend* (zuerst *Hineilend*) *sucht er ein Besseres Und wenn* (zuerst *Indess*) *den Sternen gleich im Dunklen sein Hain von goldnen Früchten glänzt, Doch wühlt* (zuerst *gräbt*) *er den Berg und späht im Schacht Und die Wiesen* (durchstr. *heerdereichen wo am — — die Schatten*) *des Ufers, gefallen* (zuerst *genügen*) *ihm nicht Ins matte (?) Gewässer ins blüthenlose, muß er hinaus — — Und sein Friede währet nicht lange. Denn sterben muß die Wonne* [des] *Mais, und — — Doch schneller zerreisst, und schröklicher Deine grossen Harmonien, o Mensch Das unerbittliche Schiksaal.*

Der Text von (b) nähert sich der endgültigen Fassung schon bedeutend an, doch sei er hier ganz wiedergegeben.

Kaum sprossten (zuerst *blühten*) *aus den Wassern, o Erde dir Der alten Berge Gipfel und dufteten Lustathmend junger Wälder voll* (am Rande *voll junger Wälder durch die Mailuft*) *In des Oceans weiter Wildniss* (zuerst *stiller Wiege* urspr. Fassung der letzten Verse *und dufteten Voll neugeborner Blüthenwälder Über den Ozean hin, Lustathmend — —*) *Die ersten grünen* (zuerst *frohen*) *Inseln und freudig* (zuerst *seelig*) *sah Des Sonnengottes Auge* (zuerst *und Helios sah — —*) *die Erstlinge Die Bäume und Blumen seiner Jugend Lächelnde Kinder, aus dir geboren Da auf der Inseln schönster, wo immerhin — — — Lag unter Trauben einst nach lauer Nacht, in der dämmernden Morgenstunde Geboren, Mutter Erde* (zuerst *dir o Erde* urspr. *Deines Schooses*) *dein schönstes* (zuerst *liebstes*) *Kind; Und auf zum Vater Helios sieht bekannt Der Knab' und wacht und wählt die süssen Beere versuchend, die heilge Rebe Zur Amme*

sich. Und bald ist er gross; ihn scheun Die Thiere, denn ein anderer ist, wie sie Der Mensch; nicht dir und nicht dem Vater Gleicht er, denn (zuerst *so*) *kühn ist in ihm und einzig Des Vaters hohe Seele mit deiner Lust Vereint und deiner Trauer, o Erd!* (dann wie c) *Und der ewigen* (zuerst *heiligen*) *Natur, der Götter- Mutter der furchtbaren möcht er gleichen. Ach! darum reisst ihn* (zuerst *ruft er*) *Erde! vom Herzen dir Der Übermuth* (dar. ausgestr. *der nahmenlose*), *und alle Geschenke sind Umsonst die zärtlichen; zu hoch schlägt Immer und immer der stolze Busen* (zuerst *Umsonst, und deine zarten Bande Sucht er ein Besseres doch, der Wilde*) *Von seines Ufers blühender Wiese muss Ins blüthenlose Wasser hinaus der Mensch Und glänzt ihm auch, wie Sternennacht, von Goldenen Früchten sein Hain, doch gräbt er Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht Von seines Vaters heiligem* (zuerst *gold — —*) *Strale fern* (am Rande wohl hierher gehörig *Am frohen Tage gegen sich die Götter — — Hüllt in die Mauer sich auch und lauscht und wappnet* ⟨*?*⟩) *Dem Sonnengott auch ungetreu, der Knechtische Sorge verbeut und die Furcht nicht duldet Ach! freier sind* (zuerst *Ach! wär' er — —*) *die Vögel des Walds, wenn schon Des Menschen Brust sich wilder und weiter dehnt* (dar. ausgestr. *— — zum Wolkenhimmel das Haupt erhebt* darunter *Herz ihm — — stolzer schlägt;* am Rande in reinen Schriftzügen *Denn freier athmen Vögel des Walds, wenn schon Des Menschen Brust sich troziger hebt, und der Auf goldner Wolke thronen möchte*), *So lebt er, bang und wild und seiner Kindheit Friede, der göttliche, blüht nicht lange* (zuerst *Es streitet Troz und An — —* dann *Voll Troz und Angst und seiner Jugend Frieden — —* auf vorangehender Seite Annäherung an die endgültige Fassung *Ach! Waffen gegen alle, die athmen trägt Im ewigbangen Stolz der Mensch, er soll Im Zwist vergehn und seines Friedens Blume, die zärtliche blüht nicht lange.*

Der Zeitgeist.

Hs. nicht bekannt erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800.

Die Schlacht. Der Tod fürs Vaterland.

Vorentwurf Stuttg. fasc. I 27 Die Schlacht Stuttg. fasc. I 4 Der Tod fürs Vaterland erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800. Der Entwicklungsgang dieses Gedichts zwingt zu einer eingehenden Erörterung von Hölderlins sogenannter politischen Gesinnung. Der Entwurf reicht sicher sehr weit zurück (wohl bis in die Mitte des Jahres 1796, wo der mit den Republikanern fühlende Hölderlin an den Einfall der Franzosen ins südliche

Deutschland heimliche Hoffnungen knüpfen mochte. Vgl. die Briefstelle an den Bruder v. 6. August 1796. *Dir mein Karl, kann die Nähe eines so ungeheuren Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken*). Das Morgenrot des Deutschen bedeutet den Tag der Befreiung aus dem Joch politischer Knechtung durch tyrannisch gesinnte Fürsten und Führer *(die sich Väter ihm nannten)*. Es ist kaum übertrieben, diese von heftigster Gemütswallung getragnen, durch kein deutliches Metrum gebändigten Verse als Ansatz zu einer deutschen Marseillaise zu bezeichnen. Sie sind durchbebt von heiligem Erneuerungsgeiste.

Die erste Bearbeitungsstufe (Die Schlacht) ist zeitlich später anzusetzen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie mit den dem Befreiungskampf der Griechen schildernden Briefen im zweiten Teil des Hyperion *(Der Vulkan bricht los..)* zusammensehe. Die handschriftliche Überlieferung deutet auf das Jahr 1797 (auf dem gleichen Blatte stehen die Xenien!). Ist auf dieser Stufe der Karakter des Revolutionssanges auch noch deutlich erhalten *(Knechte Neulinge Unterdrüker)*, so scheint der Ton doch mehr auf die reine Hymnik eines tyrtäischen Schlachtenliedes im Befreiungskampfe gegen feindliche Unterdrücker gestellt. Der Schwerpunkt des Gedichtes neigt sich gegen die zweite Hälfte, wo die Alten angerufen und der Kampfesdurst in den hohen Ernst der Todesbegeisterung übergeführt wird. Dieses Lied weiss nicht bloss vom Rausch des neuen Lebens, sondern im Übermasse auch vom Blutopfer, das dieses Leben aus reiner Schale gespendet haben muss, bevor es darein den Wein neuer Jugend einströmen lassen kann. Virtuosität im Todesgefühle (wenn ich diese das antike Menschtum treffende Prägung des spätern Hölderlin in dieser Einstellung benützen darf) ist das untrügliche Korrelat des naturechten und schicksalsgewollten Erneuerungsgeistes.

Die letzte Fassung des Gedichtes (Der Tod fürs Vaterland) streift den Schein einer aktuellen Deutbarkeit und Tendenz bewusst ab (vgl. besonders neben dem Abreissen der ersten Strophe den Umguss der Worte *Knechte Neulinge Unterdrükern* in die typischeren *Würger Jünglinge Ehrelosen*). Grund ist nicht, wie es manche ausgelegt haben, die Angst des Dichters, seine revolutionäre Gesinnung zu verraten, sondern die reifere Lust, allein das Ewige, Immerwahre dieses Schlachtliedes sprechen zu lassen. In dieser letzten Gestalt verträgt dieses Gedicht jede besondere Auslegung, und es ist ein törichter Streit, ob sie nun im besonderen die Marathonische oder die Varusschlacht oder den neueren Befreiungskampf der Griechen gegen die Türken oder der Deutschen gegen eigene und fremde Unterdrücker betreffe. Alle diese besonderen Motive schwingen eben mit, und in allen zusammengenommen ist der Gedichtgehalt noch nicht erschöpft. Die Frage nach Hölderlins

politischer Gesinnung wurde bisher fast immer zu klein gestellt, und sie scheint mir überhaupt gegenstandslos zu sein. Wie wenig ist im Grunde gesagt, wenn man ihn nach dem Zeitgeschmacke einen Royalisten oder Jakobiner nennt, da bei ihm doch all und jedes einem innersten Quell entspringt und auch sein äusserlichstes Reagieren immer nur vom Grundstosse eines metaphysischen Wissens her begriffen werden darf. Dass der Held Herrscher sei, war ihm dämonisches Gesetz, eigentlich einzigstes Gesetz; darin liegt als Selbstverständliches enthalten, dass er die Herrschaft des Tyrannen und Popanz zurückweist, in welcher Gestalt immer sie ihm begegnen mag. (Zu dem Gehalt des Gedichtes vgl. Wirth, Vorarbeiten Plauen 1883, S. 29. Ders. Schnorrs Archiv XIV S. 424 ff.)

Der Vorentwurf lautet:

O Schlacht fürs Vaterland Flammendes blühendes Morgenroth Des Deutschen, der wie die Sonn nun endlich erwacht' (der nun länger das Kind nicht ist Mit ⟨jungem⟩ siegendem Leben die Gespensterfeindin Ich sehe dich kommen heilige Schlacht) der nun nimmer zögert, (der nun) Und länger das Kind nicht ist, Denn die sich Väter ihm nannten, Diebe sind sie die den Deutschen das Kind Aus der Wiege gestohlen Und das fromme Herz des Kinds betrogen Wie ein zahmes Thier, zum Dienste gebraucht — —

Text zur ersten Fassung (Die Schlacht) nach v. 4 gestr. *Allmächtiger ist die Seele der Jünglinge der Furchtbarschönen* v. 9 *Neulinge* var. für *Jünglinge* über v. 13 *(nimmt mich)* gestr. *ihr freien* v. 18 *bald* corr. für *schon* v. 19 *schon längst* corr. für *zuvor* *ein* corr. für *als* v. 20 *wie* var. für *da ich* spätere Fassung am Rande: *hab ichs doch* (corr. für *mir hats*) *schon als Knabe mir geweissagt* (var. *verheissen*) dann endgültige Fassung v. 21 *heiter grossen* corr. für *ersten goldnen* v. 22 *wall'* corr. für *geh'* nach v. 23 gestr. *Hinunter zu den Göttermenschen, Helden und Dichtern, die mich zu sterben gelehrt, hinunter.* über v. 24 *Ihr Theuren* v. 26 *goldner* corr. für *schöner* var. für *alter* v. 31 *stolzen* var. für *neuen* zuerst *Und nun freue der Jugend dich Mein herrlich Vaterland* v. 32 zuerst: *.. denn herrlich hubst Heute du sie an ...*

Stimme des Volks.

Hs. unbekannt erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800 spätere Erweiterung des Gedichts s. Band IV, S. 139 u. 142.

An die Deutschen.

Hs. unbekannt erster Druck Neuffers Taschenbuch 1799 spätere Erweiterung des Gedichts s. Band IV, S. 132.

Sokrates und Alkibiades.

Entwurf Stuttg. fasc. I 4 Reinschrift Weimarer Goethe-Schillerarchiv erster Druck Schillers Musenalmanach 1799.

Wohl in der ersten Hälfte des Jahres 1798 entstanden (vgl. Anhang zum Gedicht An unsre grossen Dichter). Der Stoff ist dem platonischen Gastmahl entnommen, aus dem sich Hölderlin seit den Knabenjahren immer neue Feuer der Begeisterung trank.

Unser Text folgt der Reinschrift, von der der Erstdruck nur dadurch abweicht, dass er in v. 8 *zu Schönen* statt *zu Schönem* der Hs. schreibt, was von da in verschiedene Ausgaben (so Schwab 1846) übergegangen ist.

Aus dem Entwurf ist zu nennen: v. 2 zuerst *Diesem Jünglinge? Kennt Grössers nicht dein Blik* (corr. für *Geist* dann gestr. *dass er huldige*) *Warum siehet hegeistert* (corr. für *sinnst du und blikst*) *Wie auf Götter . . .* v. 5 *liebt* corr. für *ehrt* *Lebendigste* corr. in *Lebendige* nach v. 5 gestr. *Und der gereiftere Mann — —* v. 6 zuerst *Hohe Tugend erkennt nur der Geprüfteste* (dann . . *der gereifte Geist*) *Und der Weiseste neiget* (var. für *wendet*) *Gern* (corr. für *Fromm*) *am Ende zu Schönem sich.*

Vanini.

Hs. Weimarer Goethe-Schillerarchiv erster Druck Seuffert: Vierteljahrschrift f. Literaturgesch. IV, S. 608. Wohl in der ersten Hälfte des Jahres 1798 entstanden. Die Geschichte des 1619 zu Toulouse als Ketzer verbrannten italienischen Pantheisten Lucilio Vanini, den Hölderlin ganz im Zauber der Empedoklesgestalt sehen mochte, war hauptsächlich aus französischen Quellen bekannt. Schiller hat dieses Gedicht in seinen Almanach nicht aufgenommen.

Buonaparte.

Stuttg. fasc. I 3 (Quartdoppelblatt nach der Reinschrift des Wanderers Florafassung; auf der folgenden Seite Vorentwurf und Entwurf des folgenden Gedichts) erster Druck (ungenau) Müller-Rastatt 1894, berichtigt von Petzold: Brod und Wein S. 97.

Dieses Gedicht — im Wurf wohl das gewaltigste dieser Sammlung — wurde ganz zu Unrecht von früheren Herausgebern Hölderlins spätester Zeit zugerechnet. Es ist mit Bestimmtheit dem ersten Homburger Aufenthalt (wohl Ende 1798) angehörig und ganz aus dem Geist des Empedoklesdramas geschöpft. Die verlorne Notiz auf einem späteren Blatte (Stuttg. fasc. I 39 pag. 9)

Ode an Buonaparte deutet wohl schon auf den späteren Entwurf einer Napoleonhymne (Dem Allgenannten s. Bd. IV S. 142) hin.

Der geschichtliche Hintergrund dieses Gedichts ist der italienische Feldzug 1797/98, wo Napoleon in traumhafter Geschwindigkeit die gegnerischen Heere niederwerfend zum ersten Male sein Feldherrngenie offenbarte. (Auch Neuffer hat — freilich mit Hölderlins Kraft nicht vergleichbar — den damals kaum dreissigjährigen Kriegsgott angesungen. Vgl. Taschenbuch a. d. J. 1798.) Als Inkarnation der schaffenden Naturkraft selbst, als heldischen Erneuerer hat Hölderlin das Bild des beinahe gleichaltrigen Zeitgenossen im Gemüte empfangen, nicht eigentlich als Herrscher und Gründer eines Weltreichs, wie er für Spätere bedeutsam wurde. Als der durch die Länder fahrende, den alten Boden aufreissende Blitz ist Napoleon auch dem späteren Bruchstück (vgl. Band IV S. 242) gegenwärtig.

Text v. 2 zuerst *Worinn der Wein des Lebens — —* v. 5 zuerst *Er zersprengte das Gefäss, Das ihn fassen wollte* dann *müsste er nicht zersprengen das Gefäss . . .* v. 10 *Er kann* corr. für *Er soll*

Empedokles.

Vorentwurf Stuttg. fasc. I 3 (S. 8) Entwurf ebenda Reinschrift Homburger Folioheft III 21 erster Druck Aglaia 1801

Wohl ziemlich gleichzeitig mit dem vorigen entstanden, dem es nach Ethos und Gehalt nächstverwandt ist.

Der Vorentwurf lautet: gestr. Ansatz *Du suchst das — —* dann *In den Flammen suchst du das Leben, ein Herz gebietet und pocht* (zuerst *dich treibt dein gross Herz und . .*) *Du folgst und wirfst dich in den bodenlosen* (zuerst *alten gähr[enden]*) *Aetna hinab. Perlen zerschmelzt'* (für *zerschmolz*) *im Weine die Königin, Die Verschwenderinn mochte sie doch Hättest nur du nicht deine Perlen Die schönen Kräfte deines Lebens Dem alten gährenden Becher geopfert. Kühn* (corr. für *Gross*) *war, wie das Element, das ihn hinwegnahm, kühn und gut Der Getödtete, muthig* (corr. für *feurig*) *und gross, Und* (gestr. *hielte die zarte —*) *ich möchte* (*ihm* gestr.) *folgen, dem heiligen Manne Hielte die zarte Liebe mich nicht.*

Der Entwurf nähert sich schon sehr der Reinschrift an. Abweichend ist nur v. 1 zuerst *. . quillt vor dir* v. 3 zuerst *Und ach! Du folgst der Lust und eilst — —* v. 5 zuerst *Es schmelzt' im Weine Perlen die Königin, die Übermüthge. . .*

Vor dem Entwurf in der Mitte der Seite eingeklammert *Ein Quell springt drin* auf der gleichen Seite oben *Diotima. Die Helden könnt' ich nennen Und*

schweigen von der schönsten der Heldinnen. Unser Text folgt der Reinschrift. In v. 6 ist in früheren Ausgaben (Schwab I S. 45 und Litzmann I S. 202) *doch* zu Unrecht gestr. (Fehlerquelle ist die Ausgabe von 1826, die fälschlich *hättest* für *hättst* schreibt und *doch* aus Gründen des Metrums streicht.)

Emilie vor ihrem Brauttag.

Hs. nicht vorhanden erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800.

Mit Bestimmtheit in der ersten Hälfte des Jahres 1799 entstanden, anscheinend auf den besonderen Wunsch des Verlegers Steinkopf, mit dem Hölderlin wegen des Journalplans in Unterhandlungen stand. Das Gedicht wurde am 3. Juli 1799 an Neuffer abgeschickt. Steinkopf hielt es für unerlässlich, dass Hölderlin sich dem Publikum durch eine grössere Arbeit bekannt mache. Diese Arbeit sollte Emilie sein. Schon das Neuffersche Taschenbuch (gleichfalls von Steinkopf verlegt) a. d. J. 1799 hatte — das Interesse der Leser zu reizen — als Titelkupfer ein weibliches Porträt gebracht, von dem in dem erklärenden Anhang gesagt wird, es stelle „Emiliens Bild" vor, deren Geschichte im nächsten Jahre erzählt werden solle. Es war also wohl an eine längere Prosaerzählung gedacht. Dies bezeugt auch die Vorrede zum nächstjährigen Taschenbuche („Von Emilie folgt hier, zwar keine Biographie, aber ein Hauptmoment ihres Lebens, der durch die Aufschrift angezeigt ist."). Aus dieser Vorgeschichte mag sich manches Flüchtige in diesem Gedichte erklären.

Hölderlin selbst bekennt, dass das Gedicht in *Eilfertigkeit* geschrieben sei (an Neuffer 3. Juli 1799), und ein späterer Brief (an Neuffer am 4. Dezember 1799) nennt die Emilie sogar *leichtsinnig genug hingeworfen aus Nothwendigkeit und Dienstfertigkeit.* Mit anderen Dichtungen verglichen fällt die Emilie durch einen deutlich entspannten Ton auf; die Bauart des Gedichts ist lockerer. Trotzdem wollen die oben zitierten wegwerfenden Worte im Neuffer-Briefe nicht allzu ernsthaft aufgenommen sein. Der Dichter lässt es nicht an einem Gegengewichte zur verurteilenden Kritik fehlen, indem er beifügt, so *flüchtig* er diesen Versuch geschrieben habe, so sei er sich doch bewusst, *weniges ohne dramatischen oder allgemein poetischen Grund* gesagt zu haben. Überhaupt sind zum vollen Verständnis der Emilie die in diesem Briefe entwickelten ästhetischen Grundgedanken heranzuziehen, die ihrerseits wieder durch die Aufsätze gestützt werden. Herausheben möchte ich nur die subtile Unterscheidung, die Hölderlin zwischen dem tragischen und dem sentimentalen Stoffe (als solchen fasst Hölderlin den Vorwurf der Emilie) macht, indem er dem ersten eine *entscheidende Verläugnung*, dem zweiten eine *zarte Scheue* des *Accidentellen*

zuerkennt. Die sentimentalen Stoffe scheinen ihm im Gegensatze zu den tragischen vorzüglich geeignet, *in tiefen vollen elegischbedeutenden, und durch das Sehnen und Hoffen, das sie ausdrüken, vielsagenden Tönen harmonisch wechselnd fortzuschreiten, und das Ideal eines lebendigen Ganzen, zwar nicht mit dieser angestrengten Kraft der Theile, und diesem hinreissenden Fortgang, mit dieser schnellen Kürze, aber geflügelt, wie ihre Psyche und Amor ist, und mit inniger Kürze darzustellen.* Die Emilie steht einzig da im künstlerischen Schaffen Hölderlins. Dieses Gedicht wirkt wie ein Ruhepunkt in dem angestrengt bewegten Flutengang dieses Schaffens, und ich würde es eine Idylle nennen, wenn der grossgegriffene Stoff sich gegen solche Bezeichnung nicht sperrte.

Über den Gehalt des Gedichtes äussert sich in würdigem Worte Alexander Jung auf S. 39ff. seines gewichtigen Buches (Hölderlin und seine Werke, Stuttgart 1848).

Menschenbeifall.

Erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800 (unter dem Namen Hillmar).

Die Launischen.

Erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800.

Im Folgenden sind einige unvollendete Diotima-Gedichte gebracht, die der Homburger Zeit zuzurechnen sind; sie unterscheiden sich von den früheren (zumeist in Neuffers Taschenbuch a. d. J. 1799 unter dem Namen Hillmar veröffentlichten) durch einen zitternden, suchenden Ton. Das Ich hat das Du verloren und greift wehe dem entfliehenden nach. So bilden diese Fragmente das Bindeglied zwischen den gegenwartsgefüllten Diotima-Gedichten der letzten Frankfurter- und den ewigkeitsgewissen der nachhomburger Zeit.

Abschied.

Stuttg. fasc. II Beil. 3 (Quartblatt, auf der Vorderseite des Blattes der Reinschrift aus der Pans.-Emp. Szene ⟨*Die Schwere fällt . . .* vergl. S. 216⟩) Erster Druck Schwab 1846. Das Gedicht gehört dem Jahr 1799 an.

Text. v. 4 zuerst *ins stumme Grab* v. 9 zuerst *Aber ich ahnd es schon, . . .* v. 10 *heiliger Schuzgeist! fern weichet die Kraft mir bald* v. 11 zuerst *Alle tödtenden Stürme . . .*

Götter wandelten einst . . .

Stuttg. fasc. III Nr. 2 (auf gleichem Blatte Abschrift der Schlegelschen Rezension) erster Druck W. Böhm 1909. II. Da der Gedichtentwurf nach der Rezension geschrieben ist, kann er mit grosser Wahrscheinlichkeit in die Mitte des Jahres 1799 verlegt werden.

Text v. 1 *herrlichen* var. für *heiligen* v. 2 *begeisternd* corr. für *versöhnend* (gestr. *und heite* — —) v. 3 *wie sie* corr. für *genug Seeligen* corr. für *Himmlischen* v. 5 gestr. Ansatz *Mir zur Seite* — — (dann *Schöne . . mich*) *bilde* wieder hergestellt für *wirke* v. 8 *treu* corr. für *fromm* var. für *still* v. 11 nach späterer Bleivariante lauten die Verse: *Sprächen sie: ihr schufet euch einst ihr Einsamen Liebend Nur von Göttern gekannt eure geheimere Welt Ihr Verwaisten, so lebtet ihr fromm in genügsamer Stille* — — v. 13 zuerst — — *es empfängt sie die Erde Aber näher zum Licht wandern, zum Aether hinauf* — — v. 15 gestr. Ansätze *es finden* — — *doch aufwärts* — — *Gehen* — — *inniger* var. für *himmlischer* zuerst *dem göttlichen Geiste* v. 16 *hoffend* corr. für *muthig*

Gedichtfragment an Diotima.

Stuttg. fasc. III Nr. 8 (Foliodoppelblatt I. C. Jaeger; auf Seite 1 und 2 Beginn der Studie über die Religion).

Wohl dem Jahr 1799 angehörig. Der Gedichtentwurf ist in dieser Anlage nicht zur Ausführung gekommen; die mittlere (in Band IV, S. 291 nicht erwähnte) Partie hat als erste Stufe von Dichtermuth zu gelten.

Der Entwurf lautet: *An* — — *Elysium* — — *Dort find ich ja* — — *Zu euch ihr Todesgötter* — — *Dort Diotima Heroen* — — *Wenn denn einer auch wohl liebend des feindlichen* (zuerst *dass der Mänadische* — —) *Augenbliks nicht gewahrt, der in das furchtbare Wilde Leben ihn stiess* (corr. für *wirft*) *und Der Mänadische Reigentanz Den Verlornen ergreift,* — — (am Rande rechts und links mit sehr blasser Tinte an *gewahrt* anzuschliessen *weis (?) und die schmeichelnde* — — *weh! und Lebenswooge* — — *und die schmeichelnde Lebenswooge hinunterstrudelnd* — — dann — — *dass die Gewässer ihn, die zu Füssen ihm schmei[cheln] den Berauschten hinunterziehn* — — *den Frohen täuschen Schwindelnd* ⟨darüber *Schwindelnd weh! weh!*⟩ *hinunterziehn*) — — *und der Strom das Haupt des Zerrissenen Und sein Saitenspiel wälzt Arglos* (corr. für *Schuldlos*) *fiel er und edel Starb er in edlem Beruf er doch.* (darunter in dunklerer Tinte) *Der taumelnde Schwimmer Bis zerschlagen an Klippen* auf der folgenden Seite verstreut *Singen möcht ich von dir* — — *Aber nur Thränen* — — *Und in der Nacht in der ich wandelt erlöscht mir dein (?) Klares Auge* — — *himmlischer Geist.*

Hört ich die Warnenden izt . . .

Stuttg. Quartobuch (fasc. II) p. 132
Aus einer Vorstufe des Empedoklestorsos stammend und wohl dem Jahr 1799 angehörend.

Dem Sonnengott.

Entwurf Stuttg. fasc. I 12 Reinschrift Goethe-Schillerarchiv in Weimar erster Druck Schwab 1846. Wohl der ersten Hälfte des Jahres 1798 angehörig (vgl. hierzu Anhang zu dem Gedicht An unsre grossen Dichter).
Des Entwurf bringt diese Varianten: v. 2 zuerst *Von deiner Schöne, freundliches Licht, denn kaum . . .* v. 7 zuerst *Ist er doch schon — —* v. 9 zuerst *O Erde! meine Freundin! bist du Indess — —* dann *Dich lieb ich Erde! trauerst du doch um ihn Mit mir, und beiden wandelt — — Und beiden — — Wie Kindern, wandelt uns die Betrübniss bald In Schlummer sich* (zuerst *sich In Schlaf*) v. 12 *Flattern* corr. für *Spielen* v. 14 zuerst *Entlokt* (darüber *wekt, ruft*), *so spielen Träume mit uns, indess — —*

Sonnenuntergang.

Erster Druck Neuffers Taschenbuch 1800.
Sicher jünger als das vorangehende; wohl der Mitte des Jahrs 1799 angehörig, was ich aus einer Stelle im Szenarium des Empedokles-Dramas (vgl. S. 202) schliesse, die sich wörtlich an diese Fassung des Gedichts anschliesst. Die folgenden drei Gedichte sind zusammen in Hadermanns Britischem Damenkalender (Frankfurt a. M., Jägersche Buchhandlung) a. d. J. 1800 erschienen. Sie scheinen auch im schmelzenden Ton ein Gemeinsames zu haben. Wir dürfen sie billig in die zweite Hälfte des Homburger Aufenthalts verlegen. Jedoch wird man sie kaum über die Mitte des Jahrs 1799 hinausrücken können, da die dem Kalender angehängten Nachträge nachweislich schon im Juli 1799 abgeschlossen sind (vgl. C. Litzmann, H. Leben, S. 344). Wenn es im Vorberichte des Kalenders heisst, man habe für diesen Jahrgang zwei englische Landschaften, welche das schönste Schauspiel der Natur: die Morgen- und Abenddämmerung, darstellten, und die in zwei eigenen Gedichten besungen würden, hinzugefügt, und wenn an späterer Stelle nochmals versichert wird, die Gedichte und die nach englischen Originalen gestochenen Kupfer gehörten zusammen, so ist dies natürlich auf Kosten des Verlegers und seines illustrationssüchtigen Publikums zu setzen und hat mit Hölderlins Gedichten nicht das mindeste zu tun.

Des Morgens.

Stuttg. fasc. I 44 (Reinschrift) erster Druck Britischer Damenkalender 1800. Unser Text folgt der Reinschrift, von der der Erstdruck an einigen Stellen abweicht (v. 2 *Buche* für *Birke*, v. 18 *dann* für *denn*); doch handelt es sich hier wohl um Lesefehler des Setzers, nicht, wie Wirth (Schnorrs Archiv XIV, S. 299) meint, um eine Vorstufe der Stuttg. Hs.

Aus der Reinschrift ist diese gestr. Vorstufe zu nennen: v. 15 *Du möchtest immer eilen, Lieber! Könnt' ich empor, wie die Morgenwinde Mit dir, mit dir — — du lächelst des Sterblichen Dass es dir gleichen möchte, du Himmlischer! Und wandelst schweigend mir vorüber.*

Abendphantasie.

Erster Druck Britischer Damenkalender 1800.

Unser Text folgt dem Erstdruck. Nur wurde mit Uhland (Ausgabe 1826) der metrische Fehler v. 14 *blühen* in *blühn* geändert.

Der Main.

Entwurf Homburger Folioheft III 23 Quartblatt (Wz. C. B.) erster Druck Britischer Damenkalender 1800.

In seinem Keime geht das Gedicht sicher auf die Frankfurter Tage zurück; es ist dem an späterer Stelle gebrachten Nekar zeitlich vorhergehend (vgl. auch Wirth in Schnorrs Archiv XIV, S. 303, und B. Litzmann I, S. 200). Näheres weiter unten bei Besprechung des Nekar.

Aus dem Entwurf, der zugleich als Entwurf zum Nekar zu gelten hat, folgendes: Überschrift zuerst *Der Nekar* dann *Der Main* v. 2 zuerst *über die Berge weg Enteilt das Herz mir, dass ich wandern möchte Fern — —* v. 5 zuerst *von allen, so ich kenne, die liebsten sind; Denn Liebstes in der Fremde kein andres mir* v. 11 zuerst *Nordwind* v. 21 zuerst *Betrübten, blinkend aus grüner Nacht* v. 23 zuerst *Pauk und Cymbel* v. 25 zuerst *Zu euch ihr Inseln, wanderte wohl noch einst der heimathlose Sänger; denn ach! es muss Statt eines Vaterlands die weite Erde, die freie — —* (dann *damit ihm statt des Vaterlandes Diene die Erde, die freie*) v. 27 zuerst *Von Fremden fort zu Fremden.*

Unser Text folgt dem Erstdruck, doch wurde für die Richtigstellung der Interpunktion der Entwurf herangezogen. (Den von Wirth Schnorrs Archiv XIV, S. 301, penetrierten Gedankenstrich ohne Punkt am Ende der 6. Strophe, der vieles für sich hat und den auch der Erstdruck im Damenkalender bringt, mochte ich nicht setzen, da er der Hs. sowohl des Main wie des Nekar widerspricht.)

H. III/32

Die folgenden drei Gedichte bedeuten nach Hölderlins eigener Absicht eine zusammengehörige Gruppe ähnlich wie die zuvor besprochenen. Handschriftl. sind sie in zusammenhängender Reinschrift im Homb. Foliobuch (fasc. III 21) in der Folge: Empedokles Heidelberg Die Götter Der Nekar überliefert, in der sie hier auch gebracht sind, mit Ausnahme des Empedokles, der aus besonderen Gründen an frühere Stelle gerückt wurde. Der handschriftlichen Gruppe entspricht auch die Veröffentlichung von der Aglaia (Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1801 herausgegeben von N. B. Stampeel Frankfurt). Hier ist die Folge: Die Götter Heidelberg Der Nekar Empedokles. Als Zeit der Abfassung mag die Wende des Jahrs 1799/1800 gelten.

Heidelberg.

Entwurf Schads Musenalmanach 1856 (veröffentlicht von E. Mörike) und Stuttg. fasc. I 12, p. 7 (a) Reinschrift Homb. Folioheft III 21 (b) erster Druck Aglaia 1801 (c).

Die Hs. rückt den Entwurf (a) in unmittelbare Nähe von Gedichten, die noch der Frankfurter Zeit angehören (Die Schlacht Der Mensch An die Parzen). Gewisse Bilder und Vergleiche primitiverer Art (besonders v. 5), wie sie jedenfalls der späteren Homb. Zeit nicht mehr liegen, lassen diese frühe Datierung als durchaus möglich erscheinen.

Der Entwurf sei ganz so wiedergegeben, wie ihn E. Mörike nach einem Blatte, das er von einer Schwester Hölderlins bekommen, veröffentlichte; bloss wurde auf die Unterscheidung der Typen (das in Klammern Gesetzte ist bei M. in kleinerem Druck gegeben) verzichtet und an einigen Stellen Hölderlins Rechtschreibung wiederhergestellt. Das Blatt (von dem ich nicht weiss, ob es noch vorhanden ist und wo) gehört zu einer Folioblätterlage des Stuttg. fasc. I 12.

Heidelberg.

Ein Concept von Hölderlin[1]).

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich (Mutterstadt) (lange gern) mir zur Lust
(Nennen, möchte dir gern) (Gerne nennen) Mutter nennen
und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich weiss.

---

[1]) In einer kleinen Autographensammlung verwahre ich ein abgerissenes Stück vom ersten Entwurf eines der vorzüglichsten Gedichte Hölderlins: „Heidelberg", auf einem Folioblatte, theils mit Dinte, theils mit Bleistift, doch ungefähr

[Zwar dein Nekar um (fliesst) schlingt auch (des bescheidenen) das verborgene
(Städtchens Hügel und) Städtchen (wo mich der Wald freierem Sinn erzog)
(weise der Schul entzog), das mich erzog . . .
Wo in Stunden des Maitags
Mich Apollo zuerst (getränkt) beseelt.

(Aber kräftiger) Doch gereifter und schon stolzer umschmeichelt dir
Deine (Gärten) Wiesen der Strom, (müssig) und (der) dem geschäftigen
(Welle) (Jungen) Wellen (schlage) spiele vertrauen
(Sich) Schon die ernsteren Schiffe sich.]

(Majestäti — —) Wie der Vogel des Walds über (den Gipfeln fliegt) die wehenden
(Ihm gleich) (Stolz und kräftig wie er) (leicht wie ein)
(Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt)
Eichengipfel, so schwingt über den Strom sich dir
(Sich der Bogen der) Leicht und kräftig die Brüke,
Die von Wagen und Menschen (tönt) rauscht.

(Ach) (Glaubt's) Wie von Göttern gesandt hielt mich ein Zauber(fest) einst
Da ich müssig und still über die Brüke gieng)
Auf der Brüke da ich vorüber ging,

---

gleichzeitig, vielleicht in der nemlichen Stunde geschrieben und vielfach verändert. Der unmittelbare Einblick in die Arbeit des Geistes ist sehr interessant, und ich glaube, dass die Reliquie, in einer ganz genauen Abschrift mitgetheilt, jedem Literaturfreund angenehm sein muss. Hier folgt denn eine solche. Was ich in Klammern setzte, ist im Original entweder ausgestrichen, oder als ausgestrichen zu betrachten, indem die Correctur von Hölderlins Hand darüber oder daneben steht. Nur Strophe 2 und 3 hat er selbst eingeschlossen. Das im Druck durch grössere Schrift Hervorgehobene nahm der Verfasser vorerst als geltend an.

Wann, wo und wie dieses Gedicht erstmals gedruckt wurde, weiss ich nicht. Zu den glücklichen Verbesserungen in der Ausgabe, die ohne Zweifel von Hölderlin selbst herrühren, gehört auch die, mit feinem Gefühl, wiederhergestellte ursprüngliche Lesart des letzten Worts in Str. 4 (tönt). Dass die Herausgeber der Sammlung, Uhland und Gust. Schwab, das erste Concept bei ihrer Redaction vor sich hatten, schliesse ich aus einigen Vormerkungen am Rande. Ich habe das Blatt von einer Schwester des Dichters erhalten.

Eduard Mörike.

(Ein vertriebener Wandrer
Der von Menschen und Büchern flob)
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

[Ach! da rauschte (vor mir) der Strom (zögernd und eilend — — —)
Schon in zögernder Eil', aus dem Gebirge heim
In die sonnigen Fernen]
[Und es rauschte (dahin) der Strom (schön wie des Jünglings Geist)
(Wenn er) (zögernd hinaus in's Land) (Fort in die Ebene)]
Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugeben,
(traurig froh in die) (In die Wooge der Welt)
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Holde Schatten geschenkt (deine) und die Gestade sahn
(Treu) All ihm nach und es bebte
Aus den Wellen ihr (freundlich) lieblich Bild.

(Aber) Mit dem Schiksaal vertraut sah das gigantische
Bergschloss (schaurig herab) mahnend ins Thal, luftig, bis auf den Grund
(Vom Gew— — —) Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goss — —

(Schluss fehlt.)

Die Mörike nicht bekannten Schlussstrophen stehen im Stuttg. fasc. I 12, p. 7. Sie weichen nur wenig von b ab.

Ihr verjüngendes Licht über das alternde (darüber ausgestr. *sterbende*) *Riesenbild* (zuerst *über die alternden Mauern, Trümmer*), *und umher grünte lebendiger Epheu; freundliche Wälder Rauschten über die Burg herab. Sträucher blühten* darüber ausgestr. *woogten*) *herab bis . . Aber unten am Strom* (ausgestr. *ruhen*) *im heitern Thal An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold Deine fröhlichen Gassen Unter duftenden Gärten ruhn Wo — —*

Unser Text folgt der Reinschrift (b), von der der Text der Aglaia nur in der Interpunktion und Schreibweise abweicht. Eine spätere Überschreibung (breite Feder) mochte ich im Text nicht berücksichtigen; sie sei darum hier im Anhang gebracht v. 13 ff. *Aber* (zuerst *Ach!*) *ferne vom Ort, wo er geboren — — Die dunkle die Lust, welche den Halbgott treibt, Dir den Deinen,*

den Strom hinab. v. 25 *grauliche* spätere var. für *alternde* v. 27 statt *Wälder* schreibt die Reinschrift möglicherweise *Bilder;* a und c bringen das wahrscheinlichere *Wälder*, das auch in unserm Text beibehalten wurde. v. 32 *ruhn* corr. für *blühn.*

Die Götter.

Homb. Folioheft III 21 (Reinschrift) erster Druck Aglaia 1801. Unser Text folgt der Reinschrift. Erstdruck v. 5 *kennt.* für *kennt*, der Hs.

Der Nekar.

Homburger Foliobuch III 22 (Reinschrift) erster Druck Aglaia 1801. Als Vorstufe hat der Entwurf zu dem Gedicht Der Main zu gelten. Es mag glaubhaft erscheinen, dass im Namenwechsel der gefeierten Ströme der in der ersten Hälfte des Jahrs 1800 vollzogene Ortswechsel Hölderlins angedeutet ist. Das Gedicht Der Nekar wäre dann in die nachhomburger Zeit (ungefähr Mitte 1800) zu verlegen. In der Tat atmen die ersten drei Strophen (die im Main keine Entsprechung haben) ganz die Luft der schwäbischen Heimat. Strophe 8 *(Wenn sein Granatbaum reift . .)* hat in der trunkenen Sattheit der Bildmotive sowie der Rapidität des Sprachflusses kaum ein Gegenstück in den Gedichten dieses Bandes; die Sprache der Spätzeit kündigt sich hier schon an. Unser Text folgt der Reinschrift, von der der Text der Aglaia nur unwesentlich in Interpunktion und Rechtschreibung abweicht (besonders v. 2 zweimal Semikolon statt Komma der Hs.).

EMPEDOKLES

Die Empedokles-Bruchstücke gehören verschiedener Zeit an und sind an verschiedenen handschriftlichen Örtern überliefert. Der Haupttorso (Der Tod des Empedokles, erste u. zweite Fassung) ist — meist in kleiner, flüchtiger Schrift — in ein zusammenhängendes Quartoheft (Stuttg. fasc. II) eingeschrieben, die Ätna-Fragmente (III. Stufe) — stark verwirrt infolge der sich ineinanderschiebenden Entwürfe — auf pag. 59b—74b des Stuttg. Foliobuchs (über das Stuttg. Foliobuch vgl. Bd. IV, S. 271). Hölderlin hat vom Empedokles nichts veröffentlicht; die Bruchstücke wurden im Zusammenhange erstmals herausgegeben von Christoph Schwab 1846 (eine kleinere Probe S. 172 v. 1 — S. 178 v. 23, S. 189 v. 5 — S. 190 v. 17 und die Ätna-Fragmente schon 1826), und sind von da ab in sämtliche Werkausgaben

übergegangen (als relativ selbständig — weil unmittelbar auf dem handschriftl. Nachlass fussend — sind zu nennen: B. Litzmann 1896, W. Böhm 1910, Zinkernagel ‹kritische Ausgabe› 1915).

Die Textentzifferung Schwabs muss im ganzen als recht gute bezeichnet werden; dass sie bisweilen lückenhaft ist und ihr eine Reihe von Lesefehlern unterlaufen sind, darf ihr als einem ersten Editionsversuch bei dem besonderen Charakter der handschriftlichen Überlieferung nicht zum Vorwurf gemacht werden. Um den ohnehin schon umfangreichen Anhang nicht noch mehr zu belasten, habe ich — einige flagrante Fälle ausgenommen — auf Auseinandersetzung mit dem Schwabschen Erstdruck verzichtet, zumal dieser im einzelnen von den späteren Ausgaben schon überholt ist.

Die Literatur zum Empedokles ist nicht sehr umfangreich. Ich erwähne: W. Böhm Dissertationsschrift: Studien zu Hölderlins Empedokles, Weimar 1902 (ders. Einleitung zu Höld. sämtl. Werken 1911); von der älteren Literatur: Alexander Jung: Hölderlin und seine Werke, Stuttgart 1848, S. 49—75. Das meiste während der folgenden 70 Jahre über den Empedokles Gesagte steht unter dem treu ringenden, im Einzelnen sogar tiefen Versuche Jungs.

I. Stufe: Der Frankfurter Plan

Ausführl. Szenenentwurf Stuttg. fasc. III 10 (Quartoconvolut Wz. H. N. und Krone, Schulheft. Die zweite Hälfte der Blätterlage bringt Hyperionbruchstücke; auf Seite 3—6 des Heftes in riesenhaften kindlichen Schriftzügen: *1. Der Lehrsaz heisst 2 gleichen Seiten, liegen gleiche Winkel gegenüber — — den man verlängere c a, c b nach f und g, und c f = c g und mache von a eine linie nach g und von b eine Linie nach f, und sage, wenn 2 gleichnammig Seiten c g, c a des Dreiecks g c a gleich sind, denn 2 gleichnammichten Seiten f c des Dreiecks f c b, und der von den gleichnammichten Seiten eingeschlossene Winkel a c g, so ist auch der 2. Winkel f des anderen Dreiecks und der 3. Winkel c a g des einen Dreiecks ist gleich dem dritten Winkel des andern Dreiecks und a g = b f. nun ist aber c g — c b = c f — c a den ist c g = c f und c b = c a. so ist auch c g — c b — —*). erster Druck Schwab 1846 II, S. 300. Die genaue zeitliche Datierung des Entwurfs erlaubt uns der Brief an den Bruder vom Juli oder August 1797 („Ich habe den ganz detaillirten Plan zu einem Trauerspiele gemacht, dessen Stoff mich hinreisst"). Zum Inhalt des Entwurfs sei nur dies gesagt: die erste Idee des Empedokles-Dramas entspringt offensichtlich am Hyperion. Wenn von des Empedokles Kulturhass und Verachtung alles sehr bestimmten Geschäfts gesprochen wird, so schwingt deutlich der Unmut der letzten Hyperion-Briefe mit. Die Rolle, welche der Familie

des Empedokles in diesem Entwurf zuerkannt ist, wird bald von Hölderlin selbst als zu enges Motiv empfunden und ausgeschieden. Die Gestalt des Empedokles atmet noch nicht ganz in freier Luft.

(Zum Text. S. 67 Z. 7 *leidend* corr. für *traurend* Z. 12 *Herz* corr. für *Wesen* S. 68 Z. 9 *herzliche* corr. für *liebe* dann gestr. *liebende* S. 70 Z. 9 zuerst *.. wodurch das endlich sein Entschluss reift, nemlich ..* S. 71 Z. 5 *unruhig* corr. für *ohne Ruhe* Z. 8 *zeigt* corr. für *bringt* Z. 10 *an* corr. für *um*.)

I. Stufe: Der Tod des Empedokles

Stuttg. fasc. II Quartoheft. Erste Fassung p. 1—22 und 50—167; dazu Beil. 1. 2. 4. Zweite Fassung p. 23—49 (Reinschrift der 1. Hälfte p. 172 Z. 1 bis 178 v. 23 Stuttg. fasc. I 40, p. 165—177), dazu ein Blatt im Homburger Foliobuch (IV).

Erste Fassung. Erst auf dieser zweiten Stufe wird die Idee leibhaft. Viele kleine Motive und Zufälliges des ursprünglichen Planes sind hier ausgeschieden (Familienszenen, Errichtung und Umsturz der Bildsäule, Auffinden der vom Ätna ausgespieenen Schuhe).

In dem grossen Emp.-Monolog *(In meine Stille kamst du leise wandelnd — —)* wird der innerste Punkt des tragischen Konfliktes enthüllt, von dem aus wie aus dem Herzen her der Blutkreislauf des Gesamtdramas bedingt ist. Im Priester Hermokrates ist ein sichtbarer Gegenspieler für Empedokles geschaffen (der frühere Entwurf spricht nur ganz allgemein von Neidern), auch der übrige Personenkreis bestimmt gestaltet.

Im ganzen betrachtet, fällt diese Stufe durch eine gewisse Überbreite und Überfülle des Schusses auf. Diese einzuschränken ist offenbar der Sinn der sog. zweiten Fassung.

Zweite Fassung (Stuttg. fasc. II, p. 23—49). Die präludierende Panthea-Delia-Szene kommt in Wegfall. Das Stück beginnt sofort mit dramatischer Bewegung. Die Auflösung des bisherigen jambischen Versmasses in freiere Rhythmen (mit überwiegend daktylischem Schlage) will auf Verlebendigung des Tons und unmittelbaren Ausdruck der redenden Leidenschaft dringen. Der Schwerpunkt dieser neuen Bearbeitung liegt auf der Rede des Mekades (S. 177/78), die die übermütigen Auslassungen des Empedokles auf der Agora wiedergibt.

Text. Erste Fassung.

1. Akt 1. Scene (Zwei Priesterinnen der Vesta) S. 75 Z. 1 *geheimen* var. für *heimlichen* Z. 2 nach *stand er* gestr. *unter dem Ahornb*[aum] Z. 3 gestr. Ansatz *Wir sind der Vesta Prieste[rinnen]* (vorher *O Priesterinn der Vesta*

stelle — —) *Ich liebe — —* Z. 4 gestr. Ansatz *Wie könnt ichs, da ich — — seit gestern hier — —* Z. 5 zuerst *doch einst, als ich noch ein kleines Mädchen war, sah ich ihn die Rosse lenken . . .* Z. 10 f. zuerst *regten sich* (dann *wurden bewegt* dann *drängten herauf*), *wo er nahe sei.* Z. 14 *Doch* var. für *aber* Z. 15 f. *und dann hinweg* var. für *doch länger nicht* Z. 19 f. zuerst *von solchem Manne. Hat* (zuerst *Kann*) *er denn auch wie wir Sein Laid und seine Lust. — —* (dann *Zuweilen seine Lust nach dem Laide Bald leere Tage, wo er sich als unbedeutend dünkt — —*) S. 76 Z. 5 früherer Ansatz *Im Abornschatten sah — —* Z. 7 zuerst *Mit wunderbarem Sehnen blikt' er bald Zur Erd' hinab — — Als hätt er da und dort — —* Z. 9 zuerst *und bald in seinen Hain* Z. 10 zuerst . . *als wär' ins blaue Meer Des Aethers ihm das Leben weggeflogen . .* Z. 12 *ergriff* corr. für *erschrökt* Z. 15 zuerst *Das ahnte mir* (für *So dacht —*) *— und lange wusst' ich — — o nein! o nein! er stirbt nicht* (dann *o nein er kann nicht sterben* dann *O nein! ihr guten Götter!*) Z. 17 *erinnerst* var. für *wähnst* Z. 18 zuerst *der helle Tag der Sterblichen . .* Z. 20 nach *die Welt* ausgestr. *und meiner Aerzte Kunst* Z. 21 gestr. Ansatz *der Freund — —* Z. 23 zuerst *da rann durch — — da fasst ein Zauber mich und fröhlich leicht — — söhnte sich mein fliehend Leben — — wie versöhnt — — da fesselte die und süss rauschet — —* S. 77 Z. 1 gestr. Ansatz *wie zurükgekehrt zur* (für *ins*) *ersten . . sinnenfreie* corr. für *sinnenlose* Z. 4 *Wesen* var. für *Leben* Z. 6 *Tag* corr. für *Licht* (zuerst *Tageslicht*) zuerst *Da stand er vor mir . .* Z. 8 gestr. *und gross und grösser stand mit jedem Augenblik der ein — — ach* var. für *und* Z. 9 zuerst *dem heitern Licht* Z. 10 neben *zarte* in Klammer gesetzt *goldne* Am Ende der Panthearede in Klammer *Du Heiliger! im Traum und Wonne lag ich aufgelöst.* Z. 14 neben *O Panthea!* eingeklammert *wie wird dir!* dann *du nimmst die Sinne mir* (für *dir* und *mir*) Z. 12 Hs. wohl versehentlich *Der Ton der aus seiner Brust!* Z. 13 zuerst *und sein Wort!* Z. 16 zuerst *in seinen Himmelshöhn, mein Geist wie eine Lerche, sich verlöre. Ach! ich spreche thöricht, Liebe.* Z. 20 zuerst *am Frieden seiner Brust Ergözt er sich — —* Z. 22 *Glüklichen* var. für *Seeligen* Z. 23 in der Hs. ist die erste Vershälfte durchstr. S. 78 Z. 2 zuerst *Ihm auf, und inniger und zärtlicher bewegt In Liebeswonne — —* dann . . *bis aus der Nacht des heiligen Entzükens ihm Gedanke, wie die Sterne* (dann *gleich den Sternen der Gedanke*) *springen — —* v. 7 *künftger* var. für *seiner* v. 5 gestr. Ansatz . . *und er um sich schaut Mit hohem Aug — —* (dann *die Welt vor ihm Erscheint;*) *hast du so ganz den seltnen Mann Gefasst — —* v. 6 darüber gestr. *der Völker gährend Leben* v. 6 f. *stillern* var. für *grössern* zuerst *und der stille dahinwandelnden Natur — — hier lebt und nährt er, wie ein Gott . .* v. 10 zuerst . . . *wenn des Gewaltigen Der brausende Tumult be*[darf] (dann . .

seines Geistes bedarf) v. 14 zuerst *und wenn sie dann um ihn* (dann *nun erst recht*) *Im stürmischen Gewoog* — — v. 15 gestr. *des immerfremden hohen Mannes sich* — — v. 16 zuerst *ehe sie sichs denken* v. 17 Hs. eigentlich *in seine Schatten* . . v. 22 *wie* var. für *o* v. 24 zuerst *und was ists, wenn ich Ihn* . . v. 25 die Hs. schreibt versehentlich *sich* statt *sind* zuerst . . *ein Traum davon* v. 26 zuerst *Sein jung*[er] *Freund* . . S. 79 v. 2 zuerst *Ihn jeden Tag* . . v. 9 zuerst *und Einer hat izt die Gunst der Frauen fast allein — Sophokles!* v. 13 zuerst *Lebendig klar ins Dichterauge schien* dann *Erschien und sich in seine Seele gab, Damit der fromme Dichter* — — v. 19f. zuerst . . *wer sie sei, die Hohe, stolze* (dann *welche von den Frauen*) *Die zärtlichernste, stolze Heroide Die er Antigone genannt; doch sind Wir stolz dabei* — — v. 26 zuerst *Und es verliert* . . *sich nicht* . . v. 28 *opferst* corr. für *beuge[st] übergross* var. für *gränzenlos* corr. für *räthselhaft* S. 30 v. 2 *unbegränzten* corr. für *übergrossen* v. 3 zuerst . . *es ahndet dir sein Unt* — — v. 11 zuerst — — *wie sein Held* der Satz v. 11—14 ist in der Hs. in Klammer gesetzt, offenbar in dem Gefühl, dass der Sinnspruch im Munde des Mädchens zu kriegerisch klingt v. 21 zuerst *Zu mir [die] Götter — du vermagst es wie er Uns zu belaidigen* (dann *versuchst umsonst* . .) S. 81 v. 4 gestr. Ansatz *in seines Gartens Morgen Die eigne* — — v. 8 urspr. Ansatz *Gesehn — nun komm und siehe! wie die Welt* — — dann *es war ein Wunsch! ich will* — — v. 10f. zuerst *Als könnten es die Götter nicht ertragen Wenn unsre Hoffnung schneller wie sie* — — dann *Als liebten unser ewiges Gebet Die Götter nicht* v. 14 gestr. Ansatz — — *von dem ich fern* dann *ich wollte gern Ich wär ein ander Mädchen, wie die andern sind (*dann *gleich die Übrigen*) *und bäte nichts Als Sonnenschein von euch Und Reegen, könnt' Ich nur — o ihr Geheimnisse!* (dann *ewiges Räthsel!)*

2. Scene (Kritias. Hermokrates.) S. 82 v. 1 zuerst *Wer sind sie?* v. 6 zuerst *die böse Sage* — — v. 8 zuerst *Wie all'; ich wollt' er wäre* (*hin* gestr.) *weggegangen — In ferne Wälder oder übers Meer Und wo ihn sonst der gränzenlose Sinn* — — v. 10 zuerst *in der Erde Höhlen und wohin Der gränzenlose Sinn* — — v. 13 über *wilde* gestr. *böse* S. 83 v. 2 zuerst *seit dem Tage, da der Mann Sich vor dem trunknen Volk* — — am Ende von v. 3 folgende Anmerkung: *Bei uns ist so etwas mehr eine Sünde gegen* [den] *Verstand, Bei den Alten war es von dieser Seite verzeihlicher, weil es ihnen begreiflicher war. Nicht Ungereimtheit, Verbrechen war es ihnen. Aber sie verziehen sie nicht, weil ihr (zarter) Freiheitsinn kein solches* (für *stolzes*) *Wort ertragen wollte* (für *konnte*). *Weil sie es mehr ehrten und verstanden, fürchteten sie auch mehr den Übermuth des Genies. Uns ist es nicht gefährlich, weil wir nicht berührbar sind dafür.* v. 4 *trunken* corr. für *sinnlos* v. 5 zuerst *Sie achten kein*

Gesez und keinen Brauch Und keine Noth und keinen Richter mehr. v. 8 Hs. *Gleich den friedlichen G.* v. 9 gestr. Ansatz *Ein Fest der Feste — —* zuerst *Bescheidne Feiertage sind verglüht* (zuvor *sind nicht mehr*) v. 14 *ins Ungewitter* corr. für *in sein Gewitter* v. 15 *Geists* corr. für *Kraft* v. 20 zuerst *Er soli allein, er soll . .* S. 84 v. 1 gestr. Ansatz Für *einen Sterblichen — —* v. 3 *verstossen* var. für *verstiessen* v. 9 zuerst *Doch noch ist seine lezte Stunde nicht Gekommen; denn empört von seinem Fall Wird er noch einmal furchtbarer* (darüber *wildempört, tödtlicher*) *hervvrgehn, Und fordert sich im Zorne wieder, was* (zuvor *. . Und sich im Zorne wiedergeben, was*) *Er hatt' und war und furchtbar träumend wird Er sprechen gleich den alten Übermüthigen* (zuerst *und sprechen werden wir Ihn hören gleich den Übermüthigen*) v. 11 *sorg' ich* corr. für *ich weis* v. 13 zuerst *. . Wird nun an seiner Rache sich entzünden* v. 17 zuerst *Die Götter seien durch sein Wort geworden.* v. 18 *Dann* corr. für *Nun* gestr. Ansatz *Sein Auge wird die weite . . Welt Wie sein geraubtes Eigentum erkennen, Und ungeheure Wünsche werden sich In seiner Brust bewegen. Lieb und — — Wird sich die Flamme brechen. Allversengend wird Er weite Bahn sich machen wo er hin Geräth und Lieb' und Lust und Treue* (darüber *Frieden*) *kann Er unter den Lebendigen nicht dulden, — —* v. 23 var. *in langer Zeit* v. 24 zuerst *. . und Sage reisst Er um und — —* S. 85 v. 2 *Toben* var. für *Schreken* v. 6 statt *Hainen* in früherer Fassung *Gärten* v. 7 zuerst *. . eh er noch Beginnt* v. 11 zuerst *. . Dann werden sie zugleich — —* v. 13 zuerst *Und ihn hinaus in öde Wildniss treiben,* v. 16 zuerst *Doch wenn er nun des Volks Mit kühnem Sinne sich bemeistert . . .* v. 21 zuerst *wenn er vom Fluche* (dann *heilgen . .* dann *deinem Fluche*) *leidet . .* S. 86 v. 4 zuerst *Der so mit heilgem Fluch gezeichnet ist?* v. 5 *wie* corr. für *als* v. 7 *sich ändern* corr. für *erkalten* v. 8 f. zuerst *mit Augen wieder sehn, den armen* (dann *sehen, den sie schon Erhoben in die — —*) v. 12 *giengen* var. für *irrten.* v. 16 zuerst *. . Sich jeder still in seinem Hause halten* v. 18 *kommen* corr. für *gehen* S. 87 v. 2 zuerst *Lass uns gehen, dass wir nicht In ein Gesp*[räch] *— —*

3. Scene (Empedokles) v. 4 zuerst *Du riefst mich herauf — in meiner Ruhe drunten — —* dann *Zu meiner Ruhe* (dann *In meine Stille*) *kamst du leisewandelnd binab Und fandest im kristallnen Dunkel Mich aus, du Freundlicher! ich hörte ferne schon Dich kommen, oben über der Erde vernahm Ich wohl dein frohes Wirken* (zuerst *dich*) *— —* v. 10 zuerst *Kräfte der Höh'! o mein, o — —* v. 13 zuerst *Ihr wuchst indessen, des Himmels Quelle tränkte* (zuerst *mit seinem Lichte tränkte*) *Mit Lichte täglich die Bescheidenen Und Lebensfunken sätest du Vater Aether Befruchtend über die Blühenden aus. — Natur! — —* v. 21 *brachte* var. für *gab* v. 22 f. zuerst *Ach sonst! O bei*

den heilgen Bäumen, wo sich still Die Wasser sammeln, und die Dürstenden Am heilgen Tage sich verjüngen (dann *die Dürstenden erfrischen*) *auch mir Auch mir, ihr Quellen des Lebens strömtet ihr einst Aus Tiefen der Welt und die Dürstenden kamen zu mir — — vertroknet bin Ich nun und nimmer freun die Sterblichen Sich meiner. Bin ich ganz allein? und ist Es Nacht hier oben auch am Tage? weh!* S. 88 v. 12 f. zuerst . . *und weh! und die Brust Die euch geliebt, stosst ihr mir* (für *habt ihr mir*) *hinab und schlosst in schmählich enge Bande Die Freigeborne, die unsterblich ist, wie ihr* (vorher *des — — bedarf* dann *aus sich allein* dann *der Unsterblichkeit Gebührt), die* (dann *Und) keines andern ist? und leben soll Er* (zuerst *Ich*) *nun so fort? der Langverwöhnte Der seelig oft mit allen Lebenden Ihr Leben oft in froher* (var. für *heilger) Stunde — — — dulden sollt ichs?* (zuvor *Ich duld' es nicht*) Über v. 16 gestr. *die Knechte* v. 18 ff. zuerst *Das sollt' ich? sollte kindischlüstern nun Zur Macht* (dann *Göttermacht*), *worinn ich wandelte, zurüksehn, Um Tag für Tag in tieferer Vernichtung Hinunter mich zu fühlen, und den Staub Der Pfade küssen — —* dann *Ich habe mich erkannt; ich will es weit Wie euer Himmel ist, mir machen* (früher *und offen um mich machen. .*), *Luft Will ich mir schaffen, ha! und tagen solls! Hinweg!* (zuvor *hinweg! der stille Garten taugt dir nicht* dann *die Stille taugt dir nicht*) v. 22 zuerst *Im schönen Traume gieng — — das wars? Gutmütiger — —* v. 23 var. in Klammer *Von euch, ihr jugendlichen Tage, muss Ich Abschied nehmen ohne Wiederkehr* v. 24 zuerst *— — geliebt von allen Göttern Und innig, wie ihr umeinander lebt So lebtet ihr in mir o es war Kein Traum, an diesem Herzen fühlt' ich euch . .* S. 89 v. 1 ff. zuerst *Du stiller Aether, wenn der Sterblichen Unstetig Irrsaal schmerzend oft mich traf Und heilend du die liebeswunde Brust Umathmetest, du Allversöhnender Und dich, o allentfaltend Licht, wie oft Hab ich mit frommem Sinne dich belauscht! Und euch, ihr andern, Ewigmächtigen* (frühere Fassung *Und euch, ihr andern, allentfaltend Licht, Ihr Quellen und Flammen der Erde* dann *Mit frommem Sinn, o allentfaltend Licht! ihr Quellen und Flammen der Erde — —*) *Und wie sie all in ewiger unverlezbarer* (darüber *heiliger, unvergesslicher*) *Liebe sich einigen — — Und da ich oft auf Bergeshöhen* (dann *— Gipfeln*) *stand Und — —* v. 17 *Die Gütigen* ist in der Hs. in Klammer gesetzt; dar. ausgestr. *Durch Güte sie* zuerst *an dich verrathen* v. 19 *unter euch* in der Hs. eingeklammert v. 20 zuerst *mir allein* v. 21 *giessen* var. für *rufen* (zuerst *sagen*) v. 22 zuerst *kein Besserer denn ich Vom Haupte mir, die priesterliche Krone* nach v. 24 folgen in der Hs. in Klammer gesetzt diese zwei Zeilen: *Hätt' ich nur meinen Nahmen nie genannt Und wär' ich lieber wie ein Kind geblieben.*

4. Scene. (Empedokles. Pausanias.) S. 90 v. 5 zuerst *dann richte deinen Spruch* . . . v. 13 zuerst . . *und da ich izt von ferne sah* — — v. 14 zuerst . . *da find ich wild* (für *dich*) *dein Auge dir zerstört, du Göttlicher Vom Haupte bis zur Sohle dich* — — später *da find ich so Dich um und um zerstört und darf es dir Du hoher Mann nicht nennen, ach! Vom Haupte bis zur Erde dich zerrissen* (Bemerkung am Rande: *wie den blizgetroffenen Stamm* ⟨darüber *Wald*⟩ dann *wie die Eiche, die Zeus erschlug*) v. 18 zuerst *Es ist des Mannes Stimme, der sich mehr zu seyn* . . . v. 19 *viel* var. für *sehr* v. 20 *gütige* corr. für *himmlische* S. 91 v. 1 zuerst *Was ist Zu sehr?* — — *Geliebt zu seyn,* — — v. 3 *viel* var. für *sehr* v. 5 ff. zuerst *Vor kurzem, da die heilge Jugend noch Aus meiner Seele nicht gewichen war, Ach! da ihr mich* (ausgestr. *noch lieb* — —) *den Innigliebenden Noch liebtet, schöne* (darüber *hohe*) *Genien der Welt! Ihr immerheitern!* — — *O Tagesgott! himmlisch Licht!* — . . . v. 13 ff. zuerst *Und blindlings hieng lange die Lust dir nach Und wusste nicht* — — am Rande in Klammern *Vertraute dir mich an, wie eine Pflanze* v. 19 *überstralst* var. für *überträgst* v. 20 ff. zuerst . . *Und deines Geistes Farben alles trägt So taucht auch ich das Leben in Gesang* (dann *So grüsst auch ich das Leben mit Gesang*) *Denn deine Seele war in mir, und furchtlos gab Mein schlagend Herz der ernsten Erde sich Der schiksaalvollen* — — S. 92 v. 1 u. 2 in der Hs. durch Striche beanstandet. v. 5 f. zuerst *Und zärtlich tönten ihre Quellen, und ihr Grün Und ihrer Blumen süsse Ruhe nahm* (corr. für *sprach*) — — v. 7 zuerst *Der stille Geist, der Göttlichen mich an* v. 8 f. zuerst *All deine Freuden theiltest du mit mir, Du freudigtrauernde!* (dann *So wie die seelenvollen die der Trauer entblühn Die allein* — — später *Und ihre Freuden alle gab sie mir* dann *All' ihre Freuden gab sie nicht wie sie den Schwächern Sie zubereitetest, rein, wahr* (darüber *lebendig*) *herrlich, wie sie sind Und warm und wahr aus Kampf und Liebe kommen — Sie alle gabst du mir und wenn ich still* (dann *oft* var. *fromm*) *Auf hoher* (darüber *ferner*) *Haide sass und staunend Der Menschen heilig Irrsaal übersann Zu mächtig von deinen Wandlungen ergriffen* v. 20 ff. Entwurf *Ich wars! o könnt' ich sagen, wie es war! Noch Einmal ihn* (dann *diss*) *in meine Seele rufen Den Götterbund, den Mächtigen* (dann *den frommen Götterbund und seine Freudenfeier Worinn er stündlich ewig sich verjüngt*) *dass meine todte Brust* (darüber *dass hier die stumme, todesöde Brust*) *Von seinen Liebestönen wiederklänge! Ja! tief bin ich gefallen Bin ich es noch? bin ichs?* (darüber *o Götter;* dann *o Leben!*) *und rauschten sie mir Die Melodieen alle des Lebens und hört Ich deinen tiefen* (dann *sichern*) *Einklang, grosse Natur! Wenn mühelos in heitrer* (darüber *stolzer*), *heiliger Liebe* (darüber *wo göttlich frei sie in zartestgeschiedner (?) Liebe*) *sich finden Und halten die jugend-*

lichen (dann *stolzen*) *Mächte der Welt Und lebt ich mitten — — Ach!* Unser Text v. 20 *sagen* var. für *nennen* v. 21 *Wandeln* var. für *Werden* S. 93 v. 5 *grosse* corr. für *heilge* v. 7 gestr. Ansatz *O Sonn — —* v. 10 *ewig* corr. für *vollem* v. 11 ist in der Hs. eingeklammert v. 12 f. zuerst *und es reisst An meinen* (corr. für *allen*) *Lebensbanden mir Mein Liebling! Du auch bist von mir genommen* v. 15 zuerst *Das seh ich wohl . .* v. 20 ff. zuerst *Ich glaub es wohl, auch deine Seele geht* (darüber ausgestr. *schliesst* dann *kehrt*) *In sich zurük, zu Zeiten, wenn sie sich genug Der Welt entfaltet, so wie alles wacht Und schläft, und auch die Erde, die Du liebst sich oft in ihre Ruhe schliesst Bist du denn meh — —* S. 94 v. 1 zuerst *Verschmähe nicht den Unerfahrenen Und denke nicht, weil ich, wie du dein Glük Nicht inne ward, so könn' ich, da du leidest Nur ungereimte Dinge sagen!* (dann *dir nichts denn . .* am Rande *dir eitel . .*) *. . doch hab' ich — —* v. 8 ff. zuerst *Dein herrlich Wort im Augenblike mir . .* dann *Ein Wort von dir in einem Augenblik Das Leben vieler Jahre schöpferisch Mir gab, dass eine neue Zeit von da Begann — —* v. 14 *zeichnetest* corr. für *öffnetest* v. 17 ff. zuerst *. . Ein fehlend Glied zum Körper Mit sichrem Blik der tiefe Künstler zeichnet* (dann *mit sichrem Blik der Künstler Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde knüpft . .*) v. 19 zuerst *und kennst und liebst . .* v. 20 zuerst *dass du allein vertraulich, wie kein Sterblicher Sie lenkst — —* S. 95 v. 4 ff. zuerst *So muss ich denn? hab ich denn nicht genug Gesagt? und besser wäre* (für *werde*) *dirs, du wüsstest Von mir und allem, was ich leide nichts* v. 8 ff. zuerst *Ich kann es nicht aussprechen, heilge Natur! Die du den Frommen* (dann *Reinen*) *gegenwärtig bist, Und unbekannt den Übermüthigen Pausanias! — — Paus. Was soll ich? nenn'* (für *sage*) *es mir! Emp. Sage mir Ist alles klein, was Menschen nicht ersonnen, — —* Hier steht am Rande die Bemerkung: *Seine Sünde ist die Ursünde, desswegen nichts weniger als ein Abstractum, so wenig, als höchste Freude ein Abstractum ist, nur muss sie genetischlebendig vorgestellt werden.* v. 10 f. zuerst *. . und mich zum Herrn Gesezt, ein übermüthiger Barbar! in deinem Leben allem* (für *in allem deinem Leben*) *warst Du mir erschienen oft und innig* (dann *an deiner hohen Einfalt hielt' ich dich . .*) v. 14 zuerst *die ihr den Sterblichen mit Freude nährt . .* erste Fassung *Und weil du immergleich in deiner Göttlichkeit Mir wiederkehrtest, ehrt'* (zuerst *dacht*) *ich deine Seele nicht* (dann die Singularformen durch die pluralischen ersetzt *. . . ihr Guten* (für *stillen*) *ehrt' ich Eure Seele nicht.*) *Ich hatte nun dich ausgelernt, ich kannte dich Und dienstbar warst — —* v. 16 zuerst *wie sollt ich sie* v. 18 zuerst *Mir unterthan geworden . .* v. 19 *Stolz* corr. für *Wahn* nach v. 21 Zusatz in Klammer: *Heiliges zu schmähn, verstehst Du das?* (ausgestr. *und muss*) *Ich habe dirs gesagt. Nun geh und tröste nimmer. — Was ists? was siehest du?* v. 22

zuerst *Wie konntst du so verzagen, kühner Geist* S. 96 v. 3 gestr. *O kommt . . . Wer hoch — —* v. 4 zuerst *So spricht kein Mensch, wie du* v. 5 gestr. *. . . Du hättest wohl — —* v. 7 zuerst *. . . und Kräfte nicht, wie du* v. 8 zuerst *. . drum sprachst du auch . .* v. 13 gestr. Ansatz *Ich glaube — —* v. 15 zuerst *was haben sie bei mir Zu suchen.*

5. Scene (Empedokles. Pausanias. Hermokrates. Kritias. Agrigentiner) S. 97 v. 3 *sieht* var. für *scheint* v. 6 zuerst *. . wie eine Beute, . .* Z. 9 *reift* corr. für *wächst* zuerst *doch glaubt, nicht alles ist für euch gewachsen.* v. 11 ff. zuerst *— — ich rath es euch Geht hin, besorgt was euer ist, und menget In meine Trauer euch nicht ein.* v. 12 ff. urspr. Fassung *Du strebst umsonst Dem Urtheil zu entfliehen* (corr. für *entgehen*), *das der Priester dir verkünden muss* (corr. für *wird*) *und was du bist und thust, Gehört vor ihn, und vor des Volkes Auge.* v. 10 *sagen* corr. für *sprechen* S. 98 v. 1 zuerst *Nein!* v. 4 zuerst *ich habe dich ja oft Geschont . .* v. 6 zuerst *Du weisst es ja, ich hab' es dir bedeutet Ich kenne dich und deine todten Götter Ach!* (corr. für *Und*) *oft ist — —* nach v. 9 eingeklammert *Ich will ein Wort dir sagen, das vergiss Mir nicht — —* v. 10 gestr. Ansatz *Und oft entrü — —* v. 13 *Boten* corr. für *Mächte* v. 17 gestr. Ansatz *Nie gern zum — — Dienst* corr. für *Geist* v. 19 ff. urspr. Fassung *Denn ihr ihr Thoren macht die freudige* (corr. für *himmlische*) *Begeisterung* (früherer Ansatz *macht zum Knechtischen — —*) *wo um den Sterblichen In seiner Schöne gegenwärtig ist Das Leben der Natur; Die Himmlische zum knechtischen Gewerb, Und — —* Letzte Fassung: v. 20 *Göttliches* corr. für *Heiliges* (beide Worte sind in der Hs. durchstr.) v. 21 zuerst *Sein Angesicht ist feil und seelenlos Wie seine Götter. Trifft es euch?* darunter *Was zaudert ihr Und schweigt?* v. 24 zuerst *. . Fluch auf deine . . .* S. 99 v. 4 zuerst *ihr freien Bürger* v. 5 *harte* var. für *eitle* und *wilde* v. 7 zuerst *Das ziemt dem alten Manne nicht. Ich frage nur — —* Nach v. 8 eingeklammert *Denn zweifelnd Ist euer Sinn, ob er den Göttern gleich Zu achten sei* (darüber *sei wie wir*) *oder gleich den Sterblichen? Und als* (für *da*) *er lange nicht* (darüber ausgestr. *im Volk*) *erschien Da sagtet ihr, — —* v. 8 zuerst *O lasst Und tastet meine Wunde mir nicht an!* v. 9 zuerst *. . es frommet nichts, den Mann Zu reizen, der . .* dann *den wunden Sinn des Blutenden — —* v. 11 zuerst *Den Pfad, den ich betreten, ungestört, Den heilgen stillen* (darüber corr. und wieder gestr. *woblerwählten* ⟨*?*⟩) *Todespfad zu gehn.* Hierauf eingeklammert *der mich zurük zu meinen Göttern bringt. Denn meine Zeit ist kurz* (für *aus*), *und saget mir Nichts mehr — —* v. 20 *wunderlichen* corr. für *düstern* Nach v. 20 eingeklammert *Man weiss nicht,* (für *kann nicht wissen*) *was er will, und immerdar Verdunkelt und bethört er uns.* S. 100 v. 1 zuerst *Was dünket euch? er leidet, weil er sich Zum*

Gott gemacht. v. 3 *Doch* corr. für *Und* v. 4 *nur ihn* corr. für *ihn selbst* v. 6 *Unverschämten* var. für *Übernächtigen* v. 13 zuerst — — *ihr zischt um ihn herum Ihr dürft es, sinnlos grausam macht ihr euch An ihn, sinnengrob* corr. für *sinnenlos.* Bei v. 15 die Randnotiz *Kennt ihr ihn nicht mehr? pp* v. 17 ff. zuerst . . *wie magst Du diss Gewürm in deinem Runde dulden? —* v. 20 zuerst *Was ihr beginnen sollt mit mir . .* S. 101 v. 1 gestr. Ansatz *Der tolle Knabe —* v. 2 zuerst *er darf* (für *kann*) *es auch* (für *ja*) *weil Es sein Meister alles darf* (darüber *so lange* ⟨*dieses* gestr.⟩ *sein Meister — —* am Rande *Sein Meister euertwegen alles kann* ⟨für *darf*⟩) v. 8 zuerst *Der übermüthge Wille* v. 10 gestr. Ansatz *nimmermehr* v. 13 *Jünger* corr. für *Schüler* zuerst lautete der Vers *Fort mit ihm Mit dem Jünger und dem Meister!* v. 20 zuerst *Da seid ihr schon, und wandelt Indess er unbesorgt* (darüber *munter* ⟨*?*⟩ ausgestr. *rüstig üppig*) *zum Frevel auferwächst Still lauschend fort mit ihm und lauscht hinab* (corr. für *hört wie ihn*) *In seine Brust, wo schon den Ungezähmten Die ruhelos geschwäzige verräth — Auch diesen kennet ihr! den Götterfeind* (dann *Allverführer*) *der unser Volk bethört, . .* S. 102 v. 4 urspr. Ansatz *Und Hohn — —* v. 6 zuerst *Und unverborgen war euch lange schon Der Sinn des Allverlangenden ihr Furchtbaren!* (darüber *so lang er schwieg des Mannes Sinn*) v. 8 zuerst *er hats begonnen . .* dann *und was Ihn versucht* (corr. für *trieb*) v. 9 *müsstens* corr. für *würdens.* v. 14 zuerst *Das schöne Land mit seinen Schäzen allen* v. 17 *böse* corr. für *wilde* v. 22 zuerst *was trautet ihr . .* S. 103 v. 2 urspr. Fassung *Du wägst Und abndest du nicht, wie jezt* (für *dich*) *das Wort der Götter, die du lästertest,* (vorh. *der Götter Wort, die du verhöhnt*) *Von deinem Munde nimt, was Leben bringt Auf dieser guten Erde. Dich nähre der Quell Nicht mehr, und die Flamme diene nicht,* (am Rande gestr. *und die Lüfte*) *Der Götter Gaaben, Die du lästertest.* (früherer Ansatz *. . es geben ihm die Götter, die Du lästertest — —*) *Du hast mit uns nichts mehr gemein. Ein Fremdling bist du unter Lebenden.* Letzte Fassung v. 5 u. 6 *nicht* var. für *nimmer* v. 6 zuerst *Und nimmer die Flamme, die uns dient, . .* v. 9 *heitre* corr. für *himmlische* zuerst *Für dich ist nicht hier oben das Licht Und Raub ists dir, — —* v. 11 zuerst *Und Seegen bringt dirs nicht, die Luft zu athmen.* v. 16 zuerst *Und wehe, wer ein Wort von dir In seine Seele willig nimt Wer seine Hand — —* v. 18 *beut* corr. für *reicht* v. 19 zuerst *Wer einen Trunk am heissen Tage dir Gewährt, und dich an seinem Tische duldet, Und, wenn du ihn um — — Dir unter seinem Dach den Schlummer schenkt . .* S. 104 v. 1 f. zuerst *. . Ich will Die Hand dir reichen, . .* v. 8 zuerst *Im heiterfreien Griechenlande drüben.* v. 10 *gönnt* var. für *giebt* v. 11 zuerst *Der Ahorn, dir, und Purpurfrucht die Rebe . .* v. 17 *Blätter* corr. für *Blumen* v. 19 ff. zuerst *Und auch die Grabes-*

flamme werd ich wohl Dir einst bereiten, dass zu deinen Göttern, Du Frommer! ihre Fittiche dich tragen. (vorher . . *dass sie wieder dich zurük Zu deinen Göttern trägt —*) v. 26 zuerst *botet nicht Die Hände mir — —* S. 105 v. 2 *wild* var. für *noch* v. 3 zuerst . . *die Knaben, dass sie mir die Hände reichten* (darüber *mir die Reinen*), *und die Kleinen trugt Ihr auf den Schultern, hieltet sie* v. 5 zuerst *Und hieltet mit den Armen sie empor —* v. 7 zuerst . . *ihr könntet wohl mit ihm . .* v. 11 *Kinder* corr. für *Unverständigen* v. 12 zuerst *Und zwangt herzlich thöricht . .* v. 14 *dann* corr. für *doch* v. 15 zuerst *Und lieber war euch diss, denn Euers war Und höher achtetet ihr . .* v. 19 zuerst *und schön und edel ist er!* v. 22 zuerst *Ich sagt' es oft zu euch:* v. 28 zuerst *Die heitern Genien — o rufet nicht das Weh!* Nach v. 29 gestr. *Ihr zögert? Was?* S. 106 v. 1 zuerst *— wir wollen nicht Von allem was du sagst — —* v. 2 zuerst *Ihm soll geschehen Wie ihm gebührt! Er mag denn — büssen* (darüber *seinen Muth*) *Er geht* (corr. für *soll*) *mit dir, und dein Fluch ist der seine* (früher *Ihm soll geschehn Wie ers gewollt. Er soll mit dir — —*) v. 6 *trift* corr. für *schrökt* v. 7 zuerst *Thiersblut* v. 8 zuerst *Besänftige die Menschen, lieber Mann!* v. 10 *den Armen* gestr. corr. für *dem Volke* v. 12 zuerst *Und eile, fli[eh] . . geh!* v. 14 ff. . . *Die Hände legen? was? ich lebe noch, Und schon begehren mein die hungernden Harpyen? Ich dacht', ihr wolltet warten, [Bis] ich todt bin, meine Leiche zu schänden?* dann *Und schon gelüstet euchs ihr hungernden. . . bis mir einst* (corr. für *wenn erst*) *Der Geist hinweg* (darüber *entflohn*) *ist . .* S. 107 v. 2 zuerst *Heilloser! weh!* (darüber *wofür? kennst du mich?*) *du wankest und es kreucht (?) Dein Pöbel hinter dich — —* darüber *es nahm mir ja doch dein Fluch Der Allbezwingende mir was? Siehe nun! so hab — —* v. 3 zuerst *Ja doch sein Wild, was steht er und zittert?* v. 6 zuerst gestr. Ansatz *Verlor auch — —* dann *Du Thor! wie mochtest du In mein — —* v. 8 gestr. corr. *Bei deiner kahlen Stirne du solltest* (corr. für *du wärst*) *Es — —* v. 10 Hier folgt in der Hs. der schon vor einigen Zeilen gebrachte Satz: *O sieh! So schändlich stehst du da*, der im Text gestrichen wurde (wie schon bei W. Böhm) v. 10 f. zuerst *und du durftest An mir zum Meister werden? ha! und durftest Mir auf die Brust des Pöbels Zähne bezen.* dann *ärmlich Werk Ists freilich wohl — —* in unserm Text ist *ärmlich* var. für *elend, jagen* corr. für *bezen.* v. 13 zuerst *Ich war erkrankt, das wusstest du, da wuchs — —* (früher *Du wusstest wohl*) v. 15 gestr. Ansatz *Und braucht das Volk — —* v. 16 gestr. Ansatz *Und so geschändet muss — —* v. 18 zuerst *Mit Narben seiner Schmach im Angesichte Dass wer ihn sieht Sich glüklich preist, dessgleichen nicht zu seyn* (früher *dass alle die ihn sehen, sich glüklich preisen Nicht seines gleichen zu seyn*) v. 21 *Ha geht* corr. für *o hörts!* v. 24 *weil*

corr. für *wie* v. 25 zuerst . . *so findet sich bald Für euch ein* dann *auch. . . der sättiget. . . der reiniget* v. 28 *dürr* var. für *wüst* v. 29 *Das Feld, wo gern für eure Väter die Purpurtraube wuchs* v. 30 *bessern* corr. für *edlen* S. 108 v. 3 *tritt* corr. für *geht.*

Die Fluchrede des Empedokles ist von Vers 29 an *(Das Land, wo sonst . . .)* bis zum Ende durchstr.; am Rande steht die Bemerkung: *Keinen Fluch! er muss lieben, bis ans Unendliche bin. Dann stirbt er, um nicht ohne Liebe zu leben und ohne den Genius. er muss den Rest von Versöhnungskraft, der ihm vieleicht ohne das hätte wieder in sein voriges heiligheitres Leben zurükgeholfen, gleichsam aufzehren.* Demnach hat die ganze Fluchrede nach Hölderlins späterer Absicht als gestrichen zu gelten.

v. 6 zuerst *Ich möchte noch ein Wort dir sagen.* v. 8 ff. *O warum? ihr Götter? — Was that der Jüngling euch? so gehe nur Du Lieber!* v. 10 *Wege* var. für *Hügel.*

6. Scene (Empedokles. Kritias.) v. 12 zuerst *Was hast du mir zu sagen?* S. 109 v. 2 ff. zuerst *Gesteb es nur! Du basstest gerne mich Doch bassest du mich nicht: du fürchtest nur Du battest nichts zu fürchten, glaub es mir.* v. 5 zuerst *Was willst du noch von mir?* v. 7 zuerst *in seine Sache* (var. für *Ränke*) *dich. Du bist daran Nicht allein schuldig.* v. 9 *scheuetest* var. für *fürchtetest* v. 11 zuerst . . *viel des überflüssigen Geredes machtest — —* v. 12 *geliebt* var. für *gemacht* S. 110 v. 2 corr. dann wieder gestrichen . . *den das Vaterland verstiess.* v. 3 f. zuerst *Ich glaub es gern; ach! unverdienter Fluch.* (für *Ich glaub es dir; denn ungerechter Fluch . .*) *Er schändet auch, wenn ihn die Unsrigen Gesprochen* (darüber gestrichen *und trift das Herz*) *— Denke dir, lieber Mann, du redest Zu* (für *Mit*) *meinem Schatten, der gereiniget Versöhnt zu dir vom Friedenslande komme! Mit treuem — —* v. 6 frühere Skizzierung *Emp. O Vater! ehre deine Panthea! Krit. Ich will es gerne hören; sag es mir!* dann *O ehre, Vater! deine Panthea! Und denke was du hast, — — Ich kenne deine Tochter; wunderbar Ist ernst der zarte, fromme Sinn, und tief* (var. für *still*, corr. für *gross* zuerst . . . *Sinn, ergriffen*) *Und stille* (var. für *heilig*) *liegt, das Laid der Sterblichen In ihr und Herrliches* (darüber *bedarf*) *und Schönes bringt allein Zu seiner Ruh ihr Herz.* (vorher . . *und ihre Ruhe bringt ihr allein*) v. 12 zuerst . . *es ist Kein Boden, Kritias* (darüber *Vater*), *für dein Kind* (var. für *deine Tochter*) In unserm Text *ich sag* corr. für *ich warne* — v. 12 f. — zuerst *Sorge du Für dich und denke nicht an ande— —* v. 14 zuerst *unbewusst in deinem Sinn . .* S. 111 v. 2 f. zuerst *Was sollt ihr denn In unsrem Lande fehlen?* v. 8 f. zuerst *Das schöne Licht umsonst in deinem Hausse? Und seine Ruhe soll der schöne Sinn Nicht finden, freudenlos in eurer Wüste Die Einsame verkümmern, denn es scheut*

Die zärtlichernste Göttertochter sich Barbaren an das Herz zu nehmen, und es dünkt (darüber gestr. *ist*) *Wie Frevel, ihr, mit dem, mit Knechtischem Und Rohem sich zu paaren* (corr. für *gatten*) *Verweigerst du, was ich gesagt so muss* — — Unser Text. v. 10 zuerst . . *es findet Ruhe nicht Das schöne* (darüber ausgestr. *edle*) *Leben* dann . . *bei diesem Volke findet*. . . v. 18 f. zuerst *Nach Elis oder Delos, wo im Lorbeerwald Die Säulen der alten Götterhelden* (darüber *Gefallner*) *alle stillvereint Im Lorbeerwalde stehn. Da wird es ihr* — — dann *Wo jene wohnen, die sie liebend sucht Wo stillvereint im Lorbeerwalde die Säulen Geopferter Helden* (corr. für *Götterhelden*) *stehn. Da wird es ihr gefallen* — — vorher *da mag am Bild Der Lebenden der zartgenügsame* (corr. für *fromme, zarte* var. für *schöne*) *Sinn sich stillen Und bei* [den] *edeln* (corr. für *heilgen*) *Schatten wird* (corr. für *mag*) *das Laid Entschlummern, das in tiefer Brust ihr liegt. Wenn dann am heitern Feste Sich Hellas schöne Jugend da versammelt* — — Der endgültige Text bringt keine neuen Varianten (bloss v. S. 112 v. 2 *stehen* var. für *sind*) v. 13 zuerst *Zur Freude wohl* — — v. 14 zuerst *Und einen wählt sie sich der Besten, die Der Gesang und Kranz in edlem* — — v. 16 zuerst *entführe* corr. für *entfliehe*. v. 19 gestr. Ansatz *Wie mag der Mann* — — v. 22 zuerst *Es sei der Sterbeblik Des Lichts, das freudig unter euch geleuchtet.* vor S. 113 v. 2 eingeklammert *es ist kein Boden Für deine Tochter, Kritias.* v. 9 zuerst *Vergeben. Sorge* — — v. 10 zuerst *So schnell das Bessere ni* — — v. 11 gestr. Ansätze *Ihr* — — *Du solist* — — *Ihr beeden sollt* — — v. 14 zuerst *Ich hörte nie dich bitten* — — *O wohin Du Armer, gehst du nun?* S. 114 v. 2 zuerst . . *meines Weges und ich weiss Wohin* — — v. 4 zuerst *dass ich so lang gezögert* — — v. 5 *was* corr. für *warum* v. 6 zuerst *bis Glük und Seele weg war* (dann *ferne flob*) v. 12 *Gelingens* var. für *Geschehens* v. 14 zuerst *Du hängst An allem; alter Thor! noch da du sprachlos Gedankenlos, auf g* — — v. 19 *die mich hegte* corr. für *so ich baute* v. 20 zuerst *Mir nicht — auch diese noch?* Hier folgt in der Hs. der Abschied des Empedokles von seinen Bäumen und Pflanzen. Doch müssen diese Verse — weil an späterer Stelle wörtlich wiederholt — hier als gestrichen gelten. Auch die Vorstufen und Varianten sollen erst an dieser späteren Stelle besprochen werden.

7. Scene. (Emp. Drei Sklaven des Emp.) v. 21 zuerst *1. Skl. Du gehest, Herr! 2. Skl. So ist wahr? sie sagen* v. 23 *das* corr. für *ein* S. 115 v. 2 zuerst *es sei* . . *Dein lezter* in der Hs. durchstr. v. 5 *lieber* corr. für *heitrer* v. 7 zuerst *und mir Ist fr* — — Nach v. 2 gestr. *Der jedem, so sich irgend mir gesellt, Verkündet* ist. . . (vorher *der über jeden, der sich mir gesellt, Gesprochen ist* . . .) *Ihr wisst* (corr. für *habt*) *ihn schon.* v. 13 *aufgethan* var. für *offen, Freunde* v. 14 *Lieben* corr. für *Kinder* zuerst *für euch und mich, und jeder suche sich*

Sein eigen Glük — und findets! S. 116 v. 4 *kinderlos* var. für *elternlos* v. 5 zuerst *und dennoch hält* (darüber *bin*) *Die Heimath —* v. 9 zuerst *ihr Guten! sagt Mir nun nichts mehr . . .* v. 11 darüber gestr. *Ich gönns dem frommen Manne, nicht . . . Dass der Mann* var. für *dass er noch* v. 15 *zaudert* var. für *zögert* v. 19 zuerst . . *ihr freigelassnen Männer!* v. 20 zuerst *Ergreifet nun das Leben mit Kraft, dass euch Mit Ehre trösten die Götter; ihr beginnt, Indess ich ende. Menschen* (corr. für *Sterne*) *gehen auf Und nieder* . . S. 117 v. 2 früherer Ansatz *Sage, sehen wir — —* v. 4 zuerst *Es sei, wie es will, ich ehre dich* dann *Wie du es willst. — Ihr Freunde! Kommet nur!* vor v. 7 zuerst (*siehet ihnen schweigend nach und gehet zögernd auf und nieder.*) v. 9 zuerst . . *wo* (*ich* gestr.) *einst Ich blühend — —* Als Vorstufe zu v. 10—v. 15 hat eine in der Hs. 3 Seiten frühere Stelle zu gelten. *Ihr lieben* (var. für *heilgen*) *Bäume! schweigende* (darüber gestr. *friedliche ruhige*) *Vertraute meiner Ruh'! ihr brüderlichen* (vorher *Freude meines* — dann *und meines Gesangs*) *Genossen meines Glüks, wenn über euch Und mir — —* Dann folgt unser Text. v. 12 *o sterbt und gebt* corr. für *o bittet nur* v. 15 erster Ansatz *Am Ort — —* Auf v. 15 folgen in der ersten Niederschrift die — später unterdrückten — Zeilen: *Ihr Size, wo die Weide grünt am Quell Ihr Pflanzen, so ich erzog, und öde wirds Um meine Schwelle seyn.* (früher *Ihr Size, wo aus dem Quell die Weide grünt, Ihr Blumen, so ich pflanzt, und öde wirds In meiner Wohnung* (var. für *Halle*) *seyn.* S. 118 v. 7 zuerst *Und der Mann, der innig* (corr. und gestr. *seelig*) *mit euch Gelebt — — Seeligen* var. für *Himmlischen.* v. 9 zuerst . . *nicht mehr, wo er* . . v. 11 *nun* corr. für *o* v. 14 ff. zuerst *Ach meine Götter! da ich im Stadium einst Den Wagen lenkte, kümmert es wenig mich, ob mir die Eile die rauchenden Räder entzünd'* (vorher *ich lenkt' im Stadium einst Den Wagen und wenig sorgte der Eilende da Ob ihm die rauchenden Räder sich entzünden*) *Und gewann es — könnt ich so zu euch zurük!* Letzte Fassung v. 15 zuerst . . *auf rauchendem Rad und gewanns. So möcht' auch zu euch* [ich] *zurük wenns schon gefährlich ist. will* corr. für *muss* var. für *eil ich.*

8. Scene. (Panthea. Delia) v. 18 zuerst *dass es niemand hört.* Nach v. 20 gestr. *Und ist er fort, so findet sich noch wohl Der Seinen Einer, der uns sagen kann Wie ers ertragen, was ihm wiederfuhr Und wie er noch gewesen, da er schied* (corr. für *gieng*) v. 22 ff. zuerst *Ich bitte, thu es, Delia Ich will indess* (*auf* ausgestr.) *ein freundlich Wort ersinnen, Das ich ihm sagen kann. — —* dann *Ich denk indess, was ich ihm sagen will Und stärke mich suche — —* dann *bitt um Ruhe, dass mir nicht das Herz Vor ihm in gränzenlose Klag' entbricht.* Letzte Fassung v. 2 *bet'* corr. für *bitt* zuvor *will . . beten* S. 119 v. 2 zuerst *In seiner furchtbarn Unglüksstunde* v. 3 gestr. Zwischen-

bemerkung *(Delia geht hinein)* zuerst *Mir bangt vor dir? wie konnt Ich sonst mich stillen? sonst da halfst du noch* (corr. für *mir*) *Allheilender Gesang! Doch nun ists nicht Die Zeit — —* v. 6 *schwarzes* var. für *schröklich* v. 7 zuerst *(nach einer Pause . . .) . . . Ach! alles öd und todt?* v. 8 zuerst *So ist er fort?* v. 9 zuerst *Die Thüren all und niemand rief* v. 10 zuerst *Doch hört ich* über v. 11 ausgestr. *Im stummen* (corr. für *wüsten* und *leeren*) *Hausse.* v. 12 gestr. Ansatz *Ich nicht — —* v. 14 zuerst *Ich will dich trösten liebes Herz!* v. 15 zuerst *So bist du fort? — — So bist du fort?* S. 120 v. 2 *ihr guten Götter!* var. für *ihr Himmlischen* v. 4 zuerst *O goldnes* (var. für *du himmlisch*) *Licht? er ist gegangen Ihr Götter* (var. für *Himmlischen*)*! und nun weis die Einsame Nicht mehr warum sie noch die Augen öffnet. Ich leb umsonst, ich dacht es längst nun weis Ichs besser, und ich weine doch?* (var. für *und weine doch noch?*) *o Schmerz! Wie ungereimte Thränen zwingst du mir ab Wohlthätiger! Du machst zum Kinde mich!* (dann *noch machst mich zum Kinde?*) nach Vers 6 spätere Fassung *es ist nicht möglich, nein! zu schändlich Ist diese That, zu frech, es ist nicht möglich* v. 12 zuerst *Du Liebe! weine nur! viel besser ists Denn dieses todte Schweigen.* v. 13 *Delia!* corr. für *Ihm zu lieb!* v. 15 *werth* var. für *lieb* v. 16 zuerst *wenn nichts mir Freude gab, und ich betrübt . .* v. 18 *irrte* var. für *gieng* v. 19 zuerst *nach diesen Bäumen* Nach v. 19 bringt die Hs. folgenden teilweise wieder gestr. Ansatz *Ich lebte gern mit ihm In meinem Sinn, und wusste seine Stunden, Wo er vergnügt im Hauss und bei den Pflanzen — — — sich kindlichem Geschäfft, — — auf seiner eignen Erde gern Bei — — — Mühe sich vergnügte Vertraulicher gesellte da zu ihm Sich mein Gedank und theilte mit dem Lieben Das kindliche Geschäfft* (zuerst *theilte sein Geschäfft*) S. 121 v. 3 zuerst *Ach! jahrelangen Frühling hätt' ich gern Für ihn und seine Gärten mir erbeten!* v. 5 zuerst *O Götter konntet . . .* v. 6 ff. Entwurf *— — Klage nicht Um mich, du Gute! Blätter fallen viel Wie meine sind.* (zuerst *— — wenig ist das meine Und mehr denn was sie mir gethan, vermögen, — —*) *Gedenk an ihn! Der Mann auf den von Alters her Sicilien Gewartet, der über unsre Stadt, Wie eine neue Sonne freundlich kam Und — — das ungereifte* (var. für *unerwachsne* und *tiefverborgne*) *Leben Herauf zu sich an goldnen Seilen zog, Der Seelenvolle* (var. für *Allgeliebte*)*, der aus seiner Brust Grosmüthig, auch das Ärmste nie versties Und allerfreuend diesem Volke sich Vertraute — sieh!* unser Text v. 6 *Sagst du das?* corr. für *O Delia* v. 7 zuerst *kam er über uns* v. 11 zuerst *Keiner herrschte noch wie er Auf dieser Insel, denn — —* v. 13 *lebe* corr. für *stehe* v. 15 zuerst *Sie all ans Herz, vertrautest ihnen dich Grosmüthiger* var. des späteren Textes *. . nun bist auch dafür — —* v. 17 zuerst *das Gift . . das sie auf die Reise mitgegeben* (am Rande durchstr. *Zur Nahrung mitgegeben*) *Und*

seine Boten schikt der Priester aus Dass Tag für Tag die Schmach dir wiederkehrt (var. für *entgegenkömt) Wohin du kömst* früher — — *damit es alle wissen, was geschah* v. 17 ff. Entwurf (in der Hs. auf dem vorhergehenden Blatte am Rande) *Ach grausam haben sie's — — sie haben grausam* (var. für *schmählich*) *Zerschlagen auf die Strasse ausgeworfen Mein Heldenbild, ich hätt es nie gedacht So schmählich! — — o verblühet nur* (für *nun*) *ihr Blumen Des Himmels, schöne Sterne, denn es muss Hinab, was sterblich ist Glänzte doch* (var. für *freundlich glänzt*) *Auch er in seinem Aether, doch er muss hinab* Unser Text v. 22 *weiss* var. für *glaub* S. 122 v. 5 ff. zuerst *Das habt* [ihr] *ihm gethan, ihr Wütenden! Ihr — — O thun — mich — — Und mich lasst ungestraft (ungestraft* ausgestr. darüber *Sie entkommen) — — Ich ehr* (corr. für *lieb*) *ihn* (*noch und* ausgestr.) *ja und wenn ihr es nicht — —* v. 13 *deiner Klagen* corr. für *deines Leidens* v. 14 *stolzen* corr. für *heftgen* v. 15 *heftger* corr. für *stolzer* v. 19 *Du mich?* var. für *Mich nicht?* v. 21 gestrichener Ansatz *Nach Fernen sehn, — — gerükt* corr. für *gelegt* v. 23 zuerst *An süssen Banden hält mir den Sinn* v. 24 ff. zuerst *Ich find ihn nimmer doch* (darüber *und werd' ihn nimmer sehn*) *Nun soll es doch mich freuen, dass er da* (dann *doch kann ich ja mich . .*) *Gewesen. Oft will ich heraus — — O vergesst! — — Liebe Delia! Er soll — — In Ruhe — — ruhig wohnen — —* S. 123 v. 1 *Ruhig* var. für *still es möcht* corr. für *und nicht — —* v. 2 zuerst *das edle Bild aus wildem Sinne fliehn* v. 6 *Du* corr. für *O* v. 8 *Im weiten Felde* var. für *Auf freier Strasse* v. 9 *Wetterwolken* var. für *Wolken* v. 10 zuerst *Seine Loken kraust der Wind* v. 15 ff. zuerst . . *wo fern Im wilden Fels* (corr. für *Strauch*) *die Heimathlosen* (dann . . *Strauche die Verdächtigen*) *sind Die sich von Beute nähren, — —* v. 18 zuerst . . *die scheuen nicht den Fluch Und reichen . .* v. 22 zuerst *O schröklich ists, ihr Götter! Das Nein! Das ist . .* S. 124 v. 2 *leicht* var. für *bald* zuerst . . *und sieh Bald kommen sie — —* v. 6 *duldens* corr. für *möchtens* v. 8 zuerst *Ins Elend fort von dieser Stelle warf* (corr. für *trieb*) v. 9 *müde* corr. für *blutend* v. 11 Die Hs. setzt für *bald* das Wort *dich*, das aber in der nächsten Zeile wiederholt ist zuerst *o mag dich lieber die Gewitterflamme nehmen* (für *o nehme* ‹dann *trage*› *dich lieber ein Sturm — — Wolke — —*), *ich hör es lieber Als dass der feigen Jäger einer dich Erhasch — —* v. 16 *Worte* var. für *Reden* v. 17 *ergreift* var. für *zerreisst* v. 21 *bald* corr. für *auch* v. 25 gestr. Ansatz *Ists möglich? — —* Zwischen dem ersten Akte und dem zweiten stehen auf einer frei gelassenen Seite die griechischen Verse:

Χάρις, ἄπερ ἅπαντα τεύ-
χει τὰ μείλιχα θνατοῖς
Ἐπιφέρουσα τιμάν,
Καὶ ἄπιστον ἐμήσατο πιστὸν

Εμμεναι τὸ πολλάκις.
Ἄμεροαι δ' ἐπίλοιποι
Μάρτυρες σοφώτατοι.

Sie sind Pindar 1. Olymp. Ode entnommen. Die gleiche Strophe hat Sinclair als Motto dem 1. Band seiner dramatischen Trilogie (Der Anfang des Cevennenkriegs. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Crisalin 1806) vorausgesetzt.
Zweiter Akt. 1. Scene. S. 125 Am Kopfe der ersten Seite steht die — offenbar von späterer, überarbeitender Hand stammende — Notiz: *Hier müssen die ausgestandenen Leiden und Schmähungen so dargestellt werden, dass es für ihn zur Unmöglichkeit wird, je wieder umzukehren, und sein Entschluss, zu den Göttern zu gehen, mehr abgedrungen als willkührlich erscheint, dass auch seine Versöhnung mit den Agrigentinern sich als die höchste Grosmuth darstellt.* *Gegend am Aetna* corr. für *Abhang des Aetna.* v. 1 zuerst *O liebes Wort!* dann *O sieh! es freut — —* dann *Lieber! das ist gut . . redest lieber* corr. für *reden magst* v. 3 *denkst* corr. für *fühlst* v. 3 ff. zuerst . . *waltet nicht Der Fluch, und ferne dämmert unser Land* (für *es dämmert fern das böse Land*) *Und über seine Grenzen haben wir, — — Nun athmet wieder* (darüber *Es athmen frei — —*) *die Brust auf diesen Höhen, Und auf zum Tage mag das Auge doch Nun wieder sehn. Ach! müde bist du* (*den* ausgestr.) *Im Schlafe nun — —* dann *und die Sorge wehrt den* (*Schlummer nun* ausgestr.) *Schlaf auch nimmer, und es findet sich Auch wohl für — —* v. 12 zuerst *In seine Ruh der alte heilge Berg Die armen Gäste* (vorher *die müden* corr. für *blaichen Gäste*) v. 16 *kommen* corr. für *gehen* S. 126 v. 4 gestr. Ansatz *der Kumm*[er] *— — Bekümmernis ists — —* v. 5 f. zuerst . . *der Leidende verdächtig, doch es mag Ein guter Sinn ihn wohl auch unterscheiden. Der Reine — —* v. 12 *leicht* var. für *wohl* v. 15 zuerst . . *worum wir bitten. Willst dus So sollst du sehn, wir kommen nicht als Bettler,* v. 16 gestr. Ansatz *Es ist — —* S. 127 v. 2 zuerst *uns dafür* v. 3 zuerst *Ich habe keinen Raum für euch in meinem Hausse* v. 5 zuerst *Ein wenig Brod . .* v. 6 *Ihr findets an andren Orten auch* (dann . . *besser anders wo*) v. 7 *mir* corr. für *uns* v. 9 zuerst *Um seine wunden Füsse binden, die vom Felsenpfad Ihm bluten* (dann *blutig sind*) *— siehe nur ihn an! es ist . . .* v. 12 zuerst . . *sieh! und dieser steht* (für *und der Hohe steht*) v. 13 zuerst . . *und muss Bei dir — —* v. 14 vor *Brod* gestr. *wenig* v. 17 ff. zuerst . . *wo dem Sonnenbrand In seine Höhle ja das Thier entflieht* dann . . *wo das harte Wild Zur Höhle sich vorm Sonnenbrande flüchtet* S. 128 v. 3 zuerst *Hinweg! Fort! Fort!* v. 6 zuerst *An diesem Baum und für die Wunden mag Der Mantel wieder helfen — —*

2. Scene. (Empedokles, Pausanias) v. 11 zuerst *denn nicht gilt* (darüber ausgestr. *lebe ich denn — —*) *An deinem Leben mir?* (darüber *Von deinem Leben nicht — —* dann *Lieber! liegt*) *Du weist es ja Sie denken — —* v. 12 zuerst *. . ist dein Leben doch Der Freundes Sorge* (corr. für *frommen Sorge*) *werth, und diese meinen* (darüber *Es denkt — —*) . . v. 18 zuerst *. . ihn anzufallen, . .* S. 129 v. 2 *o Empedokles!* corr. für *o Vater! Vater!* v. 4 zuerst *Ach die Bekümmerten sind leicht Belaidiget — —* dann *bin ich doch verwundbarer, Wie sonst — —* v. 5 zuerst *Sei ruhig! bald ists nun vorbei.* dann *.. bald ist das* (corr. für *dein*) *Bekümmernis vorbei ..* v. 6 zuerst *wie meinst du das!* v. 8 zuerst *Freilich, wenn wir erst Zu Schiffe wären Ins Feld* corr. für *hinweg.* S. 130 v. 1 zuerst *dort blinkt ein Quell — —* dann *dort zur Seite blinkt — —* v. 3 *dein* corr. für *das* v. 4 *erfrische* var. für *erquike* v. 5 *sprossts* var. für *springts*; *Vater* corr. für *Lieber* v. 7 ff. Am Rande rechts neben der hier beginnenden Szene der heiligen Freundschaftsfeier die kritische Bemerkung: *wo möglich noch lyrischer*, dann mit dunkler Tinte von späterer Hand: *von hier an muss er wie ein höheres Wesen erscheinen, ganz in seiner vorigen Liebe und Macht.* v. 8 zuerst *Ihr Freundlichen! ihr Götter meiner Jugend!* (darüber ausgestr. *der Natur*) in unserm Text *meine* corr. für *jugendlichen* v. 9 zuerst *. . Wiederkehr zu dir Natur . .* v. 12 *soll* var. für *dürfe* zuerst *Lasst Ihrs . .* v. 14 *sprechen* corr. für *reden* S. 131 v. 1 zuerst *.. Wir wollen Tage noch zusammenseyn ..* v. 3 *Schatte* corr. für *Schatten* v. 4 gestr. Ansatz *Wo die Langvertrauten — —* v. 5 *liebendem* corr. für *friedlichem* Bei Vers 5 brach ursprünglich die Rede des Empedokles ab; es folgte *Paus. Bist du ein anderer?* [Emp.] *Du Lieber! musstest du bis hier mich her Geleiten? haben wie gute Knaben . .* v. 10 gestr. Ansatz *dass auch die ernsteren — —* Nach v. 13 *(die Götter!)* folgt die Randnotiz; *(weitere Ausführung der Freude, die ihm sein unglüklicher Entschluss giebt.)* Die folgenden 52 Verse, die vom tötlichen Leiden des Empedokles erzählen, sind uns auf einem eignen Blatte erhalten (Oktavbogen Stuttg. fasc. II Beilage 1); ein Brandflecken verrät die nächtliche Arbeit bei Kerzenlicht. Das Quartobuch bringt nur den — teilweise gestrichenen — Entwurf, der hier ganz wiedergegeben sei. Sein Ungenügen an ihm drückt der Dichter in einer Randbemerkung aus: *Hier muss er die unversöhnlichste Empfindlichkeit über das Geschehene äussern, die denn auch* [an] *dieser Stelle umso natürlicher zum Vorschein kömt, weil er damit in so schwer erkauftem Frieden überrascht wird.*

Paus. Du siehest heiter aus und redest freundlich Doch gränzen — — (zuerst *Ich will nicht fragen, — — du redest freundlich aber gränzenlos Ist was du mir nicht nennest*) *Doch brennt im Busen dir die Schmach, die du gelitten —*

Emp. Ahnest du O nenn es auch nicht! aber leise wirst (var. für *magst*) *Du mich verstehn. Nicht jedes ist für jeden; Du weist es wohl, doch zweifelt und erschrikt An keinem was des Freundes ist, der Freund — —* Von hier neuer Anlauf *Du siehst heiter aus und redest freundlich — — O lieber wäre es mir, du trauertest, Es brennt dir ja* (corr. für *doch*) *die Schmach im Busen, die Du leidest, weh! Und achtest selber dich Für nichts, soviel du bist* (dann . . *doch brennt im Busen dir die Schmach, die du gelitten weh! und achtest selbst Dich mehr — —*) *Emp. Lässest Du meine Ruhe mir nicht* (zuerst *Was gönnest du Mir meine Ruhe nicht — —*), *Und regst den Sinn Mir auf, mit roher Rede; willst du das So geh. Bei Tod und Leben! nicht ist diss* (für *nun ists nicht*) *Die Stunde mehr, um Worte noch davon* (für *der Worte viel davon*) *Zu machen, wie es steht* (zuerst . . *was ich laid und was ich bin*) *Besorgt ist das; ich will es nimmer wissen,* (gestr. *Sie helfen nichts; und — —*) *Paus. O was ist das?* hier eingeklammert die Notiz: *weitere Ausführung, wie er nicht an sein Übel* (zuerst *seinen bösen — —*) *gemahnt seyn will. Emp.* gestr. Ansatz *Ich sage — —* dann *du siehest ja, mir ist Geholfen, ist dir das denn nicht genug?* (für *Ists genug?* zuerst *willst du mehr?*) *und ausgesöhnt Mit Sterblichen und Göttern bin ich bald Ich bin es schon. Paus. Ists wirklich? und du freuest* (darüber var. *denkst*) *Der kräftgen Erd und alles Lebens dich Wie sonst* (später *Ists möglich geheilt es kehrt Dein Herz, wie sonst, ans Herz der Erde wieder — —*), *und wähnest dich* (corr. für *nun*) *nicht mehr allein Und ungeliebt von denen, die du liebtest Den Göttern der Natur, und wenigs ists Vor deinem Sinn, was Menschen dir gethan? Dann seegn' ich dich, du klarer Quell, an dem — —* Neuer Einsatz . . *Ist dir der furchtbartrübe* (var. für *schwarze*) *Sinn und wähnest Dich auch nicht mehr allein und ruhig* (var. für *friedlich*) *kehrt Dein Herz wie sonst, ans Herz der* (*heilgen* gestr.) *Erde wieder Und freundlichahndend sieht dein Auge dir* (corr. für *sieht dein Genius*) *Zum väterlichen Aether wieder auf . . Du Lieber! und es geht der Menschen Thun Vorüber wie die Reegenwolke* (var. für *Wasserwooge* dann *des Heerdes Flamme*) *dir.*

Unser Text (Stuttg. fasc. II Beil. I) S. 131 v. 14 zuerst *O mache mir es klar, dass . .* v. 16 *heute* var. für *diesen Tag* v. 17 zuerst *Mir wieder, und das Grössre steht wol noch bevor* v. 23 zuerst *Und zögernd* (darüber ausgestr. *freundlich*) *über . . . seegne mich . .* S. 132 v. 6 *Geist* var. für *Aether* gestr. Ansatz *Mein Vater! — —* v. 7 zuerst *bist Du mir. Du blikest froh und. . .* v. 15 zuerst *Diss ist nicht . .* v. 19 zuerst *O weg! es ist des Schmerz nicht — —* dann . . *es sind die Schmerzen nicht, die gern, Genährt, an frommer Brust wie Kinder liegen — —* v. 20 *traurigfroher* var. für *freundlich —* v. 23 f. . . *dem der Götter Zorn Die giftgen Rächer* (für *das giftige Geschlecht*) *auf*

den Naken sandt *Ich habs ja wohl verdient.* *Ha Nein! armer Knab'!* (*Ha Nein! armer* ist in der Hs. gestr.) nach S. 133 v. 5 gestr. . . *Das uns gefolgt, da wir — —* v. 8 gestr. *mir das — — sehn* var. für *schaun* v. 10 zuerst . . *Was? o musst* *Ein Tag von meinen Tagen, Einer mich* *Verrathen — —* v. 12 *hinunter solls* corr. für *vergessen seis* v. 15 zuerst *Ach hässlich hab ich ihm den heitren Sinn* (für *die hohe Seele*) *Den herrlichen — —* v. 17 *jezt* corr. für *nun* v. 18 *weiter* var. für *wieder* v. 19 zuerst *Getrost es ist geheilt* (*?*) *Und ausgesöhnt mit Sterblichen und Göttern* *Bin ich nun bald, ich bin es schon.* über v. 21 *Ists möglich? — heilt — —* v. 22 zuerst . . *und wähnst dich* S. 134 v. 1 zuerst *Du Lieber und es dünkt* . .

Bei Seite 134 v. 1 bricht die Neubearbeitung der Stelle ab, und unser Text folgt wieder dem Quartobuche. Es sei an dieser Stelle bemerkt, dass uns wohl manches — wenn nicht vieles — andere an solchen Überarbeitungen verloren gegangen sein wird. Zum mindesten dürfen wir solche Überarbeitungen da vermuten, wo — wie an unsrer Stelle — der Text des Quartobuches durch Randnotiz gerügt wird.

v. 5 *begann* corr. für *begonnen* v. 6 *morgen* corr. für *vollends* v. 8 zuerst *Und wenig achten wir der Reise Müh'* (darüber ausgestr. *Noth*) *Ist heiter doch* . . dann *Was achten wir der Reise Noth und Mühe* *Ist heiter doch der Geist — —* v. 10 gestr. Ansatz *Nur denke nicht* dann *Nur musst du diss bedenken* dann *O Kind! — nur diss vergiss mir nicht* *Es wird den Menschen nichts umsonst gegeben.* In unserm Text v. 11 *vergessen* var. für *ausgelassen* v. 12 *gewährt* var. für *gegeben* v. 13 zuerst *Mein Liebling!* dann *Nein! edles* (dann *O frohes* . .) *Angesicht* v. 14 corr. und wieder gestr. *Erblassen sollst du nicht sieh* corr. für *denn* zuerst *und mache mich nicht irre.* v. 15 zuerst *Mir wiedergiebt und kaum gedacht* (darüber *Mir wiederbringt und leise mir*) . . v. 17 *nicht* var. für *es* v. 18 gestr. Ansatz *O sieh!* dann *Geh, Jüngling! dass sich mein — —* v. 20 zuerst *Noch ist es nicht für dich. Und höre, Sohn,* (darüber *liebes Herz*) *Wenn du's erfährst, so mache dirs nicht eigen,* . . v. 22 gestr. Ansatz *Es kömmt ein H — — Ich weis es nicht. — —* v. 23 zuerst . . *den Berg herauf* zuerst *sie denn?* S. 135 v. 2 zuerst *— was o ihr Götter und* (darüber *soll*) *im Grimm* *Und Weh hinab* . . . v. 6 zuerst *Das ist der Priester* . . v. 7 zuerst *Und sein* (für *das*) *königlich* (corr. für *feierlich*) *Gefolge — pfui* *So beillos ist der Kampf* (corr. für *Krieg*), *in den ich* . . v. 9 f. *würdigere* und *schröklich* sind in der Hs. mit Blei durchstr., doch ist kein Ersatz für die Worte gegeben. v. 10 gestr. Ansatz *Um mir die — — O schröklich ists* corr. für *wer bin ich denn — —* v. 12 *heilgen* corr. für *goldnen* zuerst *In dieser Stunde noch! Ich will es euch verlaiden! — —* *Nun! nur heran! — —* v. 14 zuerst . . *Natur* *Sich meine Seele stimmt', und freudig*

bald In ihr fallen in die grossen Harmonien Da fällt (für *mischt*) — — v. 16 *mischt* corr. für *will . . noch mischen . .* v. 18 *schont' dich doch* corr. für *hab ich doch . . Geschont* v. 20 gestr. Ansatz *Und diese falsche Bettler, all an* — — dann . . *die falschen Bettler auf* (das folgende eingeklammert) *Bis sie zum Übermuth genährt, den Vater, Wie ein verbraucht Gewand' — — Zerrissen* dann *Wegwerfen, wie ein verbraucht Gewand* schliesslich . . *an dem der sie gepflegt* (darüber *geliebt*), *ihr altes Elend rächten Ihr Knechte habt — —* v. 21 zuerst *Sie haben mirs noch immer nicht vergeben, Dass einst sie mein bedurften; das will ich nun . . .*

3. Scene. (Die Vorigen. Hermokrates. Kritias. Volk.) S. 136 v. 4 zuerst *Es schröke dich Der Männer Anblik nicht, — —* v. 6 *vertrieben* corr. für *verbannt* v. 8 gestr. Ansätze *Ihr waret werth — — Verzeihn? — —* v. 10 *nicht* var. für *noch* Neben diesen Versen ein späterer Bleientwurf, der offenbar die frühere Fassung zu ersetzen bestimmt ist, aber doch wohl noch nicht so weit gediehn, dass er im Text mit Vorteil verwendet würde. *Was wollt ihr noch? Ihr kennt mich ja! ihr habt mich ja gezeichnet. aber brauchen (?) das lebenslose Volk, dass* (für *damit*) *es sich — — fühl? Und haben sie so ausgeschmäht den Mann, Den sie gefürchtet, so brauchen sie ihn wieder (?) Den Sinn an seinem Schmerze zu erfrischen* v. 15 zuerst *Es ist zu zürnen nun nicht mehr die Zeit Was du verbrochen hast du ausgebüsst* dann *Du hast gebüsst, was du verbrochen, ist doch Genug vom Elend doch* (corr. für *dir*) *dein Angesicht Gezeichnet; kehre nun zurük; dir gönnt Das Volk die Heimath wieder* S. 137 v. 3 *schauerlichen* corr. für *lächerlichen* v. 4 zuerst *Wenn ihr euch jagt und afft, das schauerliche* (für *schaurige*) — — v. 7 zuerst *Gemeng — ihr Albernen! in* corr. für *und* v. 9 gestr. Ansatz *Umherzugehn und immer — — nah* corr. für *mit* nach dem Verse gestr. *Ihr Albernen!* v. 11 *Berges* corr. für *Waldes* v. 12 f. zuerst *Und seegnete die Grube, die mich schüzte, Denn dass ich —* v. 13 *noch* var. für *wieder* v. 14 *blindes* var. für *albern* nach Vers 14 gestr. *Was sagten deine Götter auch — —* v. 15 *sprich* corr. für *sag* v. 17 zuerst . . *O* (für *ha!*) *Blize sind* (darüber *seid*) *Die Strahlen dem Heuchl — — immer* (corr. für *freilich*) v. 19 *warum bliebst* corr. für *sage nun* (zuerst *und du kommst* vorher *brennt dir nun Das Herz, — —*) v. 20 *Aug'* corr. für *Auge* v. 22 f. zuerst . . . *damit Es dich hinab zum . .* S. 138 v. 2 über *dein* gestr. *stilles* v. 3 zuerst . . *konnst du nicht ruhn, Und peinigte dich so mein Leben* (für *und peinigt so das Edlere den Schlechten — —*) v. 5 über *Schlechten* steht als var. *Feigen;* beide Worte sind in der Hs. durchstr. v. 7 f. zuerst *Ich würde gleich wie du, wenn du nur ganz Mit deiner Schmach mich überschüttetest* v. 12 *lieber Geist* corr. für *Genius* var. für *Wesen* v. 13

diesem corr. für *dem* v. 14 *vergebens ists* var. für *Es ist umsonst* (erster Ansatz gestr. *hast du es nicht gehört? — —*) über *Wege* gestr. *Pfade* v. 15 ff. zuerst *gemeinen Tods, an deiner Schmach Und leb im Wurme wieder auf, ich nicht, Und nimmer folgst du mir, wohin ich will, Ich nicht; ich sterbe, dass ich leb'* (für *lebe*) *O Götter! Mir ist . . .* v. 17 *Pfad* var. für *Weg* v. 18 zuerst *. . weissagten mir die Götter . .* v. 20 die Hs. schreibt für *auch* versehentlich *ach*, wie auch an andern Stellen zuerst *O sieh! das dachtest du nicht, — —* dann *O sieh! mich froh zu finden dachtst du nicht* dann *. . ich glaub es wohl, es wundert Der Allerfahrne meiner Freude sich* schliesslich *Was* (corr. für *Nun*) *wundert sich der allerfahrne Mann?* v. 22 *Dein . . deine* corr. für *Sein . . seine* v. 25 zuerst *. . ich glaub es wohl,* darüber *doch billig ist es* S. 139 v. 1 *nimmt* corr. für *bringt* v. 4 zuerst *zum Zwiste ist* v. 10 zuerst *In deinem Leben —* v. 11 *hinweg* var. für *zu Tod* v. 12 zuerst *Und manches Heldenherz . .* v. 13 f. *fiel Und starb* geändert für *sank Und fiel* v. 16 *Vergehn* var. für *verderben* v. 17 ff. zuerst *So senden nur die Götter . . einen Mann Der überredend* (corr. für *heiligschlau*) *die Menschen überall — —* v. 25 *sengt* var. für *brennt* corr. für *reisst* v. 26 *weg* var. für *mir* gestr. Ansatz *. . Es gleich unheilbar mir — —* v. 27 *geschändet* var. für *vergällt genommen* (zuerst *ums Leben dich gebracht*) v. 28 zuerst *Den Allverderber führ ich weg von hier — —* v. 29 zuerst *. . wenn ich Allein gelassen bin von dir, ich will Ihn finden, — —* S. 140 v. 1 zuerst *. . ich nimm ihn Und an ein stehend Wasser führ ich ihn Mit mir, ich weis sein elend Element* v. 3 *schlepp* corr. für *führ* darüber gestr. *bring* zuerst *schlepp ich ihn hinab* dann *. . ich ihn — da muss Er nieder — —* v. 4 zuerst *. . und wenn Er fleht und wimmert, will ich mich . .* v. 8 *Du* corr. für *weh* v. 11 gestr. Ansatz *Ach! ehmals* v. 14 zuerst *weh! beinahe* (corr. für *alle*) *waren Wir gleich — —* v. 18 zuerst *Weh! du hast den Fluch Auf uns gebracht . .* S. 141 v. 2 *ach!* var. für *weh!* v. 3 *Söhne* var. für *Knaben* v. 5 *gemordet* corr. für *genommen* v. 10 *Mensch* corr. für *Priester!* v. 11 *möchtest gern* var. für *und wähnst, es währe (?) — —* v. 13 gestr. Ansatz *Und treten will ich — —* dann *Und auf den Naken sez ich dir den Fuss, Damit du siehst — —* v. 14 zuerst *Bis du gestehst: es soll wie — — dich Bis* corr. für *nun Dich* v. 16 gestr. *Ich will nicht leben, wenn er länger lebt* nach v. 18 gestr. Ansatz *Da machtest — — Geist* var. für *Sinn* v. 23 *geschenkt* var. für *gegeben* S. 142 v. 1 *Ha!* corr. für *O* v. 6 gestr. Ansatz *Vergeben ists!* v. 9 zuerst *Dass wir gestritten: Gehet hin!* v. 10 *all* corr. für *auch* zuerst *Vergeht und künftig lassen wir in Ruh Einander — —* v. 11 *denn* corr. für *dir* v. 12 zuerst *Komm und leb und herrsch* v. 16 ff. Nach *geworden* eingeklammert: *Sieh und wie wir sind Wie ein zerrüttet Haus; es achten* (var.

für *ehren*) *uns* *Die Völker nicht, und bange sind wir selbst* *Wie es mit uns am Ende brechen mög'* (für *möge*) am Rande *wir wissen nicht* *Wo anzufangen ist;* S. 143 v. 4 *Im Neste* und *der Adler* stehen urspr. vertauscht. v. 5 zuerst *Freilich sorgt für sie der Vater* v. 17 *Verrathener* corr. für *Belaidigter* S. 144 v. 3 zuerst .. *Es scheinet ja* v. 8 zuerst *Gesang und Säulen* (corr. für *Feste .. Kränze*), *lieber Heiliger,* *Und schöne Nahmen — —* v. 11 *nie* corr. für *nicht* v. 15 *was dir geschehn* var. für *was du gelitten* v. 16 gestr. Ansatz *O lasst wir sind versöhnt.* v. 20 *war* corr. für *lebte* nach v. 21 gestr. *ha! schonet mein! vergebens ist es! still!* (für *es ist umsonst*) *für mich* *Gehn rükwärts keine Pfade mehr, — —* v. 24 ff. zuerst . . *und unsterblicher* (für *jugendlicher*) *Lebt unter euch sein Bild und schöner dünkt* (corr. für *ists*) *So ihr mich ehret, wenn ich fern — —* (früherer Ansatz *die Ehre —*) dann *und schöner tönen,* *Ihr Lieben! die Gesänge, so ihr mir* *Versprochen, wenn ich ferne bin —* v. 25 zuerst . . *an ihm der gute Sinn nicht mehr* . . nach S. 145 v. 3 gestr. *Ihr seht hinfort sterblich Auge nimmer. Lebt wohl! — — Paus. — —* *Es gehen rükwärts meine Pfade nicht* v. 4 *ehe Thorheit uns* corr. für *eh die lange Zeit* zuerst *Bei meinen Göttern — — o lasst! fürchtet nicht das Scheiden, — —* v. 9 *ihr Männer* corr. für *Kinder Bürger* v. 10 zuerst *Mein Heiligstes dafür; ich hab es lang* *Gespart —* v. 12 *heilge* var. für *stille* zuerst *und der Aether mich* (vorher *tief und weit weit* corr. für *klar*) *mit allen seinen Sternen* *Mich wie ein Geist voll freundlicher Gedanken* (darüber *überflog*) *Umglänzte, da wacht es oft in mir* *Mit Tagesanbruch euch das ernste Wort* *Das lang verhaltene zu sagen.* S. 146 v. 4 zuerst . . *Ihr müsst* *Heraus* dann *Es scheun* *Das Fremde viele der Lebendigen* *Und streben nur in sich daheim zu bleiben — —* v. 8 ff. zuerst *Sie sorgen nur, wie sie bestehen mögen,* *Und engbeschränkt im Eigentume schauen* *Sie freier nicht ins Leben* (für . . *im Eigentume geht* *Ihr Sinn nicht weiter.*) *Dennoch müssen sie* *Hinaus am End, und alternd, sterbend kehren* *Sie all' ins Element* . . v. 14 *die grosse Lust* ist in der Hs. gestr., gleichfalls gestr. ist die spätere var. . . *Kraft genug in ihre Brust* *Gegeben — —* v. 17 *gewählt* var. für *erkoren* v. 18 *Achill* var. für *der Götterheld* in erster Fassung lauteten die Verse: *Und unbesiegbar gross wie aus dem Styx* *Der Götterheld, gehn Völker aus dem Tode,* *Den sie zur rechten* [Zeit] *sich selbst bereitet.* v. 27 *hebt* corr. für *sehet* S. 147 v. 3 *süsser* corr. für *heilger* nach v. 4 zuerst *Und goldner Früchte voll die Wälder rauschen* *Und Quellen aus dem Fels und euch das Leben* *Der Welt ergreift, wo keines einsam ist* (für *keins allein ist* zuerst . . *das unbegreifliche*) *Und ohne Liebe keins, wo* (corr. für *und*) *um den Preis* *Der Schöne, muthgen Bruderhelden gleich* *Im heitren Zwist und wechselndem Gewinn* *Die frischen* (var. für *schönen*) *Mächte* (für

reegen Kräfte) *ringen*, — — — *Und euch nach Vollendung auch* — — *euch wird, als kehrtet ihr Mit allen, die da sind, zu ihr zurük Nach der geheim das Sterbliche sich sehnt, Zur alten Einen Wonne*, — — Unser Text v. 7 *die Seele stillet* corr. für *beseeligend* v. 9 zuerst *Der Erde Grün und ihre Blühte* (dann *Berge* darüber *luftiges Gebirg*) *Und All ihr freundliches* (var. für *glänzendes*) *euch Den Neuerwachten* — — (dann *Und ihre luftgen Berg und leuchtenden Gewässer all* — —) v. 10 *Berg* corr. für *Strom* (zuerst *Meer*) v. 11 zuerst *die edeln alten Kräfte* — — v. 12 zuerst *Vor eure wachen Sinne kommen, dass vor ihnen Nach Thaten euch und eignem Siege klopft Und eigner schöner Welt, o dann, ihr Lieben* (corr. für *Männer*) *Dann reicht die Händ' euch wieder* v. 18 zuerst *Wie all!* — *Und wie ein Haus auf Säulen, ruh* — — v. 24 *liebend* corr. für *gerne* v. 25 zuerst . . *die Sorge nicht, die* (darüber ausgestr. *und*) *Knechtschaft ihm die Brust* (corr. für *Busen*) an das Wort Knechtschaft anzuschliessen (am Rand in Blei) *die ihm aus Tiefen und aus Höhn Die Brüder nimmt. Und steter* (?) *blüh das Glük Aus Sonnenschein und Reegen den engbescheidnen Sterblichen aus Fernen der Welt* — — *Ocean* (dann unleserlich) S. 148 v. 1 ff. zuerst *Und fröhlich dankend ruft man, Erde! dich Beim Nahmen, Blumen gleich, die freundlich dir Aus deinem Dunkel keimen, sprosst für dich Aus heilger tiefer Menschenbrust das La* — — Unser Text v. 1 *Von Herzen* var. für *Beim Nahmen* v. 4 *lebensreicher* var. für *stiller tiefer* . *seelig* var. für *kindlich* v. 6 zuerst . . *rauscht der Quell* (var. für *Strom*) v. 8 zuerst *mit dem Echo der Gestade* v. 10 *reifer* corr. für *freier wieder* var. für *dir* zuerst . . *der Lobgesang des neuen Priesters wieder* v. 11 zuerst *In himmlischer Verwandtschaft lebt mit dir* v. 13 ff. *Und sein und dein ist was er schafft Und bildet* — — *und froh, wie deine Strahlen gehn Aus jugendlicher Fülle seine Thaten, klar und leicht* (dann . . *Wie deine Strahlen üppig seine Thaten*) var. der endgültigen Fassung *Die Thaten ihm wie deine leichten Strahlen* v. 17 gestr. Ansatz *Ach seid ihr nicht, gleich Träumenden* v. 19 *ihre* corr. für *seine* v. 20 zuerst . . *der Aether liebend um die Schlafenden*, — — v. 22 *giebt* var. für *bringt* v. 23 zuerst *Es ihnen nicht* v. 26 *Treibens* var. für *Lebens* S. 149 v. 1 zuerst *gefangen fühlt, und sich Der Geist* — — *denn seine Sorge fühlt kräftiger* var. für *mächtiger* und *grösser* nach v. 2 der Ansatz *dann sehn sie, der Wort' und Träume satt Und statt der sterbenden* — —, der wohl durch den am Rand geschriebenen v. 3 als aufgehoben gelten darf. v. 6 f. unter *herauf: die Natur* zuerst . . *und staunend Unglaubig, wie* — — nach v. 19 *Archon* corr. für *Bürger* v. 23 *gedeiht im Volk* corr. für *gedeiht und reift* (darüber ausgestr. *du Mächtiger!*) v. 24 *springt* var. für *wächst* S. 150 v. 1 *blühendes* corr. für *heilges* zuerst *des Himmels Blumen, und der Erd* v. 5 zuerst . . *Sie ihn, den Einmal sie ergriffen* dann *dem*

Einmal sie begegnet v. 7 zuerst *Von ihr; O* (*lebt* ausgestr.) *Volk! dir kommen schöne Tage* v. 8 zuerst *Unendlich fort* v. 9 *glüklichen* var. für *freudigen* zuerst *Wenn einmal dir* [die] *Augen offen sind* — — dann *o Volk! es kommen schöne Tage dir!* — — dann *Wenn eure schönen, neuen* (var. für *heilgen*) *Tage dann Gekommen sind* (darüber *Sind . . . gekommen*) *dann denket der Vergangenen, Dann leb erwärmt an eurer neuen Freude* (darüber *Genius*) *Der Väter Sage wieder auf* — — *steigen Heroen aus dem Schattenreich herauf.* v. 13 zuerst *Zu euren Festen . .* v. 16 *Und mit der* corr. für *ihrer* v. 17 zuerst . . *Erinnrung sich um euch, ihr Glüklichen. Sie waren* — — (v. 16 f. gestr. Fassung *wie goldenes Gewölk Umfang euch Glüklichen Erinnerung An jene. die einst waren,* — —) v. 18 zuerst *Und du, o schweigen will ich, will es nicht Dem Volke, nennen* — — Für die nächste Partie Entwurf ab v. 22 *O Sohn! es wünschen viel der Sterblichen, Und Irrtum ist, was sie nicht wünschen, ihnen, Doch geht* (darüber gestr. *strebt*) *das Leben den Vollendungsgang weiter* (corr. für *fort*) *Und unaufhaltsam ist es, wie die Sterne* — — (am Rande zum Teil unleserlich mit Blei: *die Sterne denen du mein Herz ⟨wichen sie von mir? nimm freudig sie⟩* — — *der Retter Stimme vernahmet ihr*) *Sie riefen mich Die Götter der Natur, die liebend mich erzogen Die Götter der Natur und wollt' ich hier* (zuerst *Die Götter der Natur, die mich erzogen Sie riefen mich hinauf . . .*) *Noch länger weilen, fänd' ich hier sie nicht Wie sonst ich gegenwärtig sie gefunden. Gelebt hab ich; in stiller* (corr. für *heilger*) *Freude bin Ich eurem Frühlinge vorangegangen, Ein heitrer Wintertag* (diese letzten drei — später in anderer Wortstellung wiederholten — Zeilen sind in der Hs. durchstr.; ein paar Worte in Blei am Rande: *Hinauf. Ach! jeder Sonnenblik ⟨ist* durchstr.⟩ — — *mein Sehnen* kündigen die spätere Fassung schon an) *Und oft in schöner Jugend bat ich sie Mich schnell hinweg in ihre Nähe mich Zu nehmen* (zuerst *hinwegzunehmen, wäre mir* — — die letzten zwei Worte corr. für *wär' in mir*) *hätte müde mir und satt Das Auge sich gesehn in dieser Ferne. Gelebt hab' ich, bin eurem Frühlinge Mit stiller Freud, ein heitrer Wintertag, vorangegangen,* — — Unser Text (anfänglich beinahe Reinschrift, später in Entwurf übergehend) S. 151 v. 2 zuerst . . *im Vollendungsgange weiter* v. 12 var. . . *noch Die Spiele . . . treibe* (corr. für *treibt*) v. 13 gestr. Ansatz *Und seellos wandelt ich* — — v. 14 in der Hs. ist *wie* ausgestr. und mit *und* überschrieben, doch muss es auf Grund der folgenden Konstruktion als wiederhergestellt gelten; zuerst *wie aus den luftgen Wipfeln . .* v. 18 *Noth* var. für *Nacht* var. für v. 18 19 (in der Hs. eingeklammert): *So stiegen mir die Himmelskräfte nieder Und Freude sprosst aus Nacht und Müh' herauf* nach v. 19 gestr. Ansatz *In meiner Brust begegneten sich gern* — — var. für v. 20/21 (in der Hs. eingeklammert) *O*

heilge Natur! der Berge Quellen Versammeln in der Tiefe sich, und deine Freuden v. 22 gestr. Ansatz *Sie ruhten — —* v. 23 *Sie* var. für *Und* v. 27 zuerst *Wie sonst, ertrüg, — —* S. 152 v. 1 *unerwartet* corr. für *mächtig* v. 4 zuerst . . *mir hinüber hälf'* v. 5 zuerst *Und hei den Sterblichen . .* v. 6 zuerst *Zum Spotte nicht und . . würde* var. für *weilte* (beide Worte in der Hs. durchstr.) v. 7 *warnt'* corr. für *traf* v. 8 f. gestr. Ansätze . . *mich hat der Bürger Fluch — — Bedeutet Fluch und Schmach dem Geiste gnug — — Und wollt' ich nun die Seele — —* v. 10 *so* corr. für *wenn* v. 11 *Gemeinen* var. für *dem trägen* v. 13 ff. Entwurf *Und ihr, ihr fodert meine Wiederkehr, Wollt dass zum zweitenmal an euch Ich Ehr' und Seele* (corr. für *meine Seele*) *wage? — Denket nicht Als zürnt' ich euch, es musste so geschehn* Von hier ab geht der Entwurf in Distichen über, die sich aus dem bisherigen wie ein selbständiges Gedicht herauslesen; Hölderlin scheint dies auch selbst empfunden zu haben und deutet es an, indem er die letzten 4 Zeilen gegen den Fuss der Seite abdrängt:

Hört' ich die Warnenden izt, sie lächelten meiner und dächten,
Früher anheim uns fiel, weil er uns scheute, der Thor
Und sie achtetens keinen Gewinn, — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Singt, o singet mir nur, unglükweissagend ihr furchtbarn
Schiksaalsgötter das Lied immer und immer ums Ohr
Euer bin ich zulezt, ich weiss es, doch will zuvor ich
Mir gehören und mir Leben erbeuten und Ruhm.

Unser Text v. 13 erster Ansatz *Und fodern Sterbliche die Wiederkehr — —* dann *O fordert länger nicht — —* v. 14 *wie* corr. für *nur* v. 16 zuerst *Und dass er länger noch . . .* v. 18 *schöner* var. für *guter* v. 20 ff. zuerst *Und meine liebsten Worte, konnt ich noch* (darunter corr. *so ich hab*) *Euch sagen — —* dann *Und weiss für euch, ich konnte noch sie sagen — —* dann *Das liebste, lezte was ich hatt' in mir Für euch, und wusste konnt' ich doch noch sagen* v. 23 *1. Bürger* corr. für *Archon* v. 24 *Geiste* corr. für *Seele* S. 153 v. 1 *alte* var. für *weise* v. 3 zuerst *dir weich' ⟨ich⟩ gerne, Lieber! lebe du* v. 13 var. *Fasst oft gewaltig uns, und mit dem Flüchtgen Gehn wir dahin und kehren nimmer wieder* v. 15 ff. zuerst . . *Uns langgeprüfter, reifender Entschluss Und doch ists nur die Stunde, die uns blendet, Dass im Vergangenen nur sie wir sehn. Vergieb! — —* v. 21 wieder gestr. corr. *— — kann Wunderbarer nur zusehn, wenn nichts — —* v. 24 zuerst *nach Aegyptos hin* S. 154 v. 1 zuerst *zu seinen Weisen — — heilgen Weisen* v. 3 *Hohen* var. für *Weisen* v. 8 zuerst *denn in den vorgen Tagen — — freilich trägst . .* v. 10 *trägst* corr. für *liebst* v. 13 *Du Gütiger* var. für *O Göttlicher*

und *Grosmüthiger* v. 15 zuerst *du dich selber nicht uns auch . .* v. 16 *Gütiger* var. für *Göttersohn* v. 18 *leben* corr. für *altern* v. 19 *Es* var. für *Ich* links neben v. 19—23 am Rande: *stärker! stolzer! lezter, höchster Aufflug.* v. 26 ff. Entwurf . . *Zerbricht sie schnell das heilige Gefäss Damit es nicht unedel werde Und Göttliches zum Menschenwerke würde. (Ihr nötiget mein Innerstes mir ab So wisst, wenn sie erwählt — —) Lasst ihre Lieblinge* (*früher* gestr.) *sterben Lasst ehe sie in Eigenmacht und Tand und Schmach vergehn Den Göttern sie sich opfern* (var. *Und frühe sterben müssen ihre Lieblinge, Eh sie in Eigenmacht und Schande fallen*) *Mein Recht* (corr. für *Glük*) [ist] *diss, ich hab'* (für *sag'*) *es nicht von andern Und wohl bewusst ist mir mein Loos und längst Am jugendlichen Tage hab' ich mirs Geweissagt; ehret mirs! und wenn ihr Morgen Mich nimmer findet, sprecht: er sollte nicht Die Tage zählen, altern soll' er nicht Nicht Menschenhände sollten ihn begraben Und ungesehn ist er dahingegangen* (dann *gieng er hin*) Unser Text S. 155 v. 1 für *diese* gestr. var. *solche* bezw. *ihre* v. 4 *Den Göttern liebend opfern . .* daneben die Randnotiz: *denen alles Erstgeborene der Zeit heilig ist.* v. 9 zuerst *und Tage und Stunden . .* v. 12 gestr. Ansatz *Und seine Asche wird — —* nach v. 15 gestr. *Und der ach! so oft unsterblich Einmal sich — —* dann (an v. 15 anzuschliessen) *Worinn es sterblich Sterblichen erscheint Den alle Himmlischen geliebt, die Helden Des Lebens — —* Neben v. 19 in Klammern die Notiz: *Hauptstelle* v. 19 zuerst *Weh! bitten möcht ich — —* v. 22 f. zuerst . . *du bleibest bis zum Abend (noch) Bei mir, du treuer Jüngling! —* v. 29 *immertreuer* corr. für *guter* S. 156 v. 1 zuerst *auf waichem Boden wandelt* v. 3 ff. *der Mutterinsel* corr. für *des Mutterlandes* zuerst . . *den Blüthenwäldern seiner Insel kömmt, Es* (für *Schon*) *athmet die* (für *seine*) *Brust ihm froher* (corr. für *leichter*) *auf Und seiner goldnen Jugendtage denkt er wieder —* dann *Schon athmet jugendlich die Brust Und den Gealterten verklärt Erinnerung der Jugendwonne wieder!* darunter: *Vom Tagewerk das Auge u. befrein* v. 7 *o* corr. für *du* nach v. 7 gestr. *Nun* (für *Schon*) *ist es friedlich —* nach v. 8 *— — und voll Seegens ist der Geist* v. 11 *bringen* corr. für *feiern* v. 14 ff. zuerst . . *Antwortet aus den Höhn, dann wehet wohl . . wie Harfenlaut Ein Liebeston von mir im Liede Dann mit des Lichtes goldnen Strahlen rinnt Das Liebeswort — — Und schöner spricht, verhüllt ins volle Chor Des Lebens euch des Freundes Stimme wieder* v. 20 zuerst *Doch mit des Lichtes goldnem Stral* (corr. für *Strom*) — — v. 21 zuerst *der stillen Quelle des Genius, der euch — —* v. 22 *dämmernde* var. für *goldene* v. 27 zuerst . . *so eilends ist es all . .* S. 157 v. 6 *Eilt* var. für *Geht* zuerst *Geht um uns unmerkbar seine Bahn.*

4. Scene (Emp. Paus.) v. 9 zuerst *So leicht ist dirs — — schike* var. für *sende* v. 12 zuerst *zu diesem Fremdlinge* v. 16 *der Herrliche* corr. für *hohe Mann*

var. für *Liebende* v. 19 zuerst *des Mannes Rede tönte* dann *Worte klangen* v. 21 *halte noch* corr. für *und es schläft* S. 158 v. 1 zuerst *den* (*lieben* durchstr.) *Fliehenden bei seiner treuen Rechte Und sieh! mir ist als könntest mich nicht lassen* v. 4 zuerst *Geist meiner Kindheit! — —* v. 5 f. zuerst *hab ich dir umsonst das Herz In Siegeslust* (für *Lebenslust*) *und grossen Hoffnungen entfaltet Ich kenne dich nicht mehr, es ist ein Traum! Ich glaub es nicht! o musst' ichs hören? das?* S. 159 v. 1 zuerst *Emp.* (*heimlich*) *Pausanias! Erkennst du mich?* v. 2 zuerst *O Götterbote! frägst du?* dann *du frägst, du mich?* v. 3 f. zuerst *doch soll der Götterbote, wie ein Knecht Den Tag der Unehr' überleben?* (dann *und du doch willst* ⟨für *wolltest*⟩ *dass ich — —*) v. 5 ff. die allzu rasche Überwindung von Pausanias' menschlicher Schwäche und Denkungsart rügt die Randnotiz: *Zu unvorbereitet!* v. 6 *Zaubergeiste* corr. für *allem deinem Geiste.* Im Entwurf lauteten die Zeilen 5—8 *Weh! Dass ich dich schmähen muss! — so stirb und zeuge Von dir du Einziger!* dann *Ich will den Mann nicht schmähn — —* dann *Dich schmähen kann ich nicht, und wär es auch Die* (*schöne* durchstr.) *Noth der Liebe, die es mir geböte!* v. 9 zuerst *O Jüngling! Jüngling Dich hab' ich nicht umsonst geliebt — —* dann *Ich wusst' es doch Dass du mich — —* dann *Wo ist denn nun der Traum? — — umwallt ein Morgenroth Dir doch das Angesicht und seine kräftgen Stralen Schenkt mir zum leztenmale dein Angesicht.* Die früheren Herausgeber glaubten die Verse 11—13 Pausanias in den Mund legen zu müssen, wozu die handschriftliche Überlieferung wie der Gesamtzusammenhang aber keinen Anlass gibt. Empedokles feiert — scheidend — die jugendliche Schönheit des bleibenden Freundes. v. 15 ff. zuerst *— — grösser wirst du seyn Denn ich — — und eine heitre Flamme wirst In Geist und Flamme Sterbliches verwandeln* S. 160 v. 4 gestr. Ansatz *Gelebt und goldne Tage — —* v. 5 zuerst *. . gieng Viel Heiligfreudiges . . . auf, das weist* v. 9 zuerst *des Abend, oder Morgens, . .* v. 10 zuerst *Und lebend mich und dir gewesen dich umwaltet Der Allunseinende — —* v. 14 ff. zuerst *. . vorbei ist Doch nirgend schöner ist der Dank, als wenn die Freude Zulezt noch eine Weile freundlich weilt Und flimmt und scheidet — —* v. 16 zuerst *. . bei Sterblichen verzögert* (corr. für *verzieht*) v. 17 *dahin* corr. für *vergehn* und *hinab* v. 21 *erkoren* var. für *erwählten* S. 161 v. 1 zuerst *Lass o lass . .* v. 3 über *rege* corr. u. gestr. *liebend* v. 5 zuerst *Und offen die Welt, du stehst gross Und golden — —* dann *Du stehst und hell ist rings die Welt* (darüber gestr. *um dich*) v. 8 zuerst *Und alle Menschenfreude lebt und glänzt Dem Genius in müheloser noch — — du Guter! Und heute solls vergehn* (darüber *Nacht*) dann *O ewge Nacht! und heute noch, noch heute soll Das alles so vergehn?* v. 10 ff. zuerst *Vergehn? Ist doch Das Bleiben gleich dem kalten Strome, den Der Winterfrost gebannt.*

Thörichter! Und weilt und hält denn irgendwo das Leben Und ängstiget der Geist in ewi — — v. 14 *Reinen* var. für *Freien* v. 16 *niemals* var. für *nimmer* v. 17 *zaudert* corr. für *zögert* v. 18 zuerst *Frägst ihn, wohin? die Wonnen* (corr. für *Freuden*) *einer Welt . .* v. 20 *O Jupiter Befreier! — gehe nun hinein u. s. w.* dazu am Rande die Notiz: (*stärkerer Ausruf!*). Ich habe — hierin den früheren Herausgebern folgend — die erste Vershälfte getilgt, weil sie offenbar im darauffolgenden Empedokles-Monolog wieder aufgegriffen ist. Doch trug ich mich lange mit dem Zweifel und bin auch jetzt noch nicht ganz sicher, ob nicht diese ganze Stelle (nach Schwabs Vorgang) hier einzurücken ist, so dass — in schönem Abklange — die Mahnung an den Freund, ein Abendmahl zu bereiten (Motiv von Brod und Wein), des Empedokles letzte Worte wären. Durch die oben angeführte Randnotiz wird diese Gruppierung gut gestützt. v. 22 *Rebe* corr. für *Reben* v. 25 *Sohn* var. für *mir!* Die auf S. 162 v. 3 in der Hs. noch folgenden Verse wurden schon von den bisherigen Herausgebern mit gutem Takt weggelassen. Sie lauten: *Emp. Wie anders ists?* (für *Wie ist dir*) *zu wachen wähnt' ich Im Leben sonst* (für *Bis diesen Tag*) *und Schlummer war es nur. Und gross an Kraft und Freude, wähnte sich der Knabe. Fahre wohl! du Spiel! Hab ich gelebt?* (zuerst *O das wars*) *hab' ich denn Einmal, Einmal so — —*

5. Scene (Emp. Schlussmonolog) zuerst ein umfangreicher Entwurf — in der Hs. ein Getümmel von Worten —, den eine Randnotiz rügt: *Irisbogen — — der Stoff ist richtig aber linkisch geordnet!* Er sei hier im Anhang in möglichster Vollständigkeit wiedergegeben. So weit sich letzte Überschreibungen mit der späteren Fassung decken, wurde auf Wiedergabe verzichtet. *O Siegeswonne! — O näher kommt Und näher meine Stunde, schattig wirds Und aus den Bergesklüften wehet schon Der Abendwind. O Liebesbote! — und viel verkündest Und sicher ists. — — Nun schlage, Herz! Und rege deine Wellen — — Und siehe! schön ist über dir der Genius in seiner Glorie, Gleich dem Irisbogen über rollenden* (var. für *stürzenden;* zuerst *auf dem Strom*) *Gewässern Wenn die Woog in Silberwolken Auffliegt, ist doch wie du der Genius Voll Friedens — —* (letzte Zeile zuerst *Auffliegt und sich das Licht in Lüften spiegelt*) ursp. Fassung der Verse *. . Und rege deine Wellen licht und froh Ists über dir — —* dann *freudig ist der Genius* (für *mein Geist*) *und leuchtet über dir — —* am Rande *Und schöner wohl* (corr. für *noch*) *ist in seiner Glorie der Geist Wie ist mir? staunen muss ich noch, als fieng Ich erst zu leben an, denn all' ist anders. Und nun bin ich erst, o diss wars, diss Das in der frommen* (corr. für *schönen*) *Ruhe dich so oft Du Müssiger, ein Sehnen überfiel? O darum ward ein wirksam Leben mir Versagt, dass ich in Einer vollen* (var. für *heilgen*) *That, Des Überwinders Freuden alle fänd'?* (Hierzu gehörig die

auf der übernächsten Seite stehende neue Fassung *O das wars, das wars Dass mitten in der Wonne dich so oft Ein Sehnen überfiel du Müssiger! Reichst du doch nie stükweise deine Freuden Den Lieblingen, Natur! Oft fehlte mirs Nun find ich in der Einen That, der heilgen Euch Siegeswonnen all, wonach mein Herz Gedürstet* (für *Nun soll ich . . . die Siegeswonnen alle noch kosten.*) Erste Fassung dieser Verse *. . Natur! Du gabst mir viel Doch Eines hattest du zum Ende mir gespart* — — dann *Doch spartest du das Beste mir zum Ende, Versagtest mir* — —) *Sterben? nur ein Schritt ins Dunkel ists Und sehen* (darüber gestr. *Und alles sehn* — —) *möchtst du doch getreues Auge* (für *möchte noch mein treues Auge*) *Wo nichts zu sehen ist für dich. Du hast Gedient, hast ausgedient, Dienstfertiges! Es muss die Nacht izt eine Weile mir das Haupt* — — *O Schrökendes! o du näherst mir Das schaudernde Verlangen; mag die Nacht* — — *umschatten* (für *du büllst mich In Nacht, Natur* darunter *. . Nacht ist mirs*) — — *Ums Haupt* (am Rande *Mein Haupt umschatten* — —), *doch schöner glänzt im Dunkel* (darüber *ist sie hell mir und freundlich* — — *quillt die Flamme*) *Die Mächtge die aus tiefer Brust mir quilt* — — dann *Aus tiefer Brust die muthge Flamme mir* — — die folgenden Verse decken sich mit dem Buchtext bis auf wenige Varianten, die im Folgenden besprochen werden sollen. Unser Text (die Varianten werden nur insoweit aufgeführt, als sie nicht schon im Entwurf enthalten sind) v. 3 *tritt* corr. für *kömt* v. 7 *gereift ists!* var. für *gewonnen ists!* v. 8 ff. zuerst *über dir Ists hell und freudig und es lebt der Geist Wie neugeboren, leuchtendes Gestirn, Er blüht und herrscht und weilt und droben geht Des Himmels heimatlos* (var. für *ruhelos* und *wanderndes*) *Gewölk vorüber.* — (Neue Fassung *. . ist der Geist Denn nicht wie neu entsprungen* ⟨var. für *neugeboren*⟩ *leuchtendes Gestirn und blüht und herrscht und voll Lust* — —) v. 11 zuerst *Das immer wandernde vorüberfliebt* v. 25 Hierzu gehörig der auf der folgenden Seite verlorene Ansatz *Du nährest mir das schaudernde Verlangen* S. 163 v. 3 Im Entwurf zuerst *den gährenden Schmerzensbecher mir, Natur!* v. 4 zuerst *. . dein Sohn, den du geliebt* Vorstufe im Entwurf *. . dein Sänger, den du liebst* v. 5 *lezte* im Entwurf var. für *Fülle* v. 6 *suche* corr. für *fod*[re] v. 10 zuerst *ist doch, wie du bist, meine Freude* In der Hs. folgt hier der Anfang einer nochmaligen Niederschrift des Emp.-Monologs (v. 1—8), die aber als zwischen Entwurf und letzter Fassung liegend zu betrachten ist. Sie bringt gegenüber unserm Text nur wenig Varianten. (v. 7 *Ist hell und freudig* ⟨var. für *heiter*⟩ — — *Es blüht und ruht in seiner Siegeslust*)

Sehr aufschlussreich ist eine philosophische Skizze, die sich in der Hs. an den Entwurf des letzten Emp.-Monologs anschliesst und die — als offenbar mit dem Emp.-Stoffe zusammenhängend — hier wiedergegeben sei: *Die* (für

diesen) Weisen aber, die mit dem Geiste, nur allgemein unterscheiden, [kehren] *überschnell wieder ins reine Seyn zurük und fallen* (corr. für *kehren*) *in eine umso grössere Indifferenz, weil sie hinlänglich unterschieden zu haben glauben, und die Nichtentgegensezung, auf die sie zurükgekommen sind, für eine ewige nehmen. Sie haben ihre Natur mit dem untersten Grade der Wirklichkeit, mit dem Schatten der Wirklichkeit, der idealen Entgegensezung und Unterscheidung getäuscht, und sie rächt sich dadurch — —* Man mag hieran ermessen, wie durchgängig auch im philosophisch-reflektierenden Bewusstsein erwogen gerade die scheinbar lyrischsten Ergüsse des Empedokles-Dramas sind und wieviel in ihnen unausgesprochen bleibt. Wenn es erlaubt ist, den in dieser Note in philosophischer Formel gegebenen Gedanken zu kommentieren: Die Helden achten ihre Individualität immerdar zu gering, es reisst sie die Leidenschaft wie den Strom blitzschnell zurück ins allgemeine schaffende Element. Indifferenz, das ist Indifferenz von Subjekt und Objekt, Individuum und Gottheit. Am Schlusse, wo die Note abbricht, will natürlich von einer liebenden Rache gesprochen sein, die das Mutterelement am Helden nimmt, indem es ihn wieder in seinen Schoss zurückschlingt.

6. Scene (Panthea. Delia.) Diese Schlussszene liegt in doppelter Bearbeitung vor. Da die spätere Bearbeitung sich augenscheinlich an die Stelle der ersten schiebt, glaubte ich von einer Wiedergabe dieser im Buchtexte absehen zu dürfen. Hier im Anhange sei sie unverkürzt gebracht.

— — nein! Mich wundert nicht Dass er sich fort zu seinen Göttern sehnt Was gaben ihm die Sterblichen? hat ihn Sein thöricht Volk genährt (corr. für *belehrt*) *den hohen Sinn, Ihr unbedeutend Leben, hat ihm diss Das Herz verwöhnt — — Nimm ihn, du gabst ihm alles, gabst Ihn uns, o nimm ihn nur hinweg, Natur! Vergänglicher sind deine Lieblinge, Das weiss ich wohl, sie werden gross Und sagen könnens andere nicht, wie sie's Geworden, ach! und so verschwinden sie Diese Glüklichen, auch wieder* (zuerst *Auch wieder, sieh! die Glüklichen*) *Delia:* (am Rande die kritische Bemerkung *Zu hart entgegengesezt*) *— — Du nennest* (zuerst Ansatz *sieh nur — —*) *Ihn glüklich? glüklicher und besser dünkt mirs doch Bei Menschen froh* (corr. für *gern*) *zu wohnen und zu weilen* (corr. für *wirken*) dann *mags der Unbegreifliche Um den ich traure mit dem Volk und dir, Verzeihn* (var. für *Vergeben*) *mir dünkt es glüklicher und besser* (zuerst . . *Verdammen — — Er mag es mir vergeben — — Doch glüklicher bei Menschen froh zu weilen Verzeih es mir der Unbegreifliche — — Panthea: O Delia! das ist nur unser Stolz, Dass wir ihn nicht begreifen! freilich wohl Ein mächtig Zeugniss für der Menschen Thun Und Treiben wärs gewesen, wenn der Stolze — —* (Vor der folgenden Verszeile wieder die Notiz: *Zu hart entgegengesezt*) *Delia: Und ist die Welt doch hier so schön*

(für *nicht hier auch schön?*) *Panthea: Ja schön Ist sie und schöner izt denn je. Es darf Nicht unbeschenkt von ihr ein Kühner gehn* (var. für *ein Grosser scheiden*) *Sieht er noch auf zu dir, o himmlisch Licht? Und siehest du ihn, den ich nun vieleicht Nicht wiedersehe? Delia! so bliken Sich Heldenbrüder inniger ins Aug'* (zuerst *freundlicher* darüber *freudiger noch an*) *Eh sie vom Mahl zur Schlummerstunde scheiden* (var. für *gehn*) *Und sehn Sie nicht des Morgens sich aufs neu?* (zuerst *Wenn sie in trauter Nacht vom Mahle gehn Und grüssend sich des Morgens wieder finden*) *O Worte! freilich schaudert mir, wie dir Das Herz du gutes Kind! und gerne möcht' Ichs anders, doch ich schäme dessen mich. Thut Er es doch! ists so nicht heilig?* (für *so ists gut* zuerst *wär ich, wie er*) *Delia: Panthea* (für *o sieh!* Hier ist wohl der verlorne Ansatz auf der vorvorigen Seite wieder aufgegriffen) *Wer ist der fremde Jüngling, der herab Vom Berge kömmt! Panthea: Pausanias. Ach müssen Wir so uns wiederfinden* (corr. für . . *sehn*) *Vaterloser?* (für *Trauernder* und *du Armer*) *Paus. Panth. Del.* (7. Scene) *Paus.: Ist Empedokles hier? o Panthea Du ehrest ihn, du kömmst herauf und suchst ihn auch Noch einmal ihn den ernsten* (corr. für *hohen*) *Mann Auf seinem dunkeln Pfad zu sehn. Panthea: Wo ist er?* (zuerst *Wir sahn ihn nicht*) *Paus.: Ich weis es nicht. Er sandte mich hinweg, Und da ich wiederkam sah* (für *fand*) *ich ihn nicht wieder Ich rief ihm im Gebürge. Doch ich fand Ihn nicht. Er kehrt gewiss. Versprach Er freundlich doch bis in die Nacht zu weilen* (var. für *bleiben* erster Ansatz . . *Er wollte Den Abend — —*) *O käm er nur!* (für *O dass er nur — —*) *Die liebste Stunde flieht Geschwinder, denn die Pfeile sind* (für *die übrigen*) *vorüber. Noch Einmal soll ich* (für *werd ich*) *freudig seyn mit ihm Und du auch wirst es Panthea* (zuerst *Auch du wirst hohe Panthea — —*) *und sie Die edle Fremdlingin, die ihn nur Einmal Nur* (für *ihn*), *wie ein herrlich Traumbild sieht. Euch schrekt Sein Ende, das vor aller Augen ist, Doch keiner nennen mag; ich glaub* (corr. für *ich seh*) *es wohl, Doch werdet ihrs vergessen, sehet ihr In seiner Blüthe den Lebendigen. Denn wunderbar vor diesem Manne schwindet Was traurig Sterblichen und furchtbar dünkt Und vor dem seelgen Aug' ist alles Licht* (zuerst . . *wird die Nacht zum Tage*) *Delia: Wie liebst du ihn? und dennoch batest du Umsonst, du hast ihn wohl genug gebeten, Den Ernsten, dass er bleib, und länger noch Bei Menschen wohne. Paus.: Konnt' ich viel? Es greift in meine Seele, wenn er mir Antwortete, was sein Will' ist. O das ists Dass er nur Freude giebt, wenn er versagt, Und tiefer nur das Herz ihm wiederklingt, Und einig ist mit ihm, je mehr auf seinem Siege Der Unergründliche* (var. für *Unerschöpfliche*) *besteht. Es ist Nicht eitel Überredung, glaub es mir, Wenn er des Lebens* (corr. für *der Seele*) *sich bemächtiget, Denn wenn er schweigt in seiner eignen Welt Der*

Stolzgenügsame, so stehest du In dunkler Ahnung, voll und reg ist dir Die ganze Seele, doch du fühlst sie nicht Dich ängstiget die Gegenwart des Reinen Des Unberührbaren. Doch wenn das Wort Entscheidend ihm (für *nun*) *von seiner Lippe kam Dann wars als tönt ein Freudenhimmel ihm zurük Und ohne Widerred' Ergreift es dich, doch fühlst du nur dich freier Ach könnt' er irren, um so tiefer nur Erkennt' ich ihn, den Unerschöpflichwahren, Und wenn er stirbt, so flammt aus seiner Asche, Mir heller nur der Genius empor. Delia: Ha! grosse Seele! dich erhebt der Tod Der Grossen, mich zerreisst er nur* (für *warum schrökt er nur — —*). *Was soll Denn bleiben, sage mir, was soll noch leben? Versengt die Noth der Tugend Blüthe doch* (für *doch alle Freuden uns*) *— — Er wird es noch gedenken, hat der Sterbliche Der Welt sich aufgethan, der kindlich fremde Und kaum erwarmt, und frohvertraut geworden, Bald stösst ihn dann den Kaumgeborenen ein kaltes Schiksaal wieder zurük, Und ungestört in seiner Freude bleiben Darf auch das Liebste nicht. — — Ach und die Besten Sie treten auf der Todesgötter Seit Auch sie und gehn dahin mit Lust und machen Es uns zur Schmach, bei Sterblichen zu bleiben Paus. O bei den Seeligen!* (corr. für *Himmlischen*) *Verdamme nicht* (zuerst *O tadle nicht*) *Den Herrlichen* (für *Mann*), *dem so sein Glük zum Unglük ward, Der sterben muss, weil er zu schön gelebt, Weil ihn zu sehr die Götter alle liebten. Denn wird ein anderer, denn er, geschmäht, So ists zu tilgen, aber er, wenn ihm — — — was kann der Göttersohn? Unendlich trift es den Unendlichen* (hierzu vgl. das Fragment über Achill S. 248) *Ach niemals ward ein edler Angesicht Empörender belaidiget! Ich musst Es sehn, — —* Das hier folgende noch der ersten Fassung zugehörige Fragment (in der Hs. ist es vom bisherigen durch eine leere Seite getrennt) hat offenbar als Ersatzstück einer der oberen von Hölderlin als zu schroff empfundenen Reden der Delia zu gelten. Darauf weist schon die vorangesetzte Notiz hin: (*weil Empedokles es so leicht nimmt, die Zeitlichkeit, das Menschenleben so gar nicht achtet, — —*) *Delia: Sie sagten mir: es denken anders Götter Denn Sterbliche. Was Ernst den Einen dünk' Es dünke Scherz den andern. Götterernst Sei Geist und Tugend, aber Spiel vor ihnen sei Die lange Zeit der vielgeschäftgen Menschen. Und mehr wie Götter, denn wie Sterbliche, Scheint euer Freund zu denken.* (Von der Wiedergabe der hier sehr zahlreichen, aber doch wohl belanglosen Varianten sehe ich ab.)

Unser Text hält sich ganz an die zweite Bearbeitung, die auf einer eigenen Bogenlage des Quartobuchs (Stuttg. fasc. II, p. 60 ff.) auf uns gekommen ist. Der erste Teil (66 Verse) ist als Beilage 4 der Bogenlage eingeklebt. Der Anschluss dieser ersten Hälfte an die zweite wurde zum erstenmal von Zinkernagel richtig gegeben. Die erste Seite ist mit einzelnen Worten bezw.

Satzteilen — wie ich glaube einer selbständigen Gedichtskizze — überstreut *Bin ich nicht ferne von dir — — Doch bin ich zufrieden — — Da ich ein Knabe war — — Die Schwester — — doch endlich, — — du irrst wo bist du — — Wo bist du?* Auf der zweiten Seite Beginn der Szene. Gegenüber der ersten Fassung fällt auf, dass der jambische Bau der Verse gesprengt ist. Durch die Beimischung des daktylischen Elements und die Ungleichheit der Verse unter sich wird ein dem Chorlied der antiken Tragödie ähnlicher Rhythmus erzeugt. Was hier bloss Tendenz ist, sollte in der späteren Bearbeitung (den Aetna-Fragmenten) in aller Deutlichkeit herausspringen. Ein angehängter Szenenentwurf führt einen Chor der Agrigentiner ein. (vergl. S. 226)
v. 11 zuerst *Leben der Sterblichen! Du hast ihm . .* v. 13 zuerst . . . *Armes Was gabst du ihm? nun da er fort — —* v. 17 *geschaffen* var. für *genährt* v. 18 zuerst *Du die alles gegeben* (dann *O die du ihm alles gabst . .*), *nicht sind — —* dann *Du Natur! du nimmst ihn wieder, und ich weis Vergänglicher deine Lieben, denn andre* v. 21 *Weiss* var. für *sagt* v. 24 zuerst *Lass sie nur* dann *und es hält sie nichts* (vorher *und du hältst sie nicht*) S. 164 v. 2 zuerst *Bei Sterblichen zu wohnen: sieh! Ich weiss* (darüber *kann* gestr. Ansatz *Mir dünkt es — —*) *von andrem nicht, es ruht Mein Sinn in diesem Einen und es reift* (dann *dennoch schwebt dunkel droht* var . . . *steht*) nach v. 7 Hs. irrtümlich *Delia* nach v. 9 gestr. Ansatz *Ihm ein — —* dann *Und ein Geschäfft* (zuerst *da du dort, —*) — — v. 10 zuerst . . *der Lebendige nur Und sein Herz* (corr. für *seine Liebe*) *ihm Gesez* v. 12 *Sterblichen* var. für *Menschen* v. 17 zuerst *Doch herrlich ist die Erde nicht auch?* v. 22 f. zuerst *Noch siehet er wohl In einem deiner Hain — —* dann *Auf deiner heil'gen* (corr. für *waldigen*) *Höhen einer, o Erd Auch dein Vertr — —* S. 165 v. 2 *freie* corr. für *leuchtende* v. 3 zuerst *Wir sehen wohl . .* v. 7 *ja* corr. für *doch* v. 13 zuerst *Noch ehrst du ihn . .* v. 15 *furchtbarn* corr. für *ernsten* nach v. 17 gestr. *Und fromm und gross sich selbst hinabzuopfern* v. 18 zuerst *Panth. Wo ist er?* Bei S. 166 v. 9 setzt der neue Bogen ein. Die Frage des Pausanias: *Von seinem Tode, . . habt ihr gehört?* hat mich bezüglich des Textanschlusses früher irre gemacht, da unmittelbar vorher Pausanias noch vom Meister als von einem Lebenden spricht. Doch bin ich jetzt sicher, dass Pausanias nur vom Todes entschluss des Empedokles, nicht vom vollzogenen Opfer redet. v. 10 *die edle Fremdlingin* in der Hs. durchstr. v. 11 *Meteor* var. für *Traumbild* v. 15 zuerst *Ob nicht verschwinde* (dann *zerrinne*) *was traurig Und schröklich den Sterblichen dünkt* v. 17 *Sich sänftige* var. für *zerrinne* v. 21 *dir* var. für *doch* v. 22 zuerst *Wie konnt' ich? greift Er mir die Seele nicht . .* v. 25 *giebt* corr. für *ist* und *wird* S. 167 v. 1 f. zuerst *Und tiefer . . . das Herz ihm wiederklingt,* v. 15 zuerst . . *ihm und mir Dem Worte nach und — —* v. 18 *inniger*

corr. für *tiefer nur* Der bei v. 22 beginnende Gesang der Delia ist ganz dem antiken Chorlied (frommer Tadel der Hybris) nachempfunden. v. 27 *Noch* corr. für *denn Stillsten* corr. für *Ruhenden* S. 168 v. 1 zuerst . . *so stösst Es kalt sie zurük. Es darf Im Frieden* (für *In seiner Blüthe*) *kein Lebendes bleiben* v. 10 einige Zeilen leerer Raum deuten an, dass Pausanias ausführlicher erwidern soll (etwa im Sinne der ersten Fassung S. 534) Z. 17—23 v. 11—18 Entwurf *O warum hast du es deinen Helden Natur Nicht schwerer gemacht, zu sterben? Die Schwachen wirft das Schiksaal um, und die andern Die Starken achten es gleich zu fallen, zu stehn, Und werden, wie die Gebrechlichen. O Empedokles! Zu gerne, zu gerne opferst du dich . . .* v. 20 ff. zuerst *Und was du littest* (corr. für *duldetest*), *leidet kein Knecht Ach! nicht die Verworfensten sind So elend wie solch ein* (für *der*) *Mann, ihr Götter Wenn einmal sie Gemeines berührt! Und schön hat ers getragen* nach S. 169 v. 3 gestr. *Paus. So gönn es ihnen, finden sie auch Sich leichter heraus denn andre* v. 15 zuerst . . *es halte der Schmerz Den Muthigen auf?* v. 14 zuerst *Die Räder zu rauchen beginnen. .* v. 18 ff. zuerst *Es nährt das Leben vom Laide sich — — nicht in der Purpurtraub' Allein ist heilge Kraft der Natur Und trinkt mein Held doch aus dem Todeskelch sich Wonne!* v. 20 *doch auch* corr. für *zulezt* v. 21 *glüklich* corr. für *stärker* (zuerst *Wonne*) v. 22 f. zuerst *Ich sehe es wohl, du hüllest In tröstende Gedanken dich* S. 170 v. 13 ff. zuerst *So gehest du geseegnet hinab, Du schönes Licht und es glänzen Vor deinem Lichte — —* (gestr. Ansatz *Dir ähnlich — —*) v. 17 *auch* var. für *immer mir* nach v. 17 gestr. *Ists Irrtum, Freunde, dass er — — Und der untergehende leuchtet In die Seele freundlich auch mir, — — O meine dämmernde Seele* (*die mehr* ausgestr.) *leuchtet — — Und wein' ich, über ihn nicht es Ists über die Nacht* v. 18 *traur* corr. für *wein* v. 24 zuerst *Und ihnen fesselt die träumende Sorge Das Aug', es öffnet an deinem Herzen Dann nimmer ihr Herz, ein Traum ist Zwischen ihnen und dir — o heilig All!* S. 171 v. 1 *verdorren* var. für *veröden (?)* v. 2 *Verschieden* var. für *Gerissen* v. 5 zuerst *Wirft lächelnd der Göttliche seine Perlen Aus dem sie kamen, ins Meer* über v. 7 gestr. *Und wohl uns —* v. 10 zuerst *Bedürfen des Wunders Wir Blinden ja doch!* Die letzten 5 Verse des Panthea-Gesangs tragen — hierin sich an den alten Chorschluss anlehnend — ganz anapästischen Tonfall. v. 12 *seine* var. für *die* v. 12 ist in der Hs. leicht durchstrichen.

Zweite Fassung Stuttg. Quartoheft p. 23—48 (a) Reinschrift der ersten Hälfte (S. 172—178) Stuttg. Oktavheft fasc. I. 40 (b) Unser Text folgt im ersten Teile b, im zweiten a.

Im folgenden sei der Text der ersten Hälfte von a gegeben, soweit er von b abweicht.

Kopf: *Panthea. Delia. Chor der Agrigentiner in der Ferne. Mekades. Hermokrates.* Es bestand also gegenüber der Reinschrift ursprünglich der Plan, der Mekades-Hermokrates-Szene der früheren Fassung entsprechend eine Panthea-Delia-Szene vorauszuschicken.

1. Scene (Mekades. Hermokrates) S. 173 v. 1 *Mannes* statt *Manns* in b v. 3 zuerst *Wie dürres Gras der Haide Ergriffe die Flamme sie . .* dann *Wie dürres Reis* (dann *Gras*) *entzünden Leicht die Sterblichen sich.* v. 5 zuerst *Mir dünkt es furchtbarer Wenn Einer so die Menge versehrt — —* v. 7 gestr. Ansatz *Ich will dir sagen — —* v. 9 darüber *dass von ihren Leiden.* v. 10 *kräftig* corr. für *mächtig* v. 13 f. zuerst *und ihr Herz Nicht rühren an Lebendigem* nach v. 16 zuerst *die keinem der unsern, die . .* für *Brust* var. *den Muth* (beide Worte durchstr.) v. 19 zuerst *Und ihnen war* (dann *dünkt*) *den Hellaufblikenden* v. 21 zuerst *drum* (dann *dann*) *sahen die Stolzen — —* v. 22 zuerst *das Haupt nicht mehr* v. 23 ff. zuerst *Und vor den Gewaltigen Bestand nichts* (dann *kein*) *anderes mehr Es ward Ihre Beute* (dann *Es ward die Beute der Kühnen* ⟨zuerst *Flammen*⟩ dann *Und war sie ergriffen es ward Wie leichte Beute den Kühnen*) S. 174 v. 5 ff. zuerst *dass er Vertrauter wie die andern Mit Göttlichen gelebt* dann *. . Lebendig seine Götter In seiner Welt gefunden Ich kenn' ihn längst; von* (dann *durch*) *uns . .* v. 7 zuerst *drum ist . .* dann *drum tönt . .* v. 9 f. zuerst *sie fühlens wohl Dass er die Lebensflamme Vom Himmel nimmt . .* v. 17 f. zuerst *es hab Apoll Den Iliern (Trojern) ihre* (dann *die*) *Häuser gebaut, Doch besser wär* (dann *sei*) *es, dass ein göttlicher* (dann *herrlicher*) *Mann Durchs Leben helfe den andern* (dann *seinigen*) v. 22 *Noth* var. für *Brauch* S. 175 v. 3 zuerst *Es wird nicht werden! sorge nicht* v. 6 ff. zuerst *Verstehst du ihn nur, so fürcht' ich nicht* (dann *so kann ich ruhn*) *denn stärker, denn die Starken — — Ich kenn ihn wohl — —* v. 9 ff. zuerst *Zu glüklich wuchs er auf; ihm ist das Herz verwöhnt am Göttertisch Aus früher Zeit, wo ihm die Brust Im Bunde schlug mit allen Lebensmächten, Und froh der Geist Wo ihm, das eig — —* dann *Wo seiner stolzen Brust bekräftigend Das Leben wiederklang, in kühnem Wohllaut Und wie am Göttertische den Unsterblichen Der Blühende den Nektarbecher schenkte* links am Rande der Text von b v. 13 zuerst *dass er zu sehr die Sterblichen geliebt* (dann *dass thöricht er die Sterblichen geachtet*) v. 16 gestr. Ansatz *aber hilft es uns nicht — —* S. 176 v. 6 zuerst *Und rächend äffte der todte Wiederhall — — den Seher* (dann *doch rächend äfft' aus lebensloser Brust Denn auch der leere Wiederhall den umnachteten Seher*) v. 13 zuerst *der* (*stolzen*) *Busen* (darüber *das still — —*) v. 21 zuerst *. . wird seellos, so wie sie* v. 26 zuerst *Bist du dess alles so gewiss?* S. 177 v. 2 ff. Entwurf *Er hat genug bekannt* (corr. für *gestanden und gesagt*) *Erinnerst du Des*

Tages dich, da er zum lextenmal Auf der Agora war! Er hatte Den Nord, der ihre Felder tödtete, Mit kluger Kunst von ihnen abgewendet — — Ich weiss es nicht Was izt sie trieb (für *sie bewog*), *Sie grüssten ihn mit Lobgesang* (vorher *Sie hatten ihn mit Lobgesang empfangen*) *und streuten Wie es für Götter nur gebührt, ihm Strauchwerk Ich weiss es nicht, Was ihm das Volk zuvor gesagt; ich kam Nur eben, stand von fern; ihr ehret mich und der das Leben so verkündiget* (darüber *der die Lebenden den Lebenden verkündiget Und inniger die Wesen bindet*) *Mir dünkt selber grösser der* [denn] *das Leben ist, Denn stumm ist die Natur, es leben Sonn und Luft Und Erd und ihre Kinder umeinander Unmerklich* (corr. für *Undeutend* und *Stillschweigend*), *als gehörten sie sich nicht Sie sind, wie Fremdlinge, sich unvernehmlich, Wenn Eine Sprache sie nicht regt und knüpft* (corr. für *bindet*) *— — Doch der sie kennt, der den Fremdverschlossnen* (zuerst *Und . . bindet, der die Fremdverschlossnen Erkennt — —*) *. . ihnen Sprache giebt, dass Sie Kraft und ihre Seele tauschen, der im Wort — — —*

Aus diesem ersten Entwurf — besonders der ersten gestr. Hälfte — wird deutlich, wie energisch auf die zweite Fassung die griechischen Überlieferungen eingewirkt haben. Insbesondere gründen sich die Motive vom Nord, dem gestreuten Strauchwerk (auch die Anrede *Ihr ehret mich*) unmittelbar auf die ΚΑΘΑΡΜΟΙ, die zur Probe hier abgedruckt seien.

ὦ φίλοι, οἱ μέγα ἄστυ κατὰ ξανθοῦ 'Ακράγαντος
ναίετ' ἀν ἄκρα πόλεος, ἀγαθῶν μελεδήμονες ἔργων
ξείνων αἰδοῖοι λιμένες κακότητος ἄπειροι,
χαίρετ' · ἐγὼ δ'ὑμῖν θεὸς ἄμβροτος οὐκέτι θνητός
πωλεῦμαι μετὰ πᾶσι τετιμένος, ὥσπερ ἔοικα
ταινίαις τε περίστεπτος στέφεσίν τε θαλείοις.
τοῖσιν ἅμ' ⟨εὖτ'⟩ ἂν ἵκωμαι ἐς ἄστεα τηλεθάοντα,
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξί, σεβίζομαι· οἱ δ'ἅμ' ἕπονται
μύριοι ἐξερέοντες, ὁπηι πρὸς κέρδος ἀταρβός,
οἱ μὲν μαντοσυνέων κεχρημένοι, οἱ ἐπὶ νούσων
παντοίων ἐπύθοντο κλύειν εὐηκέα βάξιν
δηρὸν δὴ χαλεποῖσι πεπαρμένοι ⟨ἀμφὶ μόγοισιν⟩.

(Diels Fragmente der Vorsokratiker I S. 264)

Wie wichtig gerade diese Stelle, worin es galt, aus fremdem Munde des Empedokles Hybris zu zeichnen, Hölderlin schien, mag auch daraus erleuchten, dass er sie immer neuer Umarbeitung unterzog, bis sie die endgültige Gestalt der Reinschrift gewann. Zufällig ist uns im Homburger Folioheft ein Blatt erhalten, das als bedeutsame Erweiterung des Textes von a und als unmittelaber Vorstufe von b (Reinschrift) zu gelten hat.

Auf der 3. Seite dieses Blattes (zusammengefaltetes Folioblatt Wz.: I. P. S. und Krone, bläuliches Papier) steht von fremder Hand: *An des Herrn Regierungsraths von Sinklair Hochwohlgebohren — — evoto : Akten.* Der Text des Entwurfes schliesst sich ursprünglich unmittelbar an den im Stuttg. Quartbuch unterbrochenen Text an. — — *Den Göttern der Natur den schweigenden Den Hohen der die Sorgen überfliegt Den Sterblichen, den Fühlenden Zur Hülfe bringt Und ihnen giebt, wonach sie suchend klagen* (am Kopf der Seite) *Mir dünkt er selber grösser* — — dann ohne Rücksicht auf den im Satze abgerissenen Text des Quartobuchs die Neubearbeitung *Den Göttergeist, den immerjugendlichen Den Stolzen der die Sorgen überfliegt bring ich den Sterblichen, den Fühlenden Empfindsamen und die Geschäfftigern Ermunternd die Empfindsamen Als Helfer zugesellt Dem sorgenlosen Element, Und binde den Bund der Natur Noch Einmal belebe die Alte,* (var. für *Weke* ⟨*?*⟩ *aufs neue den Priester der Natur* — —) *Geselle sie dem, wie die Pflanze Dem Boden,* (zuvor gestr. Ansatz *Wie die Pflanze vom* ⟨für *im*⟩ *Boden* — —) *und wie der Akersmann Das wilde Feld beblümt* — — *Denn stumm ist die Natur Es wandeln unbedeutend Sonn und Erd' Und ihre Kinder umeinander, Die Einsamen als gehörten sie sich nicht. Sie sind wie Fremdlinge, sich unvernehmlich Geb' ich die Sprachen den Schweigenden Den Sterblichen und Unsterblichen nicht,* (zuerst — — *Es leben Sonn und Luft und Erd' und ihre Kinder Unmerklich umeinander als gehörten sie Sich* — — *Sie warten des Mundes, der sie verständige* darüber *Wenn Eine Sprache sie regt und knüpft* — —) *Und bind' ich* (*lebendiger* gestr. zuerst *binde ich bekannt mit ihnen* — —) *die Lebenden,* (*sie* gestr.) *die immerkräftig, Engbekränztes Wesen umfassen,* (zuerst *Umfassend engbekränztes Leben*) *Mit den Lebenden* (darüber gestr. *sinnlicher* ⟨*?*⟩), *den Bedürftigen nicht* (*zusammen* gestr.) — — *Wilde Pflanzen in wildem Land Sind in den Schoos der Götter, Die Sterblichen alle gesäet. Und nähren sich kärglich und todt erscheint Der Boden, wenn einer nicht Dess wartet, und waltet und mein Ist das Land* (var. für *Feld*). *Es öffnet* (darüber *es wandert* — —) *mein Wort Den verschlossnen Göttern die Brust,* (ausgestr. *Wie Pflügers Pflug* — —) *Dass kräftiger die fühlenden Vom Geist der Freien sich nähren.* dann *Und stärken* (corr. für *nähren*) *sich Die fühlenden Menschen Vom Göttergeiste, der Freien? Denn Sprache geb ich den Schweigenden.* Eine spätere Überschreibung nähert den Entwurf schon sehr dem Text der Reinschrift an: *Wohl wandeln immerkräftig . . .* (wie S. 177 v. 13—24; bloss v. 15 *Ermunternd um der andern*) *. . . Erwärmt' ich es nicht Belebte Pflanzen und Boden? Umfangen nicht kräftiger* (zuerst *. . sie kräftiger nicht* dann *Es umfangen kräftiger*) *Von meinem Worte — — Es tauschen die Kraft und die Seele zu Einem Die Sterblichen und Unsterblichen* (zuerst — — *mir*

sollen die Kraft Und die Seele zu Einem ⟨gestr. *Eine Welt*⟩ *Unsterblichen mit Sterblichen — —) — — Und wärmer umfangen die ewigen Kräfte Das strebende Herz, und kräftiger nähren Vom Geiste der Freien die fühlenden Menschen, Denn die Unbekannten gesellte mein Wort, Und meinem* (zuerst *dem seegnenden*) *Geiste schlossen sich die Fremdverschlossnen auf, Und mach (?) die Welt — —* (zuerst *Und bind' ich so nicht — —*)

Die Reinschrift (b) stützt sich unmittelbar auf diesen Entwurf, doch wird an einigen Stellen a vorgezogen.

Ich bespreche den Text von a weiter. S. 178 v. 15 f. zuerst . . *Verzärtelten Söhne des Himmels Die so sich Eines mit der Welt gefühlt Sie sind so zerstörbarer — —* v. 20 ff. zuerst *unheilbar tobt, Die Brust und ungeheure Wünsche gähren In ihnen auf. Auch er! so still er scheint, So glüht ihm doch, seit ihm das Volk missfällt Im Busen die tyrannische Begierde.* Hier bricht die Reinschrift ab, und unser Text ist allein auf a angewiesen. Nach v. 27 *Er doch!* folgt in Klammer gesetzt *Und hätt er eine Weile sich Mit ungemessner Eigenmacht — —* S. 179 v. 1 f. zuerst *O reiz ihn nicht! und lass Sie ruhn, so lang sie schläft, die mächtige Flamme, lass Ihn so! gieb ihm nicht Anlass! . .* v. 4 *Übermüthige* wie *mächtige* in der vorangehenden Zeile sind in der Hs. stark unterstrichen. v. 7 ff. zuerst *So lang er in der Wolke bleibt So fürcht' ich nicht den — —* (darüber *Nichts fehlt ihm, denn ein Feind . .*) *Wohin es ihn gelüstet, besser ists Als wenn er sich herab zum Raube lässet* (zuerst *niederlässet*) Nach v. 12 folgte ursprünglich *Die Nemesis zu ehren, lehrte mich Mein Leben und mein Sinn, das braucht Der Priester nicht, der ihr Vertrauter ist.* v. 17 zuerst . . *und wisse, das, wär' er zu schonen So würd' ichs mehr, wie du. Verwandter bin Ich ihm* (zuerst *Dich gehet er Ni — —) — — Ich schau (?) ihn, als wie du denkest — —* S. 180 v. 2 f. ursprünglicher Ansatz *So nährt und — —* dann *Wohlthätig ist er dann, doch wenn er blos* (darüber *Wenn seine Bande er — —*) *Sich selbst und seine Götter giebt, wenn er Vergeudet, was ihm anvertrauet ist Verwegen — —* (davor gestr. *Muth*) v. 9 zuerst *Drum muss er fallen, rede nicht* v. 12 in der Hs. herrscht hier starke Verwirrung zuerst . . *Er hat es sich Bereitet* (dann *Gemacht*) *und leben soll, wie er, ein jeder,* (dann *Ein jeder wie er — —*) *Zu Schanden werden, und vergehn wie er, In Weh und Thorheit, der das Heilige* (dann *Göttliche*) *Verräth, den Menschen — —* (Prometheus-Motiv!) v. 20 ff. *Er mocht' es, doch die Strafe bleibt nicht aus. Hats ihm den Sinn nicht schon verwirrt? hat ihm An seinem Volke nicht die Seele sich Die Zärtliche nicht schon genug verwildert Hast du vergessen, was du selbst gehört Und siehst du nicht, wie aus dem Gütigen Dem Allmittheilenden ein Rasender Erwachsen will — — Ein gränzenloser Eigenmächtiger Tyrann, ein Frecher, der die Götter Wie todtes Werkzeug achtet?* v. 26 zuerst.

Zuerst Verderben eh es andere Verdirbt S. 181 v. 9 f. zuerst *Wer bist du? schrökend wahr Ist deine Rede, Mann! Es sei!* v. 11 zuerst *Nur seh ich nicht Wo er zu fassen ist. Zu richten ist Ein leichtes — —* v. 14 zuerst *Ein anders ists, des Übermächtigen Der wie ein Zauberer die Menge leitet* (corr. für *lenkt*) v. 18 ff. zuerst . . *hat er es selber uns Gemacht. Sein Unmuth hat zu rechter Zeit Sich umgewandt, der stillempörte Sinn Der keinen Ausweg findet,* (am Rande steht hier die Bemerkung: *objectiv sinnliche Darstellung seiner Zurükgezogenheit.*) *Befeindet nun sich selber, hält ihn auch Das Volk, er achtets nicht, verschlossen ist — —* v. 24 f. zuerst . *die verlornen Götter Den Geist, den er aus sich hinweggeschwäzt.* S. 182 v. 7 zuerst *Wess willst du ihn beschuldigen?* vorher *Unmöglich! Nie — —* v. 10 *ziehen* corr. für *reissen.* v. 13 In der Hs. ist *Mord*[s] durchstr. *ihnen* corr. für *diesen.* v. 14 *es rührte nicht die Aberglaubigen.* v. 15 zuerst *diss ists! an offenbare That, . .* v. 17 f. zuerst *Doch* (für *Denn*) *was sie* [nicht] *verstehn, das irret ser* (dann *irrt und schrökt* dann *empört*) *Den schwachen* (dann *scheuen*) *Sinn den Blöden* gestr. var. für *Unsichtbar Aergerniss muss es seyn: Ein Räthsel für sie muss es seyn* dann *Gespensterhaft, Heimlich, Unfasslich muss es seyn!* S. 183 v. 2 zuerst *Und lenkst du nicht so leicht? Gewaltig ist Ein voller Stern (Strom?) — —* v. 6 *verdüstert* corr. für *verfinstert.* v. 8 *nüzen* corr. *helfen* v. 9 zuerst . . *Verkürzen für die Dürftigen zu finden.* v. 10 f. anscheinend spätere Fassung, die wegen des Anschlusses im Text nicht zu verwenden ist *Es ist ein abgeerndet Feld, und frei Gehn drüber hin die Stürm und unsre Pfade.* v. 14 *So* corr. für *Dann* v. 16 zuerst . . *das richtet dich Und mich und ihn und alles noch zu Grunde.* S. 184 v. 5 zuerst *Meinst du, es werde sie der Leidende* v. 8 vor *theuren* gestr. *schö — —* v. 16 *selbst* corr. für *selber*

2. Scene (Empedokles) S. 185 v. 29 *wandeln* corr. für *darben* var. für *leben* S. 186 v. 2 zuerst *Ihr Leben oft, in heiligfroher Stunde* (dann *heiliggrosser Zeit*) v. 3 *wie* corr. für *als* zuerst *von seiner Welt gefühlt* v. 11 zuerst *Was daherab bin ich gekommen? Um nichts? was that ich euch? Doch eines — —* v. 14 früherer Ansatz *Derselbe nicht? und deine Kraft — —* v. 18 zuerst *Demüthig Herz! mir nimmer aus dem Busen! Ich will es — —* v. 22 zuerst *Sollst reich und gross in eigner Welt* [dich] *fühlen . . . Ach! Und wieder einsam, weh und wieder einsam.* S. 187 v. 1 zuerst *Mich überhoben, der Bote dich — —* dann *hast nicht mich einst Umfangend wie mit warmen Fittichen mich* (gestr. Ansatz *Im Le — —*) *Du Zärtliche! mich in das Klare gerettet?* v. 3 früherer Ansatz *Das Nahrungssuchende (?)* v. 6 zuerst *damit ich trank* v. 8 zuerst *Deiner vergass, — — o Geist, Der mich gross gemacht Dir ein herrlich* (dann *einen Helden — —*) — — v. 13 *schmähen* var. für *lästern.*

Dritte Scene (Pausanias. Empedokles.) v. 18 zuerst *Mir will es dunkel werden, kalt!* v. 19 f. zuerst . . *nicht zur Lust Zu süssem Schlafe nicht, — — — Für schmachtende, zufriedner Rub* (dann *zufriednem Schlummer*) v. 20 *beutefrohe* corr. für *beutevolle (?)* S. 188 v. 1 zuerst *Erspare mir die Rede! lass mich nur!* v. 3 zuerst *Ich kenne dich nicht mehr. Was ist es denn* v. 7 zuerst *Du kannst dich so verdunkeln und auch den Sohn Des Himmels, beugt der Gram der Erde nieder?* v. 9 zuerst *den Sohn des Himmels auch?* v. 11 zuerst *Und eine neue Sonne scheint — —* v. 12 *anderer* corr. für *Sterblicher* v. 14 zuerst *sie könnens lassen. — Übel steht der Kranz Um ein verödet Haupt. Fallt das grüne Laub Doch auch dem — —* v. 18 ff. zuerst *Noch stehest du ja, um deine Wurzel spielt Die frische Wasserwooge, milde Luft Um deine Gipfel, kräftgen Stamm, und es wohnt Vergängliches — — Und nährten dich — —* (am Rande *Von vergänglichem Gedicht dein Herz; walten über dir Unsterbliche Kräfte — —* S. 189 v. 2 gestr. Ansatz *Ist denn — —* v. 3 ff. zuerst *Und gerne, wenn es nun hinab Sich neigen will, sieht Einmal das Auge Zurük, — — o jene Zeit*

Die hier folgende Stelle ist offenbar jene, die Hölderlin an den Bruder im Briefe vom 4. 6. 99 abschreibt und die aus dem Brief in die Ausgabe der Werke 1826 übergegangen ist, allerdings mit einigen Veränderungen. C. Litzmann, dem der jetzt verlorne Brief noch vollständig vorlag, druckt bloss die ersten Worte *O jene Zeit* ab und gibt im übrigen den Verweis auf unsere Stelle. Wir dürfen also die zweite Fassung des Empedokles-Dramas ungefähr in die Mitte des Jahres 1799 legen (vgl. auch Böhm Studien S. 2). v. 7 zuerst *Ihr Majentage, da vom Schlafe mir* (dann *Ihr Liebeswonnen da vom Kindesschlafe*) *Gewekt, von Göttern, wie Endymion Erwacht der Geist* (dann *das Auge*) *mir und freude-* (zuerst *höher-*) *glänzend Die Seele nun* (var. für *mir*) *sich öffnet', und die neue Lust, . .* v. 10 zuerst *Lebendig sie, die Himmlischen empfand* v. 13 zuerst *mich trieb mein heilig* [Herz] *Unsterblich liebend zu Unsterblichen Zu dir, zu dir, ich konnte Treflichers Nicht finden . . .* v. 20 zuerst *So gönt' ich auch die liebste Seele ihnen* (am Rande *Ich fürchte nicht — —*) v. 24 zuerst . . *Oft in heilger Nacht Gelobt ich ihrs von ihren Leiden (?) kams,* (darüber *ein Jüngling ihr zu bleiben* dann *und treu mit Jünglingsfreude* darüber *von meiner Brust zu weisen*) S. 190 v. 1 *eignen* var. für *geben* v. 3 *theuren* var. für *freien* v. 6 zuerst *Und ihre Blumen alle schenkt* (corr. für *gab* und *bot*) *sie mir* v. 9 zuerst *So wandeltest in schöner Jugend du Ja! schön in dein — — vom Gedanken nur Glänzt diesem Trauernden noch auf — —* (dann *Ach! solche Jugend! gute Götter*) v. 14 zuerst *stiller* corr. für *freier* v. 15 *wechselnd* corr. für *heilig* v. 20 zuerst *Und wie der trüben Flamme lösten Die Sorgen die Sterblichen* (dann

die sterblichen Gedanken) *Im heilgen Blau Gereiniget sich auf — —* v. 23 zuerst *Ha so leben sie, des Himmels Söhne* (corr. für *Liebste)* S. 191 v. 1 *nun* corr. für *wohl.* v. 15 f. zuerst *Im gegenwärtigen Olymp? Herausgeworfen bin ich nun,..* v. 17 zuerst *Ganz einsam, und der Fluch..* (vorher.. *habe nur den — —*) vor v. 21 gestr. Ansatz *Ich sage dir — —* v. 24 *überglüklich* corr. für *übermüthig* v. 26 zuerst *Was? Ich duld' es nicht — —* v. 27 zuerst *Du sollst die Seele...* S. 192 v. 1 *dünkt* corr. für *ists* v. 2 *immerfrohe* var. für *herrlichfrohe* v. 3 *umwölket* var. für *umnachtet* v. 4 zuerst *Es deutet, dass er bald Im Ungewitter in die Tiefe fahre.* v. 7 zuerst *Was that er euch, ihr Götter, dieser Mann Dass ihm die Seele so verwandelt ist. O lebe, Lieber! freue deiner dich Vermochtest du nicht — —* v. 10 zuerst *.. und reicht das Schiksaal So ihnen bis ans Herz und herrscht das furchtbare, Tief in der Brust den Weisesten* (dann *Stärksten*) *noch — —* v. 13 zuerst *Bändige den Gram, Mein Em*[pedokles!] *— —* v. 17 *lebe* var. für *herrsche* vor v. 18 gestr. Ansatz *Du Guter!* v. 19 zuerst *Den Tod, den kenn ich nicht Denn wenig denk' ich sein* v. 21 zuerst *Allein zu seyn, und ohne Götter, diss Diss ist er! mein Pausanias!* S. 193 v. 12 zuerst *der freien Tage kundig, und sie lag vor dir* v. 15 zuerst *Vor mir, so wie mit sichrem Blik der Künstler Ein fehlend Glied zum ganzen Bilde knüpft Liegt nicht vor dir der Menschen Schiksaal offen?* v. 20 zuerst *wusst' ich — — konnt' ich — —* S. 194 v. 2 zuerst *Was wäre denn auch — —* v. 8 zuerst *ha! wer bin ich?* v. 9 zuerst *So höhnest* (dann *O höhne*) *nur in Unmuth dich Und alles Wirken, alles Wort Den Menschen, die du liebtest Verlaide mir den Muth in meiner Brust, — — und mache mich Zum Kinde. Sprich es nur heraus Du hassest dich und was dir ähnlich ist* v. 10 zuerst *Was den Menschen ehrt* v. 16 zuerst *In deiner besten* (dann *eignen*) *Ehre nicht und opferst Im Stolze dich hinweg ans Fremde* (dann *an Fremdes*) *Ach! in deiner Brust Ist keine Ruhe, auch nicht in meiner* (dann *ist minder Ruhe denn in mir*) v. 19 zuerst *Was ist es denn? o mache mir dein Leiden Zum Räthsel länger nicht! mich peinigst du* v. 21 f. *entfalten* corr. für *enträthselnd* (zu dem hier ausgesprochenen Gedanken vergl. Brief an den Bruder vom 31. 12. 1798) S. 195 v. 2 *denn* corr. für *und umfängt* var. für *umgiebt* v. 3 zuerst *Den ahnenden jugendlich immer die Welt Und er nur trägt* (zuerst *es trägt der Mensch allein — —*) *dass er ihn rufe Den Geist der Natur, im Busen Die Sorg und die Hoffnung Und es strebt tiefwurzelnd Das gewaltige Sehnen in ihm auf. Doch will ers — —* (die Ähnlichkeit des Motivs mit dem bekannten von Hölderlin wiederholt übersetzten Chorgesang aus der Antigone *Πολλὰ τὰ δεινά* ist unverkennbar).

III. Stufe: Empedokles auf dem Aetna

Szenenentwurf Stuttg. fasc. III No. 7 (p. 16—20). Der Entwurf folgt unmittelbar der Studie, so dass es glaubhaft erscheint, Hölderlin sei — den Aufsatz jäh abbrechend — unmittelbar auf ihn übergesprungen. Entgegen Böhm (vergl. Studien S. 21) sei hier betont, dass es sich sicher um einen durchlaufenden, den ganzen Körper des gestalthaft dämmernden neuen Dramas umfassenden Entwurf handelt. Böhms Auffassung, dass wir es mit zwei untereinander stehenden Entwürfen zu tun haben, scheint mir vor allem auf dem Lesefehler S. 37 Z. 1 Archon statt Gegner zu beruhen.

Zum Text. S. 199 Z. 19 *vorzüglich* var. für *nur* S. 202 Z. 2 *Schwester* corr. für *Panthea* Z. 16 *freundlich* corr. für *sanft seiner Leier* corr. für *goldner Leier* Z. 21 nach *spiegelten* ausgestr. *indem er, als Söhne der Natur* — —

Teilweise Ausführung des neuen Dramas (3 Szenen) Stuttg. Foliobuch S. 59b—74b. Mit Sicherheit erst nach der theoretischen Studie geschrieben, auch nach dem Aufsatz über das untergehende Vaterland, der sich in der Hs. unmittelbar an den Schluss der Szenenfolge anschliesst, aber schon vorher eingeschrieben sein musste, da dieser auf ihn Rücksicht nimmt. Als Zeitpunkt der Abfassung mag das Ende des ersten Homburger Aufenthaltes (Anfang 1800) genommen werden, worauf auch die im Foliobuch unmittelbar vorangehenden Gedichte (Natur und Kunst, das Ahnenbild u. s. w.) hindeuten. Der für die neuen Szenen gewählte Titel: Empedokles auf dem Aetna, wird zwar im Stuttg. Foliobuch nicht genannt, doch lässt ihn eine Notiz im Stuttg. fasc. III 14 (s. unten) als berechtigt erscheinen. Die Personentafel folgt handschriftlich erst den ausgeführten Szenen, doch wurde sie zweckmässig vorausgenommen. Immerhin mag es nicht unwichtig sein, zu wissen, dass Hölderlin ein festes Schema für den Personenkreis wie den Gesamtbau des ganzen Dramas sich erst nach Ausführung des ersten Aktes (denn als solcher müssen die drei ausgeführten Szenen angesprochen werden) hergestellt hat. (Bemerkenswert ist in der Tafel die Einführung des Chores, wodurch die Annäherung des neuen Dramas an die antike Tragödie noch bestimmter geworden wäre. Die Hs. gibt sogar schon das geplante Metrum des Chorliedes — ⏑ — — ⏑ — ⏑, das sich zu den fünffüssigen Jamben wie eine stehende Welle zur fliehenden ausnimmt.)

Die Bedeutung dieser drei Szenen im Gesamtzusammenhang der Empedokles-Fragmente ist bisher in der Hölderlinforschung noch nicht mit genügender Deutlichkeit erkannt worden. W. Böhm, der sich in seiner Dissertationsschrift (Studien zu Hölderlins Empedokles. Weimar 1902) sowie der Einleitung zu den Werken eingehend mit ihnen beschäftigt, geht von der irrigen

Voraussetzung aus, dass diese Szenen (zusammen mit den sie begleitenden Szenenentwürfen und der theoretischen Studie: Der Grund zum Empedokles) eine Vorstufe des grossen Homburger Torsos (Der Tod des Empedokles Stuttg. fasc. II) darstellten. Ich habe in meiner Dissertationsschrift (Hölderlins Grund zum Empedokles. München 1919, noch ungedruckt) die Böhmsche Auffassung über die Entwicklung des Empedoklesplanes zu entkräften gesucht und zugleich den breiteren Zusammenhang der Empedoklesmotive mit den philosophischen Studien gegeben.

Die neuen Szenen, die sofort durch eine konzentrierende Kraft künstlerischer Durchgestaltung auffallen, sind vom Bisherigen durch eine schwer zu überbrückende Kluft getrennt. Nicht nur, dass das Gesamtgefüge der Szenen, so wie es vor allem aus den beiden Tafeln deutlich wird, mit dem alten Drama in keinen Einklang mehr zu bringen ist, auch die gedanklichen Voraussetzungen haben eine merkwürdige Umbildung erfahren. Was bisher mehr getastet und gefühlt, scheint jetzt mit der Kraft stolzen Wissens und gesicherter Schau gesprochen. Wir müssen die Schwere dieses neuen Tons nach der ganzen Tragfähigkeit unseres aufnehmenden Organs prüfen, um uns darüber Rechenschaft geben zu können, was es denn eigentlich mit diesen neuen Szenen und Entwürfen auf sich habe. Hat Hölderlin wirklich den bisherigen Plan der Tragödie, von der er schon in der ersten Hälfte des Jahrs 1799 in Briefen erwähnt, dass sie nahezu zum Abschluss gebracht sei, umgestossen? Diese Frage, über die keine leiseste Briefnotiz oder andere Erwähnung Aufschluss gibt, muss mit bestimmtem Ja beantwortet werden. Die letzte Vollendung und Herausgabe des Homburger Dramas ist durch das Scheitern des Journalplanes (Ende 1799) verhindert worden. Es mag dann eine Zeitlang liegengeblieben sein; dem späteren durch das Studium vor allem der antiken Tragödie geschärften Kunstverstande mochte es nicht mehr genügen, und ohne Rücksicht setzen sich die neuen Entwürfe über die Anlage des alten Baues hinweg. Den Mut und die Entschlossenheit dazu nimmt sich Hölderlin aus angestrengtesten theoretischen Erwägungen und streng sachlicher Prüfung der Fundamente, wovon die Studie (Grund zum Empedokles) ein einzig gültiges Zeugnis ablegt. Wer sich mit den Absichten des neuen Empedoklesdramas ganz vertraut machen will, hat jedenfalls von diesem Aufsatzfragmente auszugehen, das ich nur ungern aus der gesamten Masse der Empedoklesfragmente, mit denen es unlösbar verwachsen ist, herausgerissen habe. Neben dieser Studie ist als streng zugehörig auch noch der Aufsatz vom untergehenden Vaterland zu nennen.

Das neue Drama ist wie im Zusammenhang der Figuren so auch in seiner raumzeitlichen Entwicklung — hierin dem antiken Drama ähnlich — aufs

stärkste gepresst. Alles, was die frühere Fassung als ersten Akt bringt, und noch eine grosse Partie des zweiten ist als geschehen betrachtet. Empedokles neigt sich beim Beginne schon zum Untergange, und die folgenden Szenen schieben sich — um die leitende Idee gruppiert — gewissermassen in einen engen Spalt ein.

Entscheidend für den neuen Wurf ist die Figur des königlichen Bruders und des Ägyptiers. Für die erste gibt die theoretische Studie eine tiefgehende Begründung, die zweite hat sich — obwohl in der Studie nicht genannt — gleichfalls einem strengen Gedanken gehorchend in der Folge herausentwickelt. Beide Figuren, der königliche Bruder und der Greis, stecken irgendwie schon im Priester Hermokrates der früheren Tragödie. Eben an dieser mit offenbarer Missgunst gezeichneten Figur des Hermokrates scheint der spätere Kunstverstand Hölderlins Anstoss genommen zu haben; sie wird daher aus dem neuen Drama ausgemerzt, ihre Stelle durch zwei gültigere Typen ersetzt.

Die Ätnaszenen gehören zum Reifsten, was uns Hölderlin hinterlassen hat, sie sind ganz ausgewogene Kunstwerke und innerhalb dieses Bandes jedenfalls der Gipfel seines dichterischen Schaffens. Auch als selbständige Gebilde betrachtet, das heisst losgelöst vom Szenenplan des neuen Dramas, müssen sie als ganz rund und als vollgültige Gedichte strengen Stils bezeichnet werden. Dass sie Hölderlin selbst als solche empfindet, sagt uns eine zufällige Notiz auf einem Folioboge, der den Entwurf von Brod und Wein enthält (Stuttg. fasc. III 14). Auf dem Kopf von p. 3. steht untereinander geschrieben die Gedichtreihe: *Menons Klagen um Diotima Seitenstük zum Wanderer Der blinde Sänger Empedokles auf dem Aetna* (die letzten beiden Stücke unterstrichen). Die Vermutung, dass es sich hierbei um den Gedanken eines zyklischen Zusammenschlusses der genannten Gedichte (wohl zum Zweck späterer Veröffentlichung) handelt, wird durch den Vergleich mit ähnlichen Stellen in den Handschriften zur Gewissheit erhoben.

1. Szene (Empedokles vom Schlaf erwachend) S. 203 v. 1 *ruf* corr. für *kenn* v. 2 *Vom langsamen* corr. für *Aus schlafendem* v. 3 zuerst *Des Mittags, euch, an euch erkenn ich mich* v. 5 zuerst *Ein andrer, wie sonst, befreit, verjüngt, Und menschlicher Bekümmerniss entbunden, Wie lang hat es gewährt? nun ists geschehn,* (gestr. Ansatz *Nun athmet — —*) *Im dunkeln Grunde mit den Sterblichen* (gestr. Ansatz *Lebt — —*) *Hab' ich zu lang gelebt zu grade (?); hat die Noth Mich endlich an den Tag gesandt (?) Nun ist die Schwinge los — — wohl und leicht Ist mir hier oben erst und reich genug Und herrlich wohn' ich, . . .* v. 13 ff. zuerst *Indess das unterirrdische Gewitter stiller izt Alltäglicher, izt festlicher* (gestr. *näher*) *herauf Zum Siz* (corr. für *zur Wolke*) *des*

nahverwandten Donnerers hinauf Und zu den Sternen tönt, da wächst das Herz Und mit den Adlern sing ich hier Naturgesang S. 204 v. 4 zuerst *Ein solches* (dann *frisches*) *Leben würde . .* v. 6 vor *Ach* gestr. Ansatz *Aber sei — —* v. 7 zuerst *Der kluge Mann . . .* v. 9 ff. zuerst *frei, den Fittigen des Himmels Und wohl hab ichs verdient Drum galt es auch! drum waffnete das Volk* (darüber *ward es auch erfüllt*) *Mit Hohn und Fluch sich — —* v. 13 *das hundertstimmige* corr. für *nüchterne* v. 14 *Träumer* corr. für *Mann* v. 15 zuerst *da der angebetete* v. 18 *straft* var. für *zähmt* v. 19 ff. zuerst *Von Jugend auf hab ich gesündiget Geliebt die Menschen ohne Mass Wie Wasser und nur* (dann *nur und auch und*) *Feuer ihnen dient, Drum sind sie mir auch men — — —* v. 27 zuerst *Und mir still Geheimniss endlich(?) auf* v. 28 zuerst *Du Liebe ziehst mich . .* Dass die folgenden, in der Hs. an den Rand geschriebenen 20 Verse *(Vergessenheit . . .)* hier einzufügen sind, hat Hölderlin selbst durch einen Klammerhaken deutlich gemacht. W. Böhm hat diese Zugehörigkeit im wesentlichen richtig erkannt. Die Einfügung in die folgende Emp.-Paus.-Szene, die neuerdings Zinkernagel vornimmt, ist mit Sicherheit unrichtig. Ein aufmerksamer Blick in die Hs. überzeugt, dass die am Rande untereinander stehenden Verse S. 206 v. 12 und S. 205 v. 2 mit verschiedener Feder geschrieben sind; auch rein inhaltlich ist zu sagen, dass am Anfange der Emp.-Paus.-Szene die dithyrambische Verkündigung des Untergangs ganz und gar unmöglich und dem sonstigen Ton des Gesprächs nicht angemessen ist. Die zwanzig Verse sind nachträglich in den Monolog eingefügt worden. Die Argumentation W. Böhms, wonach durch sie die ganze folgende Szene aufgehoben werden soll (vgl. Studien S. 35 ff.), sehe ich nicht ein. Die letzten, in die Emp.-Paus.-Szene überleitenden Verse des Monologs *(und hier ist kein Bedenken mehr . . .)* fügen sich auch nach Einschiebung der zwanzig Randverse ganz ungezwungen an. S. 205 v. 2 Die bisherigen Lesarten *Morgenröthe* (Zinkernagel) und *Woogenwüste* (Böhm) sind handschriftlich nicht zu halten. v. 6 zuerst *O du mir Retende (?), Lebendige* Der in der Hs. nach v. 7 stehende Vers *Hier oben ist ein neues Vaterland* (Vgl. Zinkernagel Band III S. 143) ist durch dunklere Tinte auffällig und nicht hierher gehörig. Nach v. 11 in der Hs. grosse Verwirrung gestr. Ansatz *Und schon umkömst(?) du mich und was ich weis und was ich bin — — — Das Sterbliche verfliegt Und lauter wird die Wonne — —* v. 12 zuerst *mir rufest du nicht länger* Über v. 14 gestr. *soll ich es nicht — —* Von v. 15 ab grosse Verwirrung *Ha Götter!* corr. für *O Jugend!* zuerst *Jugend wallt(?)* (corr. für *schon ist* und *scheints*) *wie Morgenroth, Ums Angesicht, und drunten ist das Dunkel!* dann . . *und drunten liegt die Nacht* dann *und drunten hallt der alte Zorn vorüber Und du* (darüber *ihr nun*) *binab — —* v. 18 zuerst

Ihr sorgenden Gedanken! v. 20 zuerst *Gereift Ist mirs. Es ruft der Gott. Ich komme bald . .*

2. Szene (Emp.-Paus.) S. 206 v. 2 zuerst *In dieser neuen Heimath, die uns grünt. Ich sehe wieder und [ich] bin es wieder* (zuerst . . *dich wie ichs meine, dich Und bin ich wieder — —*) *Und wie lächelnd Räthsel löset mir* (gestr. *in meinen — —*) *Die Sorge, die mich tödtete, sich auf* Nach v. 4 gestr. *So scheinst du mir — —* v. 13 f. zuerst . . *du Lieber!* (dann *Mächtiger*) *an dir* (corr. für *über dich*) *Zerbricht der Pfeil, der andre niederwirft.* v. 23 *Erlischt* corr. für *Erloschen ist* v. 24 zuerst *Ja Ruhe giebt diss Element!* (dann *Ihr heilgen Elemente!*) S. 207 v. 1 *heilgen* corr. für *ewgen* v. 2 zuerst *Und immer gleich in ihrer Kraft bewegen Die Mübelosen* (corr. für *Schlummerlosen*) *freudig sich um uns.* v. 3 zuerst *waalt* (sic!) *und schläft* v. 8 zuerst . . *der Aether stillt Den Sterblichen die Brust, . .* v. 11 *bleibst* corr. für *willst* v. 13 zuerst *Ich aber diene dir . .* v. 14 über *mag* ausgestr. *muss* zuerst *Ich diss besorgen* dann *Ich gerne von jezt an diss besorgen* v. 17 zuerst *Was dir gefallen soll zuvorgesorgt.*

Hier folgt in der Hs. ein Vorentwurf, der ganz dem Original entsprechend wiedergegeben sei:

Emp.
Weist du, was ich bedarf?

Paus.
Als wüsst ich nicht,
Womit genügt dem Hochgenügsamen.
Und wie das Leben, das zu Noth und Zwang
Der innigen Natur geworden ist,
Des kleinsten dem Vertrauten viel bedeutet.

Emp.
Guter Knabe

Paus.
Liebster!
Schweig!
Und rege nahmenloses mir nicht auf!

Emp.
Hinweg!
Dir gehör ich nicht
Und du nicht mir. —
Doch meine Pfade Sohn!

Paus.

— — und du die Spuren wie ein wundes Wild
Mit deinem Blute zeichnetest, das auf
Den Felsenpfad von matter Sohle rann — —
(*hab* ausgestr.) *— — den Vater verlass — — und darum deine Schmach — —*
Dass ich dir, wo du wohnen willst und ruhn, Ein unnüz Hausgeräthe bin,
(zuerst *dass ich nur, Ein überflüssiges Geräthe bin —*) *— — wohin? wohin?*
wenn ich im Bunde — — doch nehm mich — — wenn du nicht Furchtlos hinaus
in Gottes ernste (zuerst *tiefe*) *Nacht — —* (*Und wandelst* ausgestr.) *— —*
Und wär' ich auch ein Schwacher, dennoch wär', (für *würd*)
Ich, weil ich so dich liebe, stark wie du.
O! — — ich folgte dir hinab.

Emp.

So bleib!

Für Hölderlins Schaffen charakteristisch ist eine über die Seiten der Hs. verstreute Skizzierung der Szene, die diesem Vorentwurf noch vorausgeht. p. 60 b *— — so still wohnst Hier oben ist ein neues Vaterland — —* p. 61 a *Paus. dien ich dir? — — Emp. Was ich bedarf, — — Paus. doch hab ich schon ein wenig — — zuvorgesorgt — — Emp. Erräthst — — Paus. Als wüsst' ich nicht, wieviel — — — —*

Endgültiger Text v. 19 zuerst *Indess du hier auf kalter Erde schliefst — —* v. 23 *fast* corr. für *hier* S. 208 v. 2 zuerst *Für* [dich] *und mich ein wohlbereitet Lager.* v. 3 *tiefer* corr. für *alter* v. 5 *Quell* corr. für *Wasser* v. 12 zuerst *Dir fürder nicht, wem anders sollt ich taugen.* S. 209 v. 1 ff. zuerst *— — und ich sollte nicht? Und hättest du umsonst die Hände mir Du Gütiger! gereicht, da ich verwaist An unserm heldenarmen Ufer* (zuerst *Gegend*) *irrte? Da ich nach Einem nur, nach Einem Mann Nach einem — — Bilde dürstete? Und wärest du umsonst, du stilles Licht In deiner Kraft mir hell und lebend aufgegangen* (oben bezw. am Rande *Macht — — Herrschaft. Du stilles Licht wärest — — dem irrelosen Auge wärest du — —*) v. 12 zuerst *O stille, Sohn!* v. 15 zuerst *für mich Gehöret, was vorüber ist nun nimmer.* v. 17 zuerst *wir sind uns ja noch übrig* v. 18 zuerst *Lass uns von andrem sprechen Sohn!* v. 16 — S. 210 v. 2 zuerst *Emp. Geh! folge mir, und schweig und schone mich Und rege du nicht auch das Herz mir auf* (darüber gestr. *die Seele mir nicht auf*) *Paus. Ich schweige gern Wenn ich nur ganz es wüsste, wie dir ist. Emp. Wenn du es wissen willst, wie einem, dem Zum Dolche die Erinnerung, und was Ihm nahen will — —* v. 9 *entbehren* var. für *missen* v. 10 zuerst *Du Lieber! mir aus hellem Auge wieder!* v. 16 zuerst *Und immer nur an mich — —* v. 18 zuerst *Du konntest wohl es wissen . .* v. 23 zuerst *Sieh auf*

und wags! du musst hinab S. 211 v. 2 zuerst *Und überall in lichter Freude breitet Des Lebens Baum sich wachsend auseinander* v. 7ff. zuerst *O komm! Es blikt* (dann *lacht*) *der Erde trunkenes Bild Das göttliche, dich gegenwärtig an Und weit durch alle Lande regt es sich Und rauscht — —* v. 11 zuerst *Der heilge Reigentanz* v. 14 zuerst *menschlich* corr. für *lächelnd* v. 15 zuerst *Mir ziemt die stille Halle, mir allein Zu träge sind, — —* v. 24 ob die zweite — in der Hs. etwas verlorene — Hälfte des Verses hierher gehört, muss als zweifelhaft gelten v. 26 *leichtes* var. für *fühllos* S. 212 v. 2 zuerst *— — unbegreiflich* (vorher *ich begreif es nicht*) v. 1 ff. zuerst *Du blühst wie Morgenroth, und wunderbar Beherrschet* (var. für *Umwölket*) *mich dein Wort, doch täuschest du Mein Zauberer, mich nicht, als wär — —* v. 5 *Und nahmenlos dein Herz sich freut und noch . .* v. 7 ff. zuerst *Das dacht ich nicht, noch eben, da ich froh (?) Für dich und mich die Wildniss seegnete Nein! darum bin ich nicht hieher gekommen.* v. 10 ff. zuerst *Da* (corr. für *Wenn*) *unser Schlummerlied der kalte Sturm Und unser Dach die Wetterwolke war. Ach darum dauert ich nicht aus und sah* (*Es an — —*) *Und sah es an, wenn mit den Thränen dir Vom Angesicht des Himmels Reegen troff.* v. 13 *Wenn* corr. für *Und* v. 14 zuerst *Am S — — — die Kleider troknetest* v. 15 *wenn* corr. für *und* v. 20 *mir auf* corr. für *auf mich* v. 22 *werfest* corr. für *schaffest* v. 26 zuerst *Und dunkel* (dann *hell ist nicht*) *ist Zukünftiges vor mir* v. 27 *freudig* corr. für *furchtlos* v. 29 zweifelhaft, da sehr schwer leserlich. v. 30 *Ja* corr. für *Und* S. 213 v. 2 ff. erste Fassung *Beim heiligen Herakles! stiegst du auch Vom schwarzen Gipfel droben zu den Donnern* (dann *zum Geheimniss*) *des Ae — — ich folgte dir hinunter. Emp. So bleib* zweite Fassung. *Beim göttlichen Herakles! stiegst du auch Vom schwarzen Thal zu jenem Gipfel dort Und wagtest dich ins Heiligthum des Abgrunds Um heimzusuchen die gewaltigen Titanen, die den rächerischen Schmerz Noch unversöhnt in Brüsten bändigen Wo ihren Schmerz die Mutter Erde klagt* (dafür *singt*) *Du Sohn der Nacht, des Tages* (dann *Aethers*) *Sohn ich folgte dir hinunter* (zuvor *. . Noch unversöhnt in Brüsten bändigen Und Feuer drohn — ich folgte dir hinunter.*) *Emp. So bleib! Paus. Ich fasse dich beim Wort, o meintest Du wohl das schröke (?) — — Am* (zuerst *an deinem*) *Pfeile sich, vermeintest du, er* (für *der*) *treffe? Emp. Ich mein es ernst, o Sohn! Paus. So ernst du willst. Emp. Wie gerne nun* (zuerst *sich so*) *das junge Blut seine Glut Und seinen Übermuth verschwendete! Paus. Wie gerne du, nun du gefangen bist Im eignen Wort, nun wieder los dich wändst — — Was hast du vor mit mir?* v. 11 zuerst *Was hast du vor* v. 12 zuerst *Du hast dich mir gegeben — —* v. 13 *sagst* corr. für *schwörst* v. 14 *für immer* corr.

für *dahin* v. 15 zuerst *Als hätt' ich es im Träumen dir gesagt* S. 214 v. 6 zuerst *Ein Schimmer, der vorüber geht, Der bald vorüber geht* — — v. 10 zuerst *Und liebend spricht das Echo von den Freunden* v. 13 zuerst *Und denke, dass ich Laid genug, wie du Ertrug und du mich jezt belaidigest!* v. 15 *giebt* var. für *will* v. 17 ff. erster Entwurf — — *siehe! noch* — — *noch wie einst* — — *Und ich! o Erd und Himmel! einmal noch* (gestr. *Noch seh ich* — — darunter *So bist du noch* — —) *Du Freude* (zuvor gestr. *Lieber, Treuer*) *meiner Augen seh ich dich, Und halte Sohn* (für *dich*), *als wärst du mein allein In sicherem Arme dich, wie wohl!* (darüber gestr. *ruhig*) *es schlägt Uneingedenk der nächsten Stunde noch Mein Herz verjüngt am deinigen, du Lieber! Ja! herrlich wär' es wohl.* Zweiter Entwurf — — *Siehe! noch Noch bist du nah, und blühest mir, wie einst Du Freude meiner Augen, und ich halt Als wärst du mein, in sicherm Arme dich. Wie meine Beute dich und einmal* — — *Und mich bethört der holde Traum noch einmal Ja! herrlich wär es wohl, so fort So Arm in Arme, du und ich zulezt Ein festlich Paar, am Tagesende gieng* (corr. für *stiegen*) *Und brächt ich, wie ein edler Strom Die Bäche* (corr. für *Quellen*) *des Gestaads, und Blüthen* (corr. für *Zweige*) *Der heilgen Nacht zum Opfertrank, hinunter* Hierher gehören auch die in der Hs. zwei Seiten vorher verloren stehenden Zeilen *Ich drük an meine Seele dich Ja! herrlich wär es wohl, noch alles Zu nehmen, was ich liebe,* — — S. 215 v. 4 zuerst *Doch besser ists, es gehe seinen Pfad* (darüber gestr. *zürne nicht*) *Ein jeder, wie sein Gott ihm zeigt Unschädlicher ist diss! So strebt im Wald Das Eine hier und dort hinaus das andre. Und unbekannt einander bleiben sich* (zuerst *fremde bleiben . .*) *So lang sie stehn, die nachbarlichen Stämme.* (dann *es bleiben unbekannt die Stämme sich So lan* — — —) v. 9 zuerst *Und leichter trägt der Mann die eigene Bürde* (var. für *Last*) v. 11 zuerst *Wenn er mit sich, wie du und ich, allein ist So wachsen ja des Waldes Wurzeln* (dann *Häupter*) *auch So alt* — — v. 14 *mir* var. für *wohl* Entwurf *Wie du es willst! ich wiederstrebe nicht Du hast es mir genug gesagt und lieb Ist billig mir auch dieses Wort von dir So geh' ich denn! wohin? das weiss ich nicht. Doch seh ich wohl* — — v. 17 gestr. Ansätze — — *was solltest* — — *ehre* — — *störe künftig nicht Die Ruhe dir* S. 216 v. 1 zuerst *Es war mein lezt Gebot O Sohn! und meine Herrschaft ist am Ende* v. 8 *Zunge* corr. für *die Lippe* v. 9 zuerst *anders ist mir schon und freudiger* v. 12 zuerst *Erglänzt und schimmert und zerrinnt, und fort* (darüber gestr. *fern*) *Von Bergen niederströmt* (darüber gestr. *quillt*) *und Iris froher* (corr. für *stiller*) *Bogen sich schwingt* (dann *So der blühende beim Fall der Wasser* ⟨dann *Woogen*⟩ *schwingt*) v. 16 zuerst *So rinnt und reisst vom Herzen mir sich los.* v. 17—S. 217 v. 14 ist nach einer uns erhaltenen Reinschrift

(Stuttg. fasc. II Beil. 3 Einzelnes Quartblatt, auf der Rückseite das Gedicht Abschied ⟨*Wenn ich sterbe mit Schmach*⟩ gegeben, die in einzelnen Punkten von dem Text des Foliobuches abweicht, der jedenfalls als Vorstufe zu gelten hat. v. 17 zuerst *So fällt* (vorher *rauscht*) *es weg, was mir die Zeit gehäuft* (vorher *gegeben*) *Die Schwere fällt und freier* (dann *helle*) *blüht der Geist Der immerfrohe mir unsterblich auf.* (dann *das Leben Und leichter das aetherische, mir darüber*) v. 19 zuerst *fröhlich* für *muthig* v. 20 zuerst *Verbeissungen dir auf die lichte Stirne;* v. 21 zuerst *Italias* nach v. 21 folgte *Dort nährt der edle Boden edle Söhne.* S. 217 v. 3 zuerst . . *wo ich einst Lichttrunken einst* dann *Frohsinnend einst* (Reinschrift wieder *lichttrunken*) v. 10 ff. zuerst . . *so geh Zum andern Strande* (corr. für *Strome*) *Zu den Ernsteren Zu meinen Brüdern zu Aegyptos* (darüber *die am Nil*) *Dort hörest du den wandelnden Gesang Uraniens und seiner Töne Wandel* (dann *Fall;* Reinschrift wieder *Wandel*). v. 14 ff. zuerst *Dort öffnen [sie] das Buch des Schiksaals dir* (für *dort siehe das Buch des alten Schiksaals offen*) dann *dort wird dir vieles helle werden, Sohn! Und dass wir Sterblichen, so wie wir — — Vor Augen stehn, nur Zeichen sind und Bilder, Das wirst du nimmermehr bedauern Lieber!* Die Reinschrift ignoriert diesen späteren Zusatz und hält sich an den ersten Entwurf. v. 16 zuerst . . . *ist schon geschehn.*

Am linken Rande von p. 66b des Stuttg. Foliobuchs, die den Schluss der Paus.-Emp.-Szene enthält, die Worte *Jugend Wenn aus der Freude schöne Dämmerung aus Das klare Wort — — Wohin noch heute* (diese letzten drei Worte wohl schon auf die nächste Szene bezüglich)

3. Scene (Empedokles. Der Greis.)

Als ältester Versuch der Umreissung dieser Szene dürfte die mit dunkler Tinte und kritzliger Feder auf pag. 66b—67b verstreute Randskizze anzusprechen sein. (Die Dialogverteilung wurde nach dem Texte ergänzt zum Teil in Abweichung von W. Böhm. Vergl. dessen Studien.)

Emp.
Wer bist du?

Greis
Kennst du mich nicht?
(gestr. *was ists?*)

Emp.
Was regst
Du Nahmenloses auf? was beschwörst
Den stillen Geist aus seiner
Ruhe du?

[Greis.]
Wer bin ich denn?
[Emp.]
Die Scham? (?)
Nur (?)
Der weise Mann
den alten Zorn des (?)
O Mutter, die mich geboren,
ihr Genien meiner Geburt
warum, warum verschon diss Geschlecht
Und richte — —
Greis.
[Emp.]
Wess bist du Stimme,
die mich schrökt!
[Greis.]
Du (corr. für *O*) *Sohn*
Es ist die Stimme des Lebendigen
[Emp.]
Lass mich des Menschen Stimme hören, Mann!
[Greis.]
O sei bescheiden, komm und wohne (?)
[Emp.]
Genug hab ich gedient (?) um
Des Wegs zu gehn, den ich — — —
Den lerne du verstehn — —
[Greis.]
So nenn ihn nur (?)
Du hast ein dunkel Wort — —
[Emp.]
Nach Sonnenuntergang am
Gipfel des Gebirgs da
Will ichs dir erklären.

Erste Ausführung (vergl. Böhm Studien S. 30) *Empedokles. Der Greis. Greis: Was beginnst du, Empedokles? Willkommen hier! was suchst du, Empedokles! Emp. Bei Sterblichen — — such ich nichts Wer bist du?*

Gr. Hörest du sie nicht die Stimme die am Nil (zuerst *einst — — Kennst du nicht? — Wir sahn vor Jahren uns am Nil.*) *Emp. Es ist gereift Indessen — —* (ausgestr. *lange kann — — bleib'*) *säumen kann Ich nicht. Doch bist du der,* (*mit dem* ausgestr.) *so will und muss Ich* (ausgestr. *gerne —*) *eine Stunde bleiben. —* (dann *bist du der, so möcht ich wohl Allein mit dir auf eine Stunde bleiben*) *Gr. Weist du, was du beginnst? ich weiss es längst* (var. für *wohl*) *Ich hab' es dir zuvorgesagt ja damals* (ausgestr. *und hör's* zuerst *Wohl bin [ich] es, weis, was du beginnst, — — Ich hab es dir verheissen Doch Empedokles*) *Emp. Und kömmst hieher* (corr. für *du nun*), *zu sehen, wie es wird? Denn gerne sieht der Seher* (wieder hergestellt für *Kluge*) *die Erfüllung. Gr. O scherze nicht! und denke [deines] Fests Umkränze dir dein Haupt und schmüke mir Das Opferthier, das nicht vergebens blutet* (corr. für *fällt* zuerst *O spotte nicht! und ehre mir den Festtag Und winde Kränze — — und schmüke mir Das Opferthier heraus — —*) *Du willst es und so seis! Doch sollst [du] mir Nicht unbesonnen, wie du bist, hinab* (corr. für *hinunter*) *Ich hab ein Wort und diss bedenke, Trunkner!* (zuerst *mir*) *Nur Einer darfs* (gestr. *und bist du der?*) *in dieser Zeit, nur Einer Ein grösserer, denn ich, denn liebend wird Er scheiden von den Sterblichen, die ihn Gehasst, und frei und vest (?), — — — Doch Greuel ist erzwungnes Menschenopfer (?) Wenn — —* Neuer Einsatz (vergl. Böhm Studien S. 31) *O scherze nicht, und ehre du dein Fest* usw. wie vorher dann *Ein grösserer, denn ich, denn wie die Rebe, Von Erd und Himmel zeugt, wenn sie getränkt Vom hohen Licht aus dunklem Boden steigt, So wächst er auf, so einigen* (gestr. *die Kräfte der Sterb — —*) *in ihm Im Einzigen die untern Götterkräfte Sich freundlich mit den oberen, und wahr* (corr. für *nah*) *An ihn und wirklich* (corr. für *ähnlich*) *sehn, was nimmer sie geglaubt Die Sterblichen sich Himmlischen verbunden* (zuerst *das Sterbliche mit Himmlischen verbunden*) *Und dass wenn er erschienen ist der Sohn . . .* Die folgenden zehn Verse wie die endgültige Fassung dann *Du hast mir alles ja zuvorgesagt, da ich Ein Jüngling war, du* (corr. für *und*) *kennest mein Geheimstes.* (zuerst *Hast du alles mir zuvorgesagt Vor langer Zeit — —*) *Und nicht die flüchtige Welle nur, den Geist Der über Wassern waltet überall, Den siehest du, und wenig ist es dir Im Innersten den Einen Mann zu sehn* (corr. für *kennen* zuerst . . *siehest du Und wenn der — — Und klein* ⟨corr. für *wenig*⟩ *ist dirs, den — —* urspr. Fassung *Du hast es mir zuvorgesagt, kennst* ⟨corr. für *siehst*⟩ *Mein Innerstes; des Lebens flüchtige Welle — — du siehst nicht die flüchtige Welle nur Was frägst du, Alleswissender, als wüsstest [du] nicht alles* ⟨zuvor . . *und zürnst Weil du nicht alles weist*⟩ *Denn wenn des Aethers blühendes* (var. für *wandelndes*) *Gestirn Das du bekannt, wie mich, mit Nahmen weist, Dir auf und niedergeht, wenn fern daher Der Völker*

Jahre dir vorüberwallen, Du zählst sie nicht allein, diss könnten ja (diese letzten drei Worte ausgestr.) *Die Kinder auch; und unterscheidest sie. Und da und dort vom Anbeginn das Ende, Die Liebe der Lebendigen.*

Endgültige Fassung S. 218 v. 10 Zusatz am Rande (anzuschliessen an v. 2 *Von diesem Stamme*) *der Wunderbaren — — Wo sie der Stachel schmerzt, sich spinnen* (corr. für *machen*) *Träume Vom Auge zum Troste viel — — Vom Stamme, dem eitlen, die zu (?) grosse Träume spinnen — — einer der Armen, die müd wenn der Schmerz (?) Gottes* corr. für *Himmels* v. 6 zuerst *Ich hab' am fernen Nil Einst manches dich gelehrt.* v. 11 zuerst . . *stehn mir die Todten auf* v. 12 *Todten* corr. für *Schatten* (gestr. Ansatz *So frage die! — —*) v. 13 *Doch* corr. für *Denn vernimm* corr. für *so höre* v. 14 zuerst *Die Stimme, die mich ruft, die hör ich selbst Und brauche keinen Mittler* v. 15 *O* corr. für *Aber* S. 219 v. 4 über *Wie dirs ergieng* gestr. *Was dir geschah* v. 10 *Flamme* corr. für *Ruthe* gestr. Ansatz *Du mit der Götter — —* v. 12 *richtest* corr. für *kränkest* v. 14 *her* corr. für *nur* S. 220 v. 1 zuerst *Der Tod ist ja den Unverständigen — —* v. 3 *beschieden* corr. für *gesezt* v. 4 zuerst *Du willst es anders nicht! — —* v. 8 *deine* corr. für *sie, die* v. 10 gestr. . . *Von hohem* (darüber gestr. *heissem*) *Licht aus heissem Boden steigt.* v. 16f. zuerst *Und finster über der Empörung thront! Der Herr der Zeit, sein Tag erlischt,* (darnach gestr. Ansatz *Der Geist — —*) v. 22 zuerst . . *nimt Die grossen Leiden auf — —* Nach v. 24 gestr. Ansatz *denn vester ist — —* S. 221 v. 6 *verherrlichte* var. für *bereicherte* v. 8 zuerst *Ich kenne dich. Erkenne du mich auch!* v. 11 *kömmst* corr. für *lässest* v. 12 *solcher* corr. für *dieser* v. 14 zuerst *Wagst du hier, wo* (darüber gestr. *dämmernd*) *schon Der reine Tag — — Unhold! dich hier an mich. . .* v. 15 *heilgen* corr. für *lezten.* Nach v. 15 gestr. *Den Jüngling hab ich weggesandt, damit Es stille sei, nun kömmt der dunkle* (dann *böse* und *halbe* ⟨?⟩) *Seher Der durch die Länder schleicht, und forscht, Der Alleswissende, mit finstrem Wort. Der Menschen Herz mit eignem* (corr. für *nach seinem*) *Sinne schrökt Mich schrökst du nicht — — Was frägst du, wer ich bin? Sieh! immer schont ich diss Geschlecht, — — Eins will ich auch dir rathen alter Mann Wenn einer dir begegnet der das Wo — —*

Für die lange Schlussrede des Empedokles bringt die Hs. einen ausführlichen Entwurf. Zuerst Skizzierung am Rande mit schwarzer Tinte: *Ein Knabe war ich — — Ein Jüngling war ich — — und schaut (?) herauf zum Gipfel — — des Lebens mich herauf — —* (*Und* gestr.) *hier bin ich — — im Tode den Lebendigen — — Und drunten bereitet Ein Wetter sich mir — — Kennst du das Schweigen? des G — —* (*der* gestr.) *Es ist der Sturm* (unsicher, vielleicht *die Stimme*) *des Himmels — — Um Mitternacht wird er vollenden — — Willst*

du mit? wenn du des Donners Vertrauter bist Und seine Gedanken die deinen sind — — Doch wenn du lieber, ferne bleibst, für dich Wenn du (durchstr. *mit freier Seele nicht der Natur dich geben kannst*) *Und wartest, bis die mächtige Natur Dich nimt, was* (gestr. *wagst du dich*) *trittst du zwischen ihn und mich,* Teilweise Ausführung der Skizze *Ein Knabe war ich wusste nicht, was mir Ums Auge fremd am Tage wandelte Und wunderbar bewegten mir die grossen Gestalten dieser Welt* (zuerst *das Herz — —*) *die freudigen Mein unerfahren schlummernd Herz im Busen. Und staunend hört* (corr. für *sah*) *ich oft die Meere — — still ist mir mein Geist — — Und freuet schon der nahen Stunde, wo er — — Im Traume auf — — und nicht im Kurzen — — Ich seh im Tode den Lebendigen Und finden — — will ich ihn, denn heute Bereitet er ein Wetter sich und mir — — Des Himmels — — Merkst du die Ruhe rings Des schlummerlosen Gottes Kennst du das Schweigen? — — Komm mit! — — Und wenn du, wie du sagst, des Donners Vertrauter bist, und Eines Sinns mit ihm* (zuvor *und einen Pfad mit ihm* dann *.. eins mit ihm dein Geist*) *Dein Geist mit ihm — — Wohin er denkt, Der Wege* (corr. für *des Weges*) *kundig wandelt* (zuerst *des Weges kundig dein Gedanke wandelt*) *So komme* (*nur* ausgestr.) *mit mir* (ausgestr. *o sieh!*) *wenn izt zum Himmel Das Herz der Erde aufbebt* (zuerst *die sehnende, die Mutter Erde klagt*) *Und eingedenk Der alten Einigkeit die dunkle Mutter* (corr. für *die Mutter izt*) *Die flammenden* (corr. für *klagenden*), *gewaltgen Arme schwingt* (corr. für *breitet* var. für *reichet*) *Dass mit dem schöpferischen Stral hinab Der Vater sichtbar kömt, dann folge mir Dem Herrlichen hinunter in die Flammen, Zum Zeichen, dass wir ihm Verwandte sind. Doch wenn du lieber ferne bleibst, für dich, Was gönnst du mir es* (für *gönnest du mirs*) *nicht, wenn dir es nicht Beschieden ist, mit freier Brust — — was raubst Du mirs! O euch, ihr Genien Die ihr, da ich begann, mir nahe wart Ihr Waltenden! euch dank ich — —* Aus der Fülle der Überschreibungen und Varianten nur dieses: *Euch dank ich, dass ihr mirs verheissen habt, Wenn ich genug gedient,* (zuerst *noch am Ende meiner Zeit*) *frei von andrer Pflicht Nach göttlichem Gesez zu sterben — — Dir ists verbotne Frucht, drum lass und geb Und kannst du mir nicht nach, so richte nicht! Doch nimmer lässt unangetastet diss Geschlecht, was seiner* (dann *ihrer*) *Gier der weise Geist Verborgen — — Greis: Dir hat der Schmerz den Geist entzündet, Mann!*

Endgültige Fassung der Empedokles-Rede S. 221 v. 17 *sich bewegte* corr. für *wandelte* v. 18 *umfiengen* corr. für *bewegten* S. 222 v. 7 *gewaltiger* corr. für *gewaltsamer* (dann gestr. Ansatz *Schlug an die Brust — —*) v. 12 zuerst *Der Aufruhr in der Nacht — —* nach v. 15 wurde diese Vorfassung gestr.: *Und wenn sie erzählten, wie* (corr. für *dass*) *der Bruder Des Bruders*

Ton, das traulichnahe (für *sein traulich nahes*) *Wort Den Jugendblik des Sohns der Vater fürchtet (?) Und wie die Flamme floh (?) und sich die Liebsten Nur fremd (?) begegneten* (davor *schaun*) *Und jeder Gruss(?) zum Zorne ward und — — Wenn spottend sie das menschliche Gesez Das mütterliche* (zuerst *sichernde*) *zerrissen — —* v. 18 *Den Sohn* var. für *Sein Kind* v. 25 darnach gestr. *Den scheidenden Gott meines Volks zu sühnen — —* S. 223 v. 1 zuerst *Und freie, sichre Bande knüpft ich ihnen, Und riefen die lebendgen Götter an.* v. 5 *ersterben* var. für *veröden* v. 7 zuerst . . *an dem zulezt Wie Schwanensang, das lezte Leben blühe* v. 9 zuerst *Es ist geschehn! Ich bin nun ausgeworfen* v. 15 *wartet mein* var. für *nahet schon* v. 22 *Gewitter* corr. für *ein Wetter* v. 29 zuerst . . *wenn izt zum Aether auf Das Herz der Erde bebt* S. 224 v. 5 zuerst . . *hinunter in die Flammen* v. 18 zuerst *Verschone nun mit eitler Rede mich* (dann *So heil ihn denn Unmächtiger*) v. 19 zuerst *Wie ists um uns? siehst du denn so gewiss* v. 21 zuerst *Lass uns bescheiden, o Sohn!* S. 225 v. 3 *nun* corr. für *dahin* v. 5 *gehen* corr. für *fliehen* und *scheiden* v. 6 *möcht' ich* corr. für *will ich* v. 10 *wenn dort* corr. für *so bald* Auf der nächsten Seite (p. 73a) die Personentafel des neuen Dramas, auf der übernächsten (p. 74a) der Szenenentwurf. Hier war schon vorher die Studie „das untergehende Vaterland" eingeschrieben.

Die Szenenskizze für die Fortführung folgt der Manes-Emp.-Szene nach Überspringen eines beschriebenen Blattes unmittelbar (auf p. 74a des Foliobuchs).

Text S. 227 Z. 13 *Des Tags darauf* corr. für *Morgen* Die auf den Ton der Szenen bezügl. Notizen *(Lyrisch oder episch . .)* stehen am Rande im Raume der Skizzierung des 4. Aktes. Ob die unter die Szenen vorgenommene Verteilung im einzelnen richtig ist, muss als unsicher gelten.

Ich möchte den Empedokles nicht verlassen, ohne eine Frage zu streifen, deren Erörterung sich natürlicherweise an die letzten Bruchstücke anknüpft. Aus einem Briefe des Freundes Hölderlins Conz vom 9. April 1821 an Kerner (mitgeteilt von Seebass: „Zur Entw. Gesch. der ersten Sammlung von Höld. Gedichten", Marbach 1819, im Rechenschaftsbericht des Schwäb. Schillervereins) geht hervor, dass sich im handschriftlichen Nachlass ein umfänglicheres Tragödienbruchstück: König Agis vorfand, das i. J. 1809 von Conz dem Redakteur der ‚Zeitschrift für elegante Welt' Mahlmann zugeschickt wurde und dort verloren gegangen zu sein scheint. Chr. Schwab (cf. Einleitung zu den Werken 1846) vermutet darin einen noch der Frankfurter und ersten Homburger Zeit angehörigen Entwurf. Dies kann aber als ausgeschlossen gelten, da sich weder in den gerade während dieser Jahre sehr mitteilsamen Briefen noch

auch im handschriftlichen Material irgendwelche Spuren eines ‚König Agis' finden. (Immerhin muss Hölderlin der Agis-Stoff, abgesehen von der Plutarchschen Überlieferung schon damals vertraut gewesen sein. Boehlendorff hat gerade während seines Homburger Zusammenseins mit Hölderlin und Sinclair einen mit der Agis-Geschichte unmittelbar zusammenhängenden Stoff ‹‚Die Spartaner in Ägypten'; vgl. dazu Karl Freye, C. U. Boehlendorff, Langensalza 1913› ausgearbeitet; im Nachlasse des Landgrafen Friedrich V. von Homburg fand sich zusammen mit Abschriften von Hölderlinschen Gedichten das Manuskript eines eignen Jugenddramas ‚König Agis' ‹veröffentlicht bei K. Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie, Rudolfstadt 1878 II›.

Anders liegen die Verhältnisse nach 1800. Hier versagt die Quelle brieflicher Mitteilung fast gänzlich, auch im handschriftlichen Nachlass sind starke Lücken. Die Anmerkungen zu den Sophokles-Tragödien bringen so entscheidende und originelle Aussagen über das innere rhythmische Gesetz und den Bau der Tragödie, dass wir zu der Vermutung verleitet sind, Hölderlin habe über die Beschäftigung mit den griechischen Stücken hinaus sich hier auch an einer eignen dramatischen Arbeit orientiert. Könnte das nicht der ‚König Agis' gewesen sein? Eine auch nur flüchtige Erinnerung an die stofflichen Motive der Agis-Geschichte lässt uns erstaunen, bis zu welchem Grade dieser Stoff auf die Idee der letzten Empedokles-Fragmente einspringt. Nicht nur, dass der Königliche Bruder der letzten Szenenskizzen in des Agis Mitkönig Leonidas seine leibhaftige Entsprechung findet, auch des Agis Verhältnis zur Mutter Agesistrata und der Grossmutter Archidamia scheint in der vermittelten Stellung der Schwester (cf. S. 202) irgendwie angedeutet. Ähnlich wie Empedokles — nur mit ungleich grösserer historischer Wahrheit — ist der Spartanerkönig Agis auf den Punkt des Übergangs einer alten in eine neue Zeit (‚vaterländischer Umkehr') gestellt; wie dieser sucht er sich dem Zerfall des Volkes entgegenzuwerfen. Er ist der Typus eines grossen Reformators in einer Zeit höchster Entgegensetzung von Kunst und Natur. (Die Schilderung der Agrigentiner im Grund zum Empedokles dürfte die historisch-wirklichen Zustände zur Zeit Agis' IV. sehr gut charakterisieren.) Diese Andeutungen mögen genügen. Zur Agis-Frage vgl. C. Litzmann: ‚Hölderlin-Studien' in Seufferts Vierteljahrschrift II 1889, S. 436 ff. (Litzmann bestreitet die Existenz eines Hölderlinschen ‚König Agis') und K. Viëtor: ‚Zur Geschichte der ersten Hölderlin-Ausgaben', Deutsche Rundschau Mai 1922.

PHILOSOPHISCHE FRAGMENTE.

Die philosophischen Fragmente, die hier zum erstenmal in einer Reihung gebracht werden, die erlaubt, die einzelnen Gedankengruppen deutlich auseinander zu halten und das oft merkwürdige Zusammenwachsen vordem getrennter Vorstellungsreihen zu verfolgen, schienen mir der äussersten Sorgfalt bezüglich der Sicherstellung des Textes nach der hs. zu bedürfen, und ich habe keine Mühe gescheut, gerade in dieser schwierigsten Materie zu gutem Ende zu kommen. Auf eine Scheidung in allgemein-philosophische Arbeiten und solche kunsttheoretischer Art, die sich bisweilen von selbst anzubieten schien, habe ich bewusst verzichtet, weil Hölderlins Ästhetik mit seiner Metaphysik unlösbar verwachsen, gleichsam ihre feinste Blüte ist. Massgebend für die Anordnung war mir hier einzig die zeitliche Folge. Dieses Bemühen hat sich — wie ich glaube — insofern belohnt, als jetzt innerhalb der Fragmente eine neue, organisch sinnvollere Ordnung sichtbar wird: eine Reihe von Aufsätzen reiner Spekulation wird von solchen mehr ästhetischer Art abgelöst; die letzten (Das Werden im Vergehen, der Grund zum Empedokles) fassen beides, das Rein-Metaphysische wie das Ästhetische, machtvoll gebunden zusammen.

Den philosophischen Fragmenten steht die Hölderlin-Forschung noch am verständnislosesten, vielfach gänzlich ablehnend gegenüber, und es mag eine kurze Einführung in sie umsomehr Bedürfnis sein, als diese Fragmente über die dichterischen Produkte hinaus der energischste Ausdruck der Homburger Jahre sind, ganz und gar unentbehrlich für den, der in den Granit von Hölderlins Spätwerk eindringen will. Ich bin mir bewusst, hier nur Andeutendes geben zu können, Gründlicheres zu sagen muss einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben.

Der Grundbegriff von Hölderlins metaphysischem Denken ist Natur oder Leben. Natur ist ihm das Absolute, das Prinzip, der schöpferische Grund, von wo alle Ströme des besonderen Lebens ausgehen, wohin sie zurückfluten. Das All-Eins der Natur (von ihr sind alle Götter umfasst) stellt sich ihm ähnlich wie Goethe dar als eine unendliche Harmonie von Kräften; es ist ihr wesentlich, ein Ganzes zu sein. Als lebendiges Ganzes muss sie aber durch und durch individualisiert sein, d. h. dieses Ganze lebt nur in seinen Teilen. Für das Einzelding (das Individuelle) besteht im Gegensatze hierzu die Forderung, dass es über seine Einzelhaftigkeit hinaus zu all und jedem andern Ding in harmonische Beziehung trete, so dass es allseitig frei wird. Wie das Ganze als solches in Gefahr ist, in eine leere Unendlichkeit zu zerrinnen, so ist es die Gefahr des Teils, an seiner Isoliertheit

zugrunde zu gehen. Von diesem Grundsätzlichen her — man mag Hegels Nähe spüren — sucht Hölderlin all und jedes im Leben des Menschen und der Völker zu begreifen. Es ist ihm eigentlicher Sinn des Bildungstriebes (vgl. hierzu: Der Gesichtspunct von dem aus wir das Altertum anzusehen haben), dass er das Individuelle aus der Beschränktheit seines Naturzustandes zur Freiheit, d. h. zum harmonisch bezogenen Leben innerhalb des Ganzen führt. Vor allem ist Hölderlins Stellung zu den Religionen von hier aus zu erfassen. Innerhalb der gemeinsamen Gottheit, die alle Menschen anerkennen müssten, hat es Raum für eine unbeschränkte Zahl besonderer Vorstellungsweisen von der Gottheit. Die besonderen Anschauungsformen verneinen sich nicht gegenseitig notwendigerweise, sondern es besteht ein natürliches Bedürfnis, dass sie sich einander freundschaftlich angleichen; Voraussetzung ist nur, dass sie rein gebildet sind, d. h. solcher Freundschaft zugängig.

An diesem Punkte entspringt aber auch Hölderlins Ästhetik. Auch das Gedicht ist ein Individuelles, das nach dem Bildungsgesetz zur Freiheit, d. h. zur harmonischen Fülle seines Tons strebt. Das vollendete Kunstwerk ist wie der rein gebildete Mensch selbst ein Kosmos im Kleinen, Abbild der grossen Ordnung, im Reichtum der Kräftebeziehungen unendlich wie sie. Vielleicht ist es gut, bei der im Anfang merkwürdig anmutenden schematischen Abwandlung der Begriffsreihen: lyrisch, episch, tragisch oder naiv, heroisch, idealisch (Empfindung, Leidenschaft, Phantasie) sich immer gegenwärtig zu halten, dass Hölderlin die Gesamtharmonie eines Kunstwerks nur in dem gesättigten Beieinander der unter sich streng geschiedenen Einzeltöne und Temperamente begriffen haben will; erst in den zum Kreis geschlossenen Trinitäten der Töne und Temperamente spürt er die Kraft und den Atem kosmischer Harmonie. Daher ist es nur eine logische Folgerung, wenn der Anfangston eines Gedichtes in einem strengen Bildungsprozesse sich die ihm natürlicherweise zur Gesamtharmonie fehlenden Töne noch erobern muss. Daher jene subtilen Unterscheidungen von Grundton, Sprache, Wirkung innerhalb des Kunstwerkes, dieses ständige, fast ängstliche Auseinanderhalten von Natur- und Kunstcharakter (vgl. Fragment: Über den Unterschied der Dichtungsarten), von Ursprünglichem und Zeichen (vgl. Fragment: Die Bedeutung aller Tragödien), eine Unterscheidung, die in der Folge auf die Geistesform ganzer Zeitperioden angewandt jene tiefschürfenden Aussagen über antikes und modernes Menschentum ermöglicht (vgl. in den Briefen an Boehlendorff und Seckendorf sowie in den Anmerkungen zu den Ödipus-Tragödien die strenge Unterscheidung von Natur und Weisheit der Griechen oder der Art, wie

sie in ihrem Klima wuchsen, und der Regel, womit sie ihren Genius vor des Elements Gewalt behüteten). Auch die gegenseitige Auseinandersetzung der Begriffe Stoff, Gehalt, Form (vgl. hierzu Fragment: Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes) sowie Ausdruck, Bedeutung, Geist (vgl. hierzu neben der vorgenannten Studie den im Anhang gebrachten Aufsatz Sinclairs) ist nur aus dem oben angedeuteten metaphysischen Gedanken der Gesamtharmonie heraus zu erfassen, doch muss ich darauf verzichten, es im einzelnen zu erweisen.

Die tiefsten Aussagen über das Tragische bringt der mit den Worten *Das untergehende Vaterland* beginnende Aufsatz. Hier gilt es vor allem, die Unterscheidung der wirklichen von der idealischen Auflösung festzuhalten. Nur die letztere ist tragisch, weil ein Übergang vom Bestehenden ins Bestehende mehr Aufleben und Wachstum als Schwächung und Tod, wohingegen die wirkliche Auflösung in ängstlicher Unruhe Altes und Neues in Eins zusammenzuraffen sucht, was ihr aber nimmer gelingen kann. Die Tragödie ist für Hölderlin, ähnlich wie für den Griechen, die tiefste Harmonie des Seins.

Die tragische Harmonie ist auch der geheime Puls des letzten Fragments: „Der Grund zum Empedokles", des Bedeutendsten und Gehaltreichsten, was von Hölderlins philosophischen Arbeiten auf uns gekommen ist. Einige Erläuterungen zu dieser gedankengesättigten, sehr schweren Arbeit möchte ich noch an späterer Stelle gesondert bringen.

Ich habe gesucht, in wenigen orientierenden Sätzen eine Einführung in die Welt von Hölderlins philosophischem Denken zu geben, ohne Rücksicht auf die Beziehungen dieses Denkens zur Philosophie der Zeit. Diese Beziehungen sind in der Tat bei aller Eigenkraft sehr deutlich vorhanden, und ohne auf sie einzugehen, wird es praktisch unmöglich sein, die Sprache der Fragmente zu verstehen. Die frühen Arbeiten stehen unter der unmittelbaren Einwirkung von Kant, Fichte, Schiller, später dominieren Schelling und Hegel. Hölderlins Abhängigkeit von der Philosophie seiner Zeit darzutun versucht unter Beiziehung reichen Materials Fr. Zinkernagel in: Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion (1907, Quellen u. Forschungen 99); doch halte ich das Gesamtergebnis dieses Buches (es wird hier Hölderlins völlige Abhängigkeit von Schelling behauptet) für irrig. Die Untersuchung bricht viel zu früh ab, um solches Gesamturteil zu erlauben. Den Zusammenhang von Hölderlins Kunsttheorie mit seinem Kunstschaffen untersucht scharf andringend die Dissertationsschrift von E. Boesenecker: Der Rhythmus der Vorstellungen in Hölderlins Oden und Elegien, München 1921 (ungedruckt).

H. III/36

Andere einschlägige Arbeiten sind: W. Böhm: Einleitung zu den Werken, Jena 1910; Ernst Cassirer: Hölderlin und der deutsche Idealismus (Logos VII, Heft 3); vgl. auch W. Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung, und R. Haym: Die romantische Schule.

Die philosophischen Fragmente wurden (soweit nicht besonders vermerkt) erstmals veröffentlicht von W. Böhm 1911 (3. Bd. der „Gesammelten Werke"). Ergänzungen und textliche Besserungen bringt F. Zinkernagel 1914 (Bd. II der Kritisch-historischen Ausgabe).

Aus Jakobis Briefen über die Lehre des Spinoza. Stuttg. fasc. III 13 (2 Quartbogen sehr reinlich geschrieben).

Wahrscheinlich aus der Tübinger Zeit. Obwohl es sich in diesem Auszug wesentlich nicht um den Vortrag eigener Gedanken Hölderlins handelt, mochte ich doch nicht auf die Wiedergabe an dieser Stelle verzichten, weil in der Akzentsetzung (die gesperrt gedruckten Stellen sind in der hs. unterstrichen) sich Hölderlins Eigenregung deutlich verrät. In der Auslegung, die in dem Jakobischen Buch (erschienen 1784) Lessing der Spinozistischen Lehre gibt (Verneinung des orthodoxen Standpunktes, konsequenter Determinismus = Fatalismus, die Gottheit verstandlos, Systole und Diastole usw.), hat Hölderlin sicherlich die Grundmotive seines eignen, erst Jahre später zur vollen Reife entwickelten Denkens gespürt.

Text S. 231 Z. 1 *Zu* corr. für *Aus* S. 234 Z. 12 *erläutere* corr. für *erkläre.*

Hermokrates an Cephalus. Stuttg. fasc. III 14 (Einseitig beschriebenes Folioblatt; auf dem Kopfe die Bleistiftnotiz von Christoph Schwab: Anfang eines philosoph. Briefs in Prosa aus der Universitätszeit oder bald nachher). Die verschiedentlich geäusserte Vermutung, dass die Polemik sich gegen Schelling richte, halte ich für unrichtig; die „positive" Lehre wird angegriffen.

Text S. 235 Z. 14 zuerst *Du glaubst also im Ernste, die Philosophen vollbringen* (var. für *erreichen*) *in irgend einer bestimmten Zeit das Ideal, das alle abndeten, die Wenigsten* (corr. für *wenige*) *durchaus erkannten?* Z. 18 zuerst *zum Jupiter des Phidias* Z. 19 zuerst *nachdem das leztere verstanden wird* Z. 20 zuerst *diese einzige* Z. 27 zuerst *seinem Ideale* S. 236 Z. 5 zuerst *oder sie verläugnen* Z. 7 zuerst *die aus lauter Tugend nichts thaten* Z. 9 nach *gedacht* später gestr. Zusatz *was möglich war* Z. 11 *mehr* corr. für *weiter* Z. 14 zuerst *das alles* Z. 17 *nur* corr. für *doch* Da der Text am Seitenende abbricht, darf angenommen werden, dass die Fortsetzung verloren ging.

Über den Begriff der Straffe. Stuttg. fasc. III 15 Foliodoppelblatt. Wohl ziemlich gleichzeitig mit dem vorigen zu datieren. Wie dieses und das Folgende unter unmittelbarer Einwirkung Fichtescher Ideen.

Text Z. 25 zuerst *dass sie sich . . in einem Cirkel herumtreiben* Z. 26 zuerst *Im gegenwärtigen Falle müssten sie sagen: Strafe ist die Folge böser Handlungen* S. 237 Z. 3 zuerst *Denn Es ist nicht möglich* — — Z. 25 nach *entgegengesezt* gestr. *wir wissen nur, was es nicht ist, noch wussten wir* — — S. 238 Z. 1 *leiden* corr. für *erfahren* Z. 7 zuerst *so hat es für uns kein Kriterium als das des Leidens* Z. 10 zuerst *womit man . .* Z. 12 *erlittenen* corr. für *Leiden eines* Z. 24 *leiden* corr. für *fühlen* zuerst *können sie der Strafe entgehen* — — (dann *nicht gestraft* — —) Das Fragment bricht am Ende von Seite 2 ab; Fortsetzung verloren.

Über das Gesez der Freiheit. Stuttg. fasc. III 16 (Doppelseitig beschriebenes Kleinfolioblatt W. Z. Blätterumrahmung) Text S. 239 Z. 12 zuerst . . *einen regellosen Naturzustand* Z. 23 zuerst *In jenem theoretischen Zustande* Z. 240 Z. 6 zuerst *Die von allen, was Natur heisst am nächsten an die Heiligkeit zu gränzen scheint* Am Ende von p. 2 bricht die Studie ab, Fortsetzung verloren.

Aphorismen (1. Es giebt Grade . . 2. Man hat Inversionen . . 3. Das ist das Maas . . 4. Nur das ist . . 5. Muss denn der Mensch . . 6. Aus Freude . . 7. Es kommt alles darauf an . . 8. Vortrefliche Menschen . . 9. Meist haben die Dichter . .) 1—7 Stuttg. fasc. III 8d u. a in der gegebenen Folge (Reinschrift. auf 2 Quartbriefbogen W. Z: C. B.) No. 8 Stuttg. fasc. I 12 p. 7 (Folioconvolut; auf gleicher Seite stehen oben die zwei letzten Strophen des Enwurfs Heidelberg) No. 9 Stuttg. fasc. I 32 (Bleientwurf) erster Druck W. Böhm 1909 Der Frankfurter Zeit angehörig. Einen unmittelbaren Anhalt gibt Fragment 3 (Das ist das Maas . .), das sich wörtlich an eine Stelle im Schillerbrief vom 24. Nov. 1796 anlehnt (Bleiben Sie der Sinnenwelt näher usw.). Text zu 6 S. 245 Z. 1 zuerst *Theile, die in dem . . .* Z. 11 *zeitlichen* corr. für *augenbliklichen* Zu 8 S. 246 Z. 14 *von allen* corr. für *von den Unzähligen* Z. 16 gestr. *wenn sie glaubten, ihrer Tugend, ihres Geistes* — — Z. 18 *wird* corr. für *ist* Z. 22 zuerst *Vor diesen soll der edle Mensch sich beugen* Zu 9 Z. 25 gestr. Ansatz *die Jugend* — — *der Anfang und* — — *Immerhin haben* — — S. 247 Z. 3 zuerst *von Natur zur Kultur*

Über Achill I Stuttg. fasc. II p. 146 erster Druck Schwab 1846 II. Wie das Folgende möglicherweis eschon der Homburger Zeit zugehörig und der Reihe der Journalaufsätze bestimmt. Die Überlieferung im Stuttg. Quartobuch, das den Empedokles-Torso enthält, spricht jedenfalls dafür.

Text Z. 6 *freut es* var. für *ist lieb* Z. 15 *beschreiben* corr. für *erzählen*

Über Achill II Stuttg. fasc. III 9b (zusammengefaltete Briefbogen) Text S. 248 Z. 17 der mit *Man hat* beginnende Satz ist in der hs. als Anmerkung gesetzt. Z. 24 *der Jüngling* corr. für *er* S. 249 Z. 4 über *furchtbar* gestr. *schröklich.*

Ein Wort über die Iliade Stuttg. fasc. III 5 (Briefbogen) Text Z. 15 zuerst *dieses oder jenes Menschen, und jeder hat — —* S. 250 Z. 10 zuerst *die Welt, in die er blikt* Z. 14 zuerst *die Menschen am tiefsten schmerzt, so ist es ihnen — —* Z. 8 zuerst *mittheilen könnte* Z. 16 *über* corr. für *vor* Z. 19 *nach unverständig sei* gestr. *kurz er dünkt uns ein Träumer, der mit — —* Z. 20 *sagen* corr. für *besinnen uns* Z. 22 zuerst *um sich für sich und andern zu existiren*

Über die verschiednen Arten zu dichten. Homburg Heft II 91 Quartdoppelblatt.

Text S. 251 Z. 10 *Einfachheit* var. für *Simplicität* Z. 17 zuerst *eigentlichem Zweifel und grosser Mühe . . .* Z. 18 zuerst *so hält er es auch mit andern, so nimmt er die Welt. Bestimmt, . .* Z. 19 zuerst *unbekümmert* Bei Z. 21 (*und dem*) bricht ungefähr in zweidrittel Höhe der Seite der Text ab (um auf die nächste Seite überzuspringen). Das untere Drittel ist (mit gleicher Feder geschrieben) mit einer Übersetzung der ersten Zeilen der ersten Olympischen Hymne Pindars (*Ἄριστον μεν ὕδωρ*) ausgefüllt, die Hölderlin offenbar als dichterische Interpretation des in den Sätzen der theoretischen Studie ausgesprochenen Gedankens nehmen mochte:

Das Erste ist wohl das Wasser; wie Gold
Leuchtet das lodernde
Feuer bei Nacht
Die Gaabe des Pluto
Doch kömst du Siege zu singen
Liebes Herz!
So findest kein ander
Blühender leuchtender Gestirn,
Als die Sonne am Tage im einsamen Aether.

(Text v. 4 *Die Gaabe* var. für *das Eigentum*)

Z. 22 zuerst *macht er uns . . . auch keine Mühe* Z. 25 zuerst *nicht gerade schnell weiter — —* S. 252 Z. 14 am Ende der Seite zwei geometrische Figuren; ein oder mehrere mittlere Quartblätter sind offenbar verlorengegangen Z. 22 über *im Homer* gestr. der Odyssee zuerst *lässt sich alles sagen* Z. 25 *eine* corr. für *jede* S. 253 Z. 25 *stetige* corr. für *fliessende* S. 254 Z. 2 Hs. *(blos) in seiner Eigentümlichkeit* Z. 3 nach *Karaktergemählde* gestr. *Nicht sowohl der Krieg vor Troja — —* Z. 6 nach *Seiten* gestr. *in der Darstellung ihrer Karaktere — —* Z. 7 zuerst *. . ist alles übrige was denn natürlich ist, Vorzüge — —* Z. 8 bei *sichtbare* bricht das Blatt ab (Fortsetz. Stuttg. fasc. III 3) unterm Strich vor der Anmerkung über die Vossische Übersetzung gestr. *Ich behalte mir vor, dass an einem andern Ort weiter auszuführen.* Anmerkung 1)

steht am Fuss des ersten Blattes im Stuttg. fasc. III 3. zuerst *so ausführlich vor unsern Augen — — gewöhnlichen* corr. für *eigenthümlichen* Z. 9 zuerst *von ihm aus* Z. 13 zuerst *auf ihn gerichtet sind* *sanft* wieder hergestellt für *vielfältig* S. 255 Z. 1 *brauchen* corr. für *leiden* Z. 13 *Göttersohn* var. für *Jüngling* Z. 18 zuerst *sehen wir ihn recht* Z. 22 zuerst *vermeidet der epische Dichter die Extreme.* Z. 24 *Umstände* corr. für *Begebenheiten* Z. 29 ausgestr. *(wenn ich anders etwas verrathen darf, was erst in der Folge vorkommen soll) er würde diese Umständlichkeit insoferne brauchen, als sie ihm dient, aus dem — —* nach S. 256 Z. 6 gestr. Ansatz *Denn der Dichter darf niemals — —* Z. 10 vor *Widerschein* gestr. *der allgemeinsten*

Der Gesichtspunct, aus dem wir das Altertum anzusehen haben (Quartbogen I Honig & Zoonen) Stuttg. fasc. III 4.

Text S. 257 Z. 12 *scheint* var. für *strebt* S. 258 Z. 2 hier ist die Bemerkung übergeschrieben *Ich muss hier etwas weiter ausholen, und bitte die zunächst liegenden Ideen — . . .* Z. 3 zuerst *zweierlei*, var. für *ein Unterschied* Am Kopf der letzten Seite, offenbar nicht unmittelbar zugehörig: *N. B. In den Briefen über Homer erst Karaktere, dann Situationen, dann die Handlung, die im Karakter stekt um des Karakters und des Hauptkarakters willen da ist, davon dann Wechsel der Töne* Die Briefe über Homer sind offenbar ein für die Zeitschrift (Iduna) geplanter Beitrag, wie überhaupt der ganze Komplex der um Homer sich drehenden Aufsatzfragmente als Vorarbeit zu dem Journal anzusehen ist (vergl. Brief an Neuffer v. 4. Juni 1799). Auf der ersten Seite der hier besprochenen Studie steht über dem Titel diese Notiz, die zweifellos auch auf das Journal zu beziehen ist: — — (gestr. *Gestern*) *als Naturprodukt seine Ehre widerfahren. Gelehrte Kritiken und Biographien, so wie alle Spekulation, die nur in den Streit gehört, liegen ausserhalb unseres Zweks. Bonhommie nicht kalte Frivolität, leichte klare Gliederung und Kürze des Ganzen — nicht affectiert muthwillige Sprünge und Sonderbarkeiten.*

Über die Religion. Stuttg. fasc. III 8, I 39, I 11 u. I 39 (Foliobogen I. B. JAEGER).

Text S. 260 Z. 1 zuerst *So frägst du mich und ich frage dich widerum, warum sich denn die Menschen überhaupt an irgend etwas erinnern* Z. 4 zuerst *dass er das empfundene — —* Z. 5 *durchgängigen* corr. für *bestimmten* und *unendlichen* Z. 6 *durchgängiger* corr. für *unendlicher* Z. 21 *einem* corr. für *diesem* Z. 26 nach der hs. wäre es auch möglich, *eine* zu lesen, doch befriedigt *neue* mehr S. 261 Z. 11 *blose* corr. für *eigentliche* Z. 17 nach *Karakter* gestr. *den der Allgemeinheit nemlich* S. 262 Z. 22 zuerst *die Feinde zu lieben* Z. 28 über *eitle* gestr. *schaale* S. 263 Z. 4 *müsse* wiederhergestellt für *könne* Z. 14 *redet* corr. für *spricht* Z. 23 *in so fern* corr. für *weil* Z. 25 *mehrere*

corr. für *die* zuerst *in der sie mehr als strenge Nothdurft* S. 264 Z. 3 zuerst *die Vorstellungsart über eine Gottheit* Z. 7 zuerst *jene Empfindungsweise und jene Vorstellung* nach Z. 19 *sich bildet* gestr. *und man wird immer finden — —* Z. 23 zuerst *seines Gottes* Z. 29 vor *Bedürfniss* gestr. *schönste* S. 365 Z. 19 gestr. Ansatz *dass sie nicht durch Unterdrükung — —* Z. 23 zuerst *und nur insoferne gebietend sind unter Voraussezung* corr. für *in Rüksicht.* Winke zur Fortsezung S. 266 Z. 3 *Persönlichkeit* var. für *Selbständigkeit* Z. 12 *Stoff* var. für *Gehalt* Z. 13 *Stoffes* var. für *Gehaltes* Bei Z. 15 endet in der hs. die Seite; die Stelle unter dem Strich gehört offenbar zur vorangehenden verlornen Seite; *und wie er das in* (für *unter*) *einem (mehr oder weniger karakteristischen) Bilde auffasst, dessen Karakter den Karakter des eigentümlichen Lebens ausdrükt, das jeder in seiner Art unendlich leben kann und lebt.* Z. 18 zuerst *die Darstellung geschichtlicher seyn wird.* Z. 28 *zusammengestellt* corr. für *nebeneinandergestellt* S. 267 Z. 4 *Unzertrennlichkeit* corr. für *Innigkeit des Zusammenhangs.*

Die folgenden Beigaben mochte ich im Zusammenhange der Fragmente — obwohl von fremder Hand — nicht missen, da sie als wertvollste Ergänzungen von Hölderlins Arbeiten und, wie der aufmerksam Lesende zugeben muss, bis in die Elemente hinein als Hölderlins geistiges Eigentum anzusprechen sind. Dies gilt strengegenommen vielleicht bloss für die Grundgedanken der Sinclairschen Abhandlung. Der rauschhafte Erguss des jüngeren, mehr weiblichen Boehlendorff scheint in seiner Hemmungslosigkeit Hölderlin weniger zu eignen, doch ist auch er nur als von der gewaltsam anstossenden Kraft Hölderlinschen Geistes her erregt zu begreifen und einziges Zeugnis der Symposien und wechselseitigen Befeuerung im Homburger Freundeskreis. Boehlendorff war Mitte April 1799 nach Homburg übergesiedelt, wo er sofort mit Hölderlin, Sinclair und Muhrbeck in engste Beziehungen trat. Ein Brief an Herbart und Fischer, worin er Näheres über das Zusammenleben der Freunde in Homburg berichtete (vgl. K. Freye, C. U. Boehlendorff S. 67) ist leider nicht mehr erhalten. Wie nahe er sich Hölderlin fühlte, bezeugen einige Worte, die er am 12. Mai 1799 in einem Briefe an Steck (ebendem Briefe, dem die Abschrift der Tagebuchblätter beigegeben war) schrieb: „Hier hast du Hölderlins Hyperion, dort findest du, was unsre Geister miteinander sprachen — und was sie wohl noch lange sprechen werden — Es ist ein Pfand der Freundschaft, wie ich noch keins gefunden habe, und weil es das liebste ist, was ich seit unsrer Trennung in der Welt des Unlebendigen und doch Beseelten aufgefunden habe, so sende ich es Dir — Du sprichst mir bald davon — und ich sage Dir zu grösserer Freude — der Verfasser ist so edel, als sein Buch."

Die Sinclairsche Studie ist in „Glaube und Poesie“ (herausgegeben von Lucian, Berlin) 1806 erschienen als Beilage zu eigenen Gedichten (Trink- und Freundschaftsliedern). Für den Vergleich mit den Hölderlinschen Gedanken ist vor allem wichtig das, was über den Unterschied des Ideals, des Gegenstands und des Ausdrucks (§ 4), sodann über die Verschiedenheit des Tons (§ 8) gesagt wird.

Gerade das Fundament der Sinclairschen Abhandlung: Der Begriff Ausdruck, auf dem Sinclair später eine ganze Metaphysik aufbaute (Wahrheit und Gewissheit 3 Bände 1809) und auf den er sich wiederholt selbst Hegel gegenüber als auf eine wirklich neue und entscheidende Tat etwas zugute tut, muss als der ureigenste Besitz Hölderlins angesprochen werden. (Vgl. Briefwechsel mit Hegel; Sinclair tadelt Hegel u. a. geradezu, dass ihn der Gang seines Denkens nicht auf die strenge Unterscheidung des Ausdrucks und des Ausgedrückten gebracht habe, die für ihn den Cardo rei bedeute.) Alle ästhetischen Betrachtungen Hölderlins schwingen um diesen Begriff, und auch seine spätere Lehre vom Nationalen und Antinationalen hängt aufs engste damit zusammen.

Sinclairs Gedankenentwicklung ist präziser, wenn man will klarer (nicht gründlicher) als die Hölderlins. In ihr scheint sich ein bereits gesicherter Besitz disponieren und klarlegen zu wollen, wogegen bei Hölderlin eine heftigste Erregung und immer neue schöpferische Lust die ersten Bestimmungen gleichsam immer wieder verschlingt, um gültigere dafür zu setzen. Dem, den die gärende Woge von Hölderlins Gedanken beim Versuch erster Annäherung erschreckt und verwirrt, mag Sinclairs Studie ein vorzüglicher Kommentar sein. Sinclairs Prägungen sind bei aller Subtilität der Unterscheidung jedenfalls eindeutig.

Aus Boehlendorffs Taschenbuch.

C. U. Boehlendorff am 12. Mai 1799 an Steck (vgl. Karl Freye: Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins. Langensalza 1913 S. 70): Was ist der Mensch im Ideal gedacht? — Die Sphäre der gesammten Menschennatur kann nur in der höchsten und lautersten Begeisterung, das heisst, im innigsten Zusammenwirken aller menschlichen Kräffte gefasst werden. Die Reflexion fasst dieses in ienem zweyten Moment auf und sezt es philosophirend zusammen. — Sie bemerkt, dass in der Begeisterung alle Sinne im lebendigsten, wohlthätigsten Schwunge, von einem Geist getragen und bewegt werden, der sie alle entfesselt — dass die Sinne nachher ermatten, der Geist aber still fortarbeitet, nicht glühend, schaffend, verzehrend, aber sinnend, ordnend; sie nimmt sich selbst als Nachklang ienes Moments wahr, und als entwikkelnd

Spuren der Wahrheit aus ienem Moment. Sie nimmt wahr, dass in ihm sich Grosses und Kleines — Erde und Himmel vereinige — sich durcheinander bewege — dass Pflanze Staub und Stern in einen schwebenden Zusammenhang treten — dass sich alles diss um sein Wesen, wie die Planeten um die Sonne, bewege, und er sich Herrscher in der Mitte fühle; dass zwar nicht diese Herrschaft sich in Wirksamkeit, That äussere — die Welten bleiben an ihrer Stelle und im Grase der Staub — dass aber sich für den Menschen ein Fassen der Natur — ein Vermögen sich in ihren hohen Zusammenhang, als tönenden Laut im All zu sezen, entwickele. — Die Reflexion nimmt ferner in diesem Moment wahr ein gänzliches Vergessen des Individuums — ein tieferes unenthüllbares Sehnen in iedes Element — besonders aber in den weiten, tiefen, klaren Sternhimmel — ein tiefes Empfinden der Verwandschaft menschlicher Gestalten, so dass eine heilige Ehrfurcht unsre Seele vor dem ganzen Menschengeschlecht durchwallt — Belebung und Erhöhung alles dessen, was klein unter unsren Augen und Händen schien — und zulezt bleiben, wie von dem Finger der Nothwendigkeit gezeichnet, die Umrisse eines höhern ewig geistigen Reichs, dessen Bewohner wir uns fühlen, über die Erde erhöht. — Wie deutet die Reflexion diese Wahrnehmungen? — Also deutet sie; all das Grosse und Kleine, Sichtbare und Unsichtbare, welches in nicht geschiedenen, in einander fliessenden Momenten, durch unsre Sinne, vermittelst Etwas, das höher ist, als unsre Sinne, das mit allen diesen Erscheinungen spielt, in uns kömmt — der Himmel mit seinen Sternen, die reinen Elemente, Licht, Meer, Lufft, Erde, der Sonne erwärmende Glut, der Elemente lebendige Kinder, seyn mit aller ihrer Wandlung, mit ihrem Wechsel uns Gegenstand — aber Gegenstand, mit dem wir zusammenhängen, an dem wir uns fühlen — das (!) uns näher oder ferner liegt; auf eine ganz andre Weise empfangen wir den Eindruck unsers Geschlechts; wenn wir das unendliche Daseyn der Welt allmächtig fassen, so fühlen wir bey dem Menschen das „mit ihm“ „für ihn“, gleichsam im Nahmen des ganzen Geschlechts fassen wir ienen Eindruck auf; und ienes Etwas in uns, das höher ist als die Sinne, wird ein geheimes Ahnen, das wir für gemeinsam allen Menschen halten, welches um den sichtbaren Weltball einen grössern unsichtbaren bildet —

Diese Seele der Begeisterung, wenn ich so sagen darf, ist eine zweyte Natur, durch unsren Geist gebildet, der die Analogien aus der wirklichen Welt nahm, aber schaffend wirkt, indem er nahes trennt, entferntes zusammenfügt, und sich ein Ganzes bereitet — nach einem tiefen in ihm ruhenden Gesez, welches das höchste der Menschheit ist. Die durch diese Schöpfung entstehende Welt ist uns nicht mehr bloss Gegenstand — sie ist Theil von

unsrem Daseyn — unser Daseyn selbst; wir leben in ihr und bauen die wirkliche Welt uns, nach ihrem Maassstabe. —
Höchste Dichtung, Schöpfung ist deren Leben, welche dieser zweyten Natur inne geworden, höhere Wesen auf Erden sind. Aus dieser Quelle strömt alles wirklich Grosse, Freie, Heldenkühne — wo es in menschlicher Eintracht erscheint, da ist die zweyte Natur, (oder das Ideal) in hellem, regen Bewusstseyn; wo es nur, wie ein Bliz durch die Finsterniss, eine Wolcke zerreisst, und verschwindet, da ist sie nur noch in der Ahndung — hat sich vielleicht an ein besonderes irdisches Interesse gehängt — wirkt als Leidenschaft, Theilnahme, Bewunderung, Staunen, aber die ganze Menschheit hüllt es nicht in Klarheit ein; die Menschlichkeit wird uns nur vertrauter — (In der gegebenen Darstellung der Begeisterung — der höchsten — habe ich die Quelle der Religion, Dichtkunst und Philosophie gefunden, und, nach meinem natürlichen Philosophiren — abzuleiten versucht).

„Herrlich lebt der Mensch, dem die eigne
Seel' aufgeht; wie die Blüthe
Angehaucht von Frühlingswehen
Zittert die schaffende Lust. —

Nimmer sah ich dich noch, o Göttin!
Nimmer, der Jugend Freundin —
Ich wandre, ein Blinder,
Der den Himmel sich denkt —

Fortgezogen von süsser Gewalt der Verklärung,
Keine Nacht mehr fürchtend — ihm naht,
So ahnt er — Licht, das himmlische —
Ihn berühret ein Gott."

Isaac v. Sinclair: Über dichterische Composition überhaupt, und über lyrische insbesondere.

§ 1.

Von der künstlerischen Composition.

Die Übereinstimmung mit sich selbst, und mit der Welt, der Frieden, welcher höher ist, als alle Vernunft, der dem Menschen als die unendliche Aufgabe seines Lebens erscheint, realisirt sich ihm, wenn er das Ideal der Schönheit

empfindet. In diesem Gefühl verschwindet dann die Trennung, die in seinem Wesen obwaltet; Geist und Sinn vereinigen sich.

Er fühlt ein völlig freies, unabhängiges, selbstständiges Leben, das mit nichts anderem in Berührung zu stehn, einig in sich selbst, ein Leben in dem Leben zu seyn scheint. Man könnte es ein Lebens-Seyn nennen. Nur der Geist belebt ihn, in diesem Sinne heisst es Begeisterung.

Kein Moment kann dies Seyn erfüllen, und es hebt die Gränze des Lebens auf: daher unterscheidet es sich vom Bewusstseyn, dass es nicht blos seyend, sondern auch entstehend, und aufhörend ist, dass es nicht blos als Zustand des Lebens, sondern auch als Produkt und Ideal desselben erscheint, in einem Seyn, das unsere Existenz begränzt, ohne Vermögen, das zu seyn, was sie ist: es erscheint gegen das Leben im Verhältniss einer Aufgabe, die es bestimmen soll.

Da die Begeisterung das gewöhnliche Bewusstseyn unterbricht und sich als eine höhere Kraft zeigt, so kann das Leben, das auf sie folgt, nur durch sie hervorgebracht, und der Zusammenhang mit ihr nur als aus ihr entstanden, angesehen werden, und der Widerspruch, die Lücke, die zwischen ihnen zu seyn scheint, als etwas, das durch die Überlegenheit der Begeisterung aufgehoben werden soll.

Dies Aufheben der Verschiedenheit, diese Vereinigung ist in einer unendlichen und progressiven Realität vorhanden, und wirklich. Begeisterung, und Leben zeigt sich dem Künstler in einem Dritten vereinigt, das ihr Medium, und das Produkt der ersten ist.

Blos durch eine Imitation, blos dadurch, dass der Künstler das ganze Leben durch dies höhere Leben bestimmt, hängt für ihn dies mit jenem zusammen, und ist eines. Es entsteht in dem Künstler das Bedürfniss einer Imitation der Begeisterung. Er kann gleichsam sich Bewusstseyn nur dadurch in seiner Integrität erhalten, dass er diesen höheren Zustand in eine producirende Kraft verwandelt, und jeden auf diesen höheren Zustand folgenden Lebens-Moment als ein Produkt desselben betrachtet.

Der Künstler glaubt an die Wirklichkeit seines Ideals, das, weil es ein Leben für sich habe, es auch ein Leben mit der Welt haben müsse. Er glaubt, dass sein Zusammenhang mit dem Leben, kein unbestimmter und zufälliger, sondern ein nothwendiger, vorhandener, und aus der Begeisterung hervorgehender sey. Er äussert sie, er stellt sie dar. Individueller lässt sich dies auch so beschreiben: dass der Künstler, dadurch, dass er das Leben, das Verwandte im Leben an die Begeisterung hält, glaubt, dass sie das Leben organisiren, und er dadurch aus dem Zustande der Begeisterung in das allgemeine Lebens Bewusstseyn würde übergehen können. Durch den Ausdruck,

durch die Darstellung sucht er einen Zustand zu erlangen, der es ihm möglich mache, gleichsam noch nach der Begeisterung zu leben, das Leben noch nachher ertragen zu können. Er will sich vermittelst ihrer beruhigen.

§ 2.

Von dem Unterschiede der dichterischen Composition.

Das Ideal der Schönheit erscheine in Anmuth, oder in Erhabenheit, in endlicher, oder in unbestimmterer Form, so ist der Ausdruck seines Gefühls immer seiner Art angemessen. Anders äussert sich die Begeisterung, wenn sie mehr von den Sinnen, anders, wenn sie mehr vom Geist auszugehen scheint. Es stellt sie der Künstler dar, wie sie ihm erscheint. Für die Sinne, wenn sie seinen Sinnen, für den Geist, wenn sie seinem Geist erscheint. In sinnlicher Vollendung, wenn sie in sinnlicher Wirklichkeit, in sinnlicher Succession, wenn sie in sinnlicher Entstehung sich ihm zeigt, durch sinnliche Objectivität, oder durch sinnliche Subjectivität, je nachdem die Begeisterung mehr dem Gegenstand, oder mehr dem Gefühl anzugehören scheint.

Für die Sinne, durch die alle Schönheit ihm im Raum, oder in der Zeit erscheint, stellt er sie dar als Wohlgestalt, oder als Wohlklang. Für die Begeisterung, die als wirklich, und im Moment vorhanden, den Sinnen erschien, ist Wohlgestalt das Verwandte in der Natur, wodurch der Künstler sie darstellt. Für die Begeisterung, die als successiv, und innerlich den Sinnen erschien, ist es Wohlklang. Wie für die Sinne der Raum nichts ist, als der Umfang von Eindrücken auf das Gesicht, von Gestalten; so ist die Zeit nichts für sie, als eine Folge von Tönen, von Eindrücken auf das Gehör.

Die Schönheit aber, die unendlich, nicht an die Form des Raums, oder der Zeit gebunden, dem Geist des Künstlers erscheint, die er empfindet, ohne dass sie bestimmt seine Sinne wahrnehmen, diese stellt er ebenso unendlich dar, und nur mittelbar wirkt seine Darstellung auf die Sinne, wie nur mittelbar die Sinne jene Schönheit empfanden.

Bei der Begeisterung, die unsere Sinne empfinden, bilden diese eine Vereinigung zwischen ihr, und ihrer Darstellung. Diese Vereinigung ist so genau, dass man die verbundenen, bei dieser Begeisterung, im Vergleich mit derjenigen, die unsern Geist ausserhalb der Sinne beschäftigt, gar nicht getrennt findet, so dass man auch nicht, wenigstens im eigentlichsten Sinne nicht, da von Darstellung sprechen kann, wo das Dargestellte mit ihr durch eine sinnliche Realität verbunden ist.

Da hingegen, wo etwas Unendliches die Seele begeistert, sucht sie die Begeisterung durch etwas festzuhalten, was sie zugleich sei, und nicht sei, und daher als ein Ähnliches von ihr unterschieden werden könne. Der Künstler wird

diese Begeisterung eben so unendlich, als sie ihm erschienen, darstellen, vermittels des Ausdrucks, der Sprache, die das ganze Leben umfasst, die an sich verschieden ist von der Empfindung, und von dem Gedanken, und die ein reines, unabhängiges Medium bildet, zwischen der Begeisterung, und dem Leben.

Aller Kunst liegt die Aufgabe zum Grunde, dem Leben überhaupt die Göttlichkeit der Begeisterung mitzutheilen, bei der Poesie aber scheint diese Aufgabe noch viel mehr und in einem grösseren Grade statt zu haben, indem diese das ganze Leben, das die Sprache umfasst, an die Begeisterung hält, mit ihr vergleicht, und sie reproducirend etwas anders hervorbringen will, das doch dasselbe sei.

So ist sie die vollständigste Realisation des Lebens-Seyns, denn da sie es gleich in seiner Vergänglichkeit, in seiner Beziehung zum Leben auffasst, findet sie in der Ausführung dieses Mediums der Darstellung die Beschränkung nicht weiter mehr, der sie sich gleich Anfangs unterworfen hat. Sobald als einmal die Begeisterung, als etwas Vergängliches gesetzt worden ist, ist sie in der vollständigsten Übereinstimmung mit dem Leben.

Die Begeisterung stellen die bildenden Künste dar, wie sie für die Sinne ist, die Tonkunst, wie sie für die Sinne wird, die Dichtkunst aber stellt ihr Seyn dar, was jenem Seyn, und jenem Werden gemeinschaftlich ist, wie sie zugleich ist, und wird: ihr Verhältniss zum Leben.

Bei den bildenden Künsten wird die Begeisterung in ihrer Momentaneität bei der Musik in ihrer Genesis dargestellt. Hier realisirt sich das Ideal in einer Zeit, wie dort in einem Raum, an einer Stelle. Bei der Musik sieht man es in seiner Entstehung, bei den bildenden Künsten in seiner Begränzung. Bei der Dichtkunst wird es nicht dargestellt an sich selbst, sondern wie es das, was ausser ihm ist, wie es das Leben bestimmt: die Begeisterung nicht, wie sie an sich ist, sondern, wie sie in ihrem Seyn mehr ist, als das Leben: nicht, wie sie an sich entsteht, sondern wie sie in ihrem Werden das Leben bestimmt.

Das wirkliche Seyn der Begeisterung wird in der Poesie nicht direkte dargestellt, sondern als ein Ideal, als etwas Unterliegendes gesetzt, wovon die Reproduction der Typus ist. Um die Vereinigung ganz in ihrer Integrität, in der Seele zu lassen, wird sie nur indirecte dargestellt.

§ 3.

Von der einfachen Dichtung.

Der Trieb zur Darstellung ist mit einer Unterscheidung des Darzustellenden, und der Darstellung im Bewusstseyn verknüpft. Es lassen sich aber unendliche

Grade dieser Unterscheidung denken, von dem an, wo sie beinahe eines zu seyn, wo die Begeisterung darzustellen, und die Darstellung zu begeistern scheint, bis zu dem, wo sie einander entgegengesetzt scheinen.

Wie bei den sinnlichen Künsten Darstellung und Dargestelltes in der Begeisterung nicht zu unterscheiden waren, so giebt es auch eine Poesie, die sich dem Eindruck der Sinne nähert, und bei der also jene Unterscheidung auch gering ist, wo die Begeisterung so begränzt, und bestimmt ist, dass ihr Ausdruck, und sie selbst — wie es bei jedem Ausdruck eines bestimmten dem Wesen des Ausdrucks nach der Fall ist — nicht weit auseinander liegen; eine Poesie, wo die Begeisterung mit dem Leben überhaupt so verwandt ist, dass der Ausdruck, ihr Medium, nur in einer geringen Selbstständigkeit erscheint.

Als einfache, auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung stehend, ist diese Dichtung die ursprünglichere, natürlichere. Weil Gefühl und Gegenstand der Begeisterung in ihr eins sind, nennt man sie die Naive; und weil sie mehr die Poesie der Natur als des Willens zu seyn scheint, das Leben ihr nicht widerspricht, sondern selbst sie gleichsam schafft, die Romantische.

Die meisten Romanzen, Balladen, und die eigentlich sogenannten Lieder, gehören in diese Classe.

§ 4.

Vom Unterschied des Ideals, des Gegenstands und des Ausdrucks.

Sobald die Begeisterung von ihrer Darstellung unterschieden, und sie als ein Ideal von einer Tendenz zu einem Product realisirt wird, sobald man sich der Darstellung als ihrer Reproduction bewusst wird, so muss man in der Begeisterung ein Reines, Inniges, und ein Endliches, Begränzendes unterscheiden, welche dadurch, dass sie sich zu widersprechen scheinen, die Tendenz zum Ausdruck oder zur Reproduction, zu einem lebhafteren Bewusstseyn bringen.

In jeder Begeisterung ist ein Inneres, welches nicht aus sich herausgeht, und ein anderes, Äussere, welches das Leben bestimmt. Diese werden in diesem Grad des künstlerischen Bewusstseyns einander entgegen gesetzt. Jenes heisst das Ideal, dies der Gegenstand.

Mit diesem Bewusstseyn tritt der Standpunkt des Künstlers ein, und unterscheidet sich das entstehende Gedicht vom vollendeten. Man muss sich nun eine gewisse Progression in der Darstellung, und eine Entwicklung in der Reproduction der Begeisterung denken.

Vermittels dieser Entwicklung sollen Begeisterung, und Darstellung derselben wieder vereinigt werden, denn nicht absolut getrennt erscheinen sie dem

Bewusstseyn, sondern dergestalt, dass sie verbunden werden sollen, und dass diese Vereinigung aus der Begeisterung hervorgehen solle. Insofern nun muss in der Begeisterung das, was sich dieser Vereinigung nähert, von dem, was weniger dieselbe ist, unterschieden werden; muss man das, was mehr Darstellendes in ihr ist, unterscheiden von dem, was es weniger ist.

Da Darstellung die Vereinigung ist, die als Aufgabe gegeben ist, so erscheint das im Enthusiasmus, was weniger darstellend ist, als das vorzugsweise Darzustellende, als das Ideal der Darstellung; das, was es mehr ist, als der Gegenstand derselben.

Aus der Begeisterung soll die Begeisterung hervorgehn; dasjenige in ihr was sich mehr dem Leben nähert, scheint also weniger sie selbst zu seyn. Die Verbindung zwischen ihr und dem Leben beschliesst sie in sich selbst, und das in ihr, was nicht ins Leben übergeht, erscheint als das reinere, und innigere, das andere als seine Schranke.

Da dem Bewusstseyn der Enthusiasmus als etwas vorhandenes, die Darstellung aber als etwas, was erst hervorgebracht werden soll, erscheint, so wird er durch diese Unterscheidung gleichsam zu etwas vergangenem gemacht. Dasjenige, was in ihm den Uebergang zur Darstellung enthält, erscheint eben als etwas wirkliches, vorhandenes, als der Gegenstand der Begeisterung, im Gegensatz gegen das Ideal.

Weil man das übergehende in der Begeisterung als etwas objectives setzt, als dasjenige, was für eine vergleichende Reflection bestimmt, und bleibend ist, was für sie, als ein Begränzendes, dem Reinen im Enthusiasmus gegenüber steht, so setzt man dies als etwas subjectives. Daher geschieht es, dass das Ideal beim Dichter als seine Empfindung angenommen und oft mit seinem Gemüth verwechselt wird.

Den Gegenstand nimmt man als die Ursache der Begeisterung, weil die Wiedervereinigung derselben mit dem übrigen Leben angenommen wird, sobald man dasjenige in der Begeisterung wahrnimmt, was sich der Darstellung anschliesst, weil man den Zusammenhang der Begeisterung mit dem übrigen Leben durch ihn begründet annimmt.

Die Darstellung als hervorgegangen aus der Begeisterung, der Ausdruck erscheint daher als nichts anders, als die von dem Ideal vermittels des Gegenstands geschehene Bestimmung des Lebens: und das Bewusstseyn desselben als ein Unterscheiden des Übergangs des höheren Lebens in das mit ihm verbundene übrige Leben.

Die Darstellung ist vollendet, wenn Ideal, Gegenstand und Ausdruck wieder vereinigt sind. Der Gegenstand kann dann nicht mehr vom Ausdruck unterschieden werden, weil der Zusammenhang der Begeisterung mit dem Leben

alsdann realisirt ist, und eins mit dem, vermittels dessen er gemacht wurde. Das Ideal kann auch dann noch von der Darstellung als ihr Princip, als ihr letzter Grund unterschieden werden.

§ 5.

Vom Unterschiede der Dichtarten.

Das Bewusstseyn, worin die Begeisterung von ihrer Darstellung unterschieden wird, bildet ein Zeitverhältniss zwischen ihnen, in dem jene als die producirende Ursache, diese als die producirte Folge erscheint, jene als das ursprünglich, diese als das bedingt vorhandene. Letztere kann daher gefunden werden als zugleich, und gänzlich mit der Begeisterung in dem Bewusstseyn, das sie unterscheidet, vorhanden, oder als zum Theil mit ihr vorhanden, oder als gar noch nicht vorhanden, sondern als zukünftig, und blos angedeutet.

Ohne diese Unabhängigkeit von einander wäre keine Unterscheidung möglich, und wieder erklärt diese Unterscheidung jene Unabhängigkeit; denn wiewohl Darstellung die Bestimmung des übrigen Lebens ist, welche die Begeisterung macht, und sich die Begeisterung nicht anders denken lässt, als dass sie das übrige Leben bestimme, und wiewohl also sich keine Begeisterung ohne Darstellung denken lässt, so wird diese, bei einer deutlichen Unterscheidung, doch nur als eine Entwicklung, als eine successive Progression gedacht; die also, als bereits geschehen, oder als wirklich vor sich gehend, oder als zukünftig vom Bewusstseyn auf die Begeisterung bezogen, von ihm unterschieden werden kann; je nachdem die Begeisterung sich mehr, oder weniger, vom übrigen Leben getrennet, bereits eine grössere oder geringere Selbstständigkeit erlangt zu haben scheint, dem Bewusstseyn, das sie unterscheidet.

Nach diesen Verschiedenheiten richtet sich auch verschieden die Ansicht vom Ideal, Gegenstand und Ausdruck. Wenn die Darstellung als gänzlich vorhanden erscheint, dominirt das Ideal der Begeisterung im Bewusstseyn, weil die Tendenz der Darstellung es alsdann nicht weiter mit der Darstellung, sondern mit dem Darzustellenden zu thun hat. Wenn die Darstellung als zum Theil vorhanden erscheint, als bestimme der Enthusiasmus das Leben noch, dann dominirt der Gegenstand im Bewusstseyn, weil die Darstellung es noch mit sich selbst zu thun hat, und der Gegenstand das die Darstellung generirende, dasjenige im Enthusiasmus ist, wodurch er mit dem Leben zusammenhängt. Wenn die Darstellung noch als gar nicht vorhanden erscheint, sondern nur als angedeutet, sind Ideal und Gegenstand noch nicht von einander getrennt, und da dennoch ihre Trennung vorausgesetzt wird, dominirt der Ausdruck selbst, der ihr blosses Verhältniss zu einander ist, in

dem Bewusstseyn. Der Ausdruck selbst wird Mittel der Darstellung, und es wird ein Ausdruck gesetzt, damit ein anderer an seine Stelle komme.

Je nachdem in dem Bewusstseyn Ideal, Gegenstand, oder Ausdruck dominirt, je nachdem geht auch die Tendenz der Darstellung auf eins, oder das andere, und erscheint auch in der Genesis der Darstellung dasjenige als dominirend, was in dem Bewusstseyn dominirte, worin sie im Allgemeinen, und im Voraus von der Begeisterung unterschieden wurde; indem diese Entwicklung des Ausdrucks anders nicht, als in einem reinen Zusammenhang mit diesem Bewusstseyn gegeben ist.

Wenn das Ideal in der Darstellung dominirt, scheinen Gegenstand, und Ausdruck blos um der Empfindung willen da, blos Wirkungen der Begeisterung zu seyn. Als Empfindung, als etwas subjectives, erscheint, wie oben bemerkt worden, das Reine in der Begeisterung im Gegensatz gegen das Äussere, den Gegenstand. Man könnte sie die subjective, die begeisterte oder die empfindende Darstellung nennen, weil sie aus der Begeisterung und der Empfindung selbst hervorzugehen scheint. Daher heisst man sie die lyrische, gleichsam *κατ' ἐξοχην* dichterische.

Wo der Gegenstand in der Darstellung dominirt, scheint die Begeisterung begründet, ihre Ursache, und wie sie aus dem Leben entsteht, gezeigt zu werden. Der Ausdruck objectivisirt sie, und beschäftigt sich mit einem Äusseren, das es als wirklich annimmt.

Die Begeisterung selbst wird nicht dargestellt, sondern nur ihre Grenzen gegen die Welt; nur in dem Bestimmten wird das Bestimmende wahrgenommen. Man könnte diese Darstellung daher die objective, die beschreibende nennen. Man hat sie wohl um deswillen die epische im Gegensatz gegen die lyrische genannt, weil sie mehr eine Geschichte als eine Dichtung, mehr eine Sprache aus dem Leben, als ein Gesang aus der Begeisterung zu seyn scheint.

Wo der Ausdruck selbst in der Darstellung dominirt, wird die Empfindung zugleich mit ihrem Gegenstand, wie sie von einander unabhängig sich einander wechselseitig bestimmen, dargestellt. Der vorhandene Ausdruck, das Verhältniss der Begeisterung zum Leben, ist nur das Mittel eines höheren Ausdrucks. Es wird ihm Wirklichkeit gegeben, um durch seine Reaction auf die Begeisterung den noch nicht vorhandenen Zusammenhang mit dem Leben hervorzubringen, denn die Art, wie man das Leben vom Ideal der Begeisterung bestimmt findet, findet man ihrer Innigkeit nicht angemessen. Das Ideal findet man noch gar nicht vom Leben getrennt, und daher im Bewusstseyn noch nicht deutlich vorhanden. Man nimmt daher seine Wirklichkeit mit in seine Reproduction auf, als Mittel seiner Reproduction: er

wird hier als sich selbst bestimmend angenommen. Man glaubt an den Ausdruck völlig als entstehend. Man vereinigt das Innere, und den Gegenstand der Begeisterung in den ihm verwandten Organisationen des Lebens. Man will die Begeisterung fixiren in einem Schicksal, das die Selbstständigkeit des Ideals, und die Wahrheit des Gegenstandes habe. Aus dem verwandten Organischen in der Natur soll die Vereinigung der Begeisterung mit dem Leben hervorgehen, das Ideal dem Bewusstseyn deutlich werden. Daher ist auch in dieser Darstellung eine Progression der Begeisterung, eine innere Wechselwirkung, sie hat eine organisirtere Form. Man kann sie die Darstellung vorzugsweise, die darstellende Dichtart nennen. Es ist die, welche man die dramatische nennt. Von der epischen unterscheidet sie sich dadurch, dass in ihr die Empfindung nicht bloss erregt, sondern auch dargestellt, mit der Empfindung ihr Gegenstand gegeben wird. Von der lyrischen dadurch, dass sie die Empfindung durch die Wirklichkeit motivirt; von der naiven dadurch, dass Empfindung und Gegenstand nicht ohne Unterscheidung verbunden, sondern dass sie nach vorgängiger Unterscheidung im Ausdruck, also gerade in ihrer Unabhängigkeit und ihrer Wechselbestimmung vereinigt werden.

§ 6.

Von der lyrischen Dichtart insbesondere.

Bei der lyrischen Darstellung hat die Begeisterung einen solchen Grad von Selbstständigkeit, dass der Ausdruck garnichts indirectes haben, und nur eine Imitation seyn soll. Die Begeisterung scheint in sich selbst gleichsam so organisirt, das Reine in ihr das Begränzende in ihr so sehr bestimmt zu haben, dass das übrige Leben sie nicht zu beschränken, sondern ausserhalb ihrer, ihr von sich selbst gegebenen Grenzen, zu liegen scheint. Es erscheint ihr in dem Verhältniss völliger Passivität, und als könne sie sich mit ihm vereinigen, nur, nachdem sie es völlig überwältiget habe. Die Idee eines Ganzen, des in sich beschlossenen Wechselverhältnisses des Ideals und des Gegenstands, das den Ausdruck gebildet hat, charakterisirt die lyrische Poesie damit, dass in ihr der Ausdruck gleich anfangs auf diese Art gebildet erscheint. Der Moment dieses Auffassens des gegebenen Ausdrucks ist daher bei dieser Composition bedeutend, hat Einfluss auf dieselbe, insofern man ihn als die Reaction des allgemeinen Bewusstseyns des Dichters auf das Bewusstseyn des Ausdrucks seiner Begeisterung anzusehen hat. Bloss in dieser Dichtart, wo ein Vorbild des Ausdrucks vorhanden ist, wo das Lyrische als ein in sich beschlossenes Ganze, als ein im Leben vollendetes Leben erscheint, und durch diese Vollendung das Gemüth des Dichters frei wird, lässt sich eine Freiheit des Gemüths von Ausdrücken

denken, dass es während der Darstellung sowohl als beim ersten Anschauen derselben, auf dieselbe, als auf ein vorhandenes, als auf ein von ihm unterschiedenes reagirt, welche freie Äusserung mit in die Darstellung aufgenommen wird. Sie ist das, was man Ton des Gedichts nennt.

§ 7.

Vom Unterschiede des Tons vom Charakter des Gedichts.

Deutlich trennen sich beim Lyrischen im Bewusstseyn des Dichters das Ideal, der Gegenstand, und der Ausdruck von seiner allgemeinen Stimmung, dem Ton. Noch mehr als bei den anderen Gedichten trennt sich das Ideal als ein reiner Moment von der Begeisterung überhaupt. Daher ist hauptsächlich hier das entstehende Gedicht ein anderes, als das vollendete, und muss man sich eine Progression in der Darstellung, und eine Entwicklung in der Reproduction der Begeisterung denken. Die Selbständigkeit des Enthusiasmus bringt das Bewusstseyn der Stimmung hervor, ihr gegenüber als ihren Gegenstand, wie das Ideal den Gegenstand bestimmt habe, und welcher Ausdruck dadurch gegeben sei. Da jenes subjective als frei angenommen wird, nimmt man das Objektive als nothwendig, als den Character des Gedichts oder des Ausdrucks. Wenn ich mir denke, dass der Enthusiasmus und der Ausdruck von einander durch das Bewusstseyn des Enthusiasmus getrennt sind, so kann ich mir den Ausdruck eines Theils denken, als hervorgebracht durch den Enthusiasmus, andern Theils als selbständig, als Resultat der momentanen Stimmung. Da diese Bestimmung des Ausdrucks von ihm nicht unterschieden werden kann, erscheint sie als das subjective, während jene Bestimmung, der Einfluss, den der Enthusiasmus auf das Leben überhaupt gehabt hat, erscheint als etwas objectives. Man wird daher die erstere, als aus dem Gemüth, die letztere, als aus dem Gegenstand hervorgegangen, betrachten, jene, als die willkührliche, diese als die nothwendige, aus ihm selbst entstandene Bestimmung des Ausdrucks.

Um den Ausdruck zu finden, muss man einen Theils darauf sehen, wie ihn der Enthusiasmus gleichsam für sich schon gebildet, wie er das Leben in sich selbst bestimmt hat, in welchem Verhältniss das Harmonische in der Begeisterung mit dem, was, dieselbe begränzend, darin liegt, steht: anderen Theils darauf, wie die Begeisterung das Bewusstseyn überhaupt bestimmt habe, wie sie erscheine, wenn man sie mit dem Leben überhaupt vergleicht; und da diese Betrachtung mit dem Zustande der Begeisterung zusammenhängt, als Folge in der Zeit, so sieht man sie als ihr Product an, als die Rührung des Gemüths, die sie hervorgebracht hat.

§ 8.

Von der Verschiedenheit des Tons.

Als Reaction des Gemüths auf den gegebenen Ausdruck wird der Ton sich als unabhängig vom lyrischen Enthusiasmus in seinem Wesen, wohl als sein Product, nicht aber als eine bestimmte Modification zeigen, also nicht auf einerlei Art.

Wenn ich betrachte, in welcher Stimmung mich die Begeisterung gelassen hat, jetzt, da ich sie ausdrücken will, und in welchem Verhältniss sie sich zum Leben überhaupt darstelle, da man an den völligen Zusammenhang des Lebens mit ihr glaubt, da man denkt, dass in ihm etwas seyn werde, welches sey, so wie sie sey, welches sie fixiren und conserviren, und ihre Identität und Harmonie repräsentiren werde, so kömmt sie mir entweder als selbstständig, und vom Leben getrennt vor (wo man alsdann zum Act des Ausdrückens das ganze höhere Lebensgefühl des Enthusiasmus behält) oder sie kömmt mir als nicht vom Leben unterschieden vor. Da ich mir aber dies nicht schlechthin denken kann, indem dies der Voraussetzung widersprechen würde, dass ein Enthusiasmus vorhanden gewesen, so kann ich mir nur denken, entweder, dass das Leben sich ihm assimilirt habe, und um deswillen nicht mehr von ihm unterschieden werden könne; (in welchem Fall man alsdann in ein Gefühl, das gleichsam das Medium hält zwischen dem Enthusiasmus und dem Lebensgefühl, und in eine gewisse Securität übergeht.) Oder ich denke mir, dass die Schuld an meinem momentanen Bewusstseyn liege, dass ich die Isolirung des Enthusiasmus nicht empfinde, und dass ich sie erkennen würde, wenn ich ihn mir wieder lebhaft vorgestellt haben würde; (in welchem letztern Fall man in eine Stimmung übergeht, welche sich dem Eindruck der Gegenwart nicht überlässt, sondern alles zu verallgemeinen, und sich des Ideals zu vergewissern sucht.)

Diese drei Stimmungen des Gemüths zur Äusserung der lyrischen Begeisterung könnte man wohl schicklich folgenderweise benennen, die erste den heroischen Ton, die zweite den naiven, die dritte den idealischen.

§ 9.

Von der Verschiedenheit des Characters.

Dem Ton, als dem momentanen Ausdruck des Enthusiasmus, steht der Character als der genetische, urspringliche, in ihm selbst liegende gegenüber. Es ist das, was den lyrischen Enthusiasmus characterisirt, indem nicht blos eine Darstellung, sondern eine Art der Darstellung durch ihn selbst producirt wird, die als ein Typus, als ein Vorbild der auszuführenden Darstellung

erscheint. Wie oben die Unterscheidung der Begeisterung sie in ein Zeitverhältnis, dass diese als im Bewusstseyn vergangen, oder gegenwärtig, oder zukünftig vorhanden sich zeigte, so bringt auch die Unterscheidung der Darstellung überhaupt von ihrem Vorbilde bei dem lyrischen Gedicht sie in ein Zeitverhältnis, dass dies Vorbild als vergangen, oder als gegenwärtig, oder als zukünftig vorhanden im Bewusstseyn sich zeigt.

Diese mannigfaltige Verknüpfung des Vorbilds des Ausdrucks mit dem Ausdruck überhaupt macht, dass man ihn vom Ton unterscheiden kann. Stünde ihm Character nicht als ein verschiedenes, sondern nur als ein einfaches entgegen, so würde man sie nicht zugleich von einander, und von dem Ausdruck überhaupt, von der wirklichen Darstellung, die die Ausführung des Vorbilds des Ausdrucks ist, unterscheiden können: Ebenso wenig vom Enthusiasmus selbst.

Wenn das Vorbild des Ausdrucks beim wirklichen Ausdrücken als gegenwärtig vorhanden erscheint, ist der wirkliche Ausdruck, der sich nach ihm richtet, der Ausdruck des gegenwärtigen; in den andern Fällen, wenn die Art der Bestimmung des Gegenstandes vom Ideal als schon vorausgegangen, oder als sollte sie noch folgen, der Ausdruck des Vergangenen, oder des Zukünftigen. Diese beiden Arten sind dem Begriff des Lyrischen nicht widersprechend, denn es wird allemahl angenommen, dass schon ein Ausdruck durch die Ueberlegenheit des Geistes über das Leben gegeben sey, nur mit dem Unterschiede, dass seine Art, wie der Geist das Leben bestimmt habe, die Genesis des Ausdrucks, beim Ausdrücken im Bewusstseyn als ein bekanntes vorhanden ist, oder nicht; und im letzten Falle, wo das Bewusstseyn die Genesis des Ausdrucks, die Art, wie des Ideals Überlegenheit entstanden, nicht weiss, das Vorbild des Ausdrucks nicht vorhanden ist, wird angenommen, entweder, dass es sie schon gewusst habe, oder dass es sie noch erfahren werde.

Der Ausdruck des Gegenwärtigen zeigt sich also. Das Bewusstseyn unterscheidet den wirklichen Ausdruck von dem auszudrückenden, dem Vorbilde des Ausdrucks nicht, und erscheint daher als reine Tendenz zum Ausdruck. Man suchte noch nichts, was ausser dem Verhältniss des Ewigen zum Vergänglichen in der Begeisterung läge, um es darzustellen. Die Tendenz zum Ausdruck will hier nichts als ausdrücken, den Geist mit dem Leben vergleichen, weil sie schon erlangt hat, was sie sucht, der Geist das Leben besiegt. Hier dauert die Stimmung der Begeisterung noch länger durch das Bewusstseyn derselben fort, als in den beiden andern Ausdrücken. Man ist sich da des Gegenstandes dessen, was den Übergang aus dem reinen Zustande der Begeisterung in das Leben überhaupt machen soll, weniger bewusst, weder

als eines ideellen, wie im Ausdruck des Zukünftigen, noch als eines reellen, wie im Ausdruck des Vergangenen. Der Ausdruck des Gegenwärtigen ist verkündigend.

Ausdruck des Zukünftigen. Hier erscheint die Begeisterung, als würde sie in ihrer Äusserung dermassen das Leben bestimmen, dass das, was mit ihr übereinstimmte, sie fixirte, und conservirte, ganz etwas anderes seyn würde, als das Leben, das im Moment des Bewusstseyns ihre Gränze macht. Die Tendenz zum Ausdruck vernichtet gleichsam das Bewusstseyn des Harmonischen in der Begeisterung; sie verwirft alles das, was bereits mit ihr im Leben übereinstimmt, von demjenigen, was im Leben mit ihr übereinstimmen würde, nachdem dieses durch sie bestimmt worden. Der Ausdruck des Zukünftigen ist erforschend, oder ersinnend.

Ausdruck des Vergangenen. Hier kömmt es einem vor, als müsse dasjenige im Leben, was der Ausdruck des Reinen im Enthusiasmus sein könne, anders, als das jetzige im Moment des Bewusstseyns gefühlte, Leben seyn, aber nicht durch ein Bestimmen das Leben durch den Geist hervorgebracht werden, sondern bereits vorhanden gewesen seyn. Es ist eine Sphäre des Lebens schon da, die mit jenem höheren Leben übereinstimmend zu seyn scheint. Die Tendenz zum Ausdruck geht hier auf eine Imitation jener Übereinstimmung des Reinen in der Begeisterung mit der ausser ihm liegenden Sphäre des Lebens. Es ist gleichsam nur eine Erinnerung da, dass der Geist über das Leben überlegen gewesen, und die Darstellung nur gleichsam die Erzählung einer im Hintergrund der Seele ruhenden Begebenheit, die Befriedigung einer geheimen historischen Stimmung. Der Ausdruck des Vergangenen ist nachbildend.

§ 10.

Vom Unterschiede des Characters des Vorbilds vom Character des Gegenstands.

Wenn wir genauer dasjenige betrachten, was wir Character des lyrischen Gedichts genannt haben, so müssen wir in ihm selbst noch einen Unterschied machen. Durch die freie Reaction des Gemüths auf den lyrischen Enthusiasmus wird der ursprünglich genetische Ausdruck desselben vom wirklichen Ausdruck getrennt, so dass es sich denken lässt, dass ein Ausdruck gewählt werde, der nicht in nothwendigem Zusammenhang mit der Begeisterung, und ihrem Verhältniss zum Leben stehe. Im ersten Moment des Ausdrückens eben kann diese Unterscheidung von Ton, und Character nicht zum Selbstbewusstseyn kommen, da werden sie als identisch angenommen, weil die Tendenz zum Ausdruck allein vorwaltete, und blos in ihrer Realisation, nicht aber bei ihrer Entstehung, sich mit sich selbst im Widerspruch zeigen kann.

Dieser Moment des Auffassens des Ausdrucks, die erste Realisation der Darstellung hat daher einen hohen Grad von Selbstständigkeit, und vielen Einfluss auf die weitere Ausführung der Darstellung. Die Art, wie darin das Verhältniss des Geistes zum Leben im Enthusiasmus gegeben erscheint, bleibt das Vorbild der Darstellung: sein Character der Character der Tendenz des Ausdrucks.

Die weitere Entwicklung der Darstellung lässt sich nun sowohl von ihm, als auch vom Ton unterscheiden. Letzteres auf die gleiche Art, wie Character überhaupt von ihm unterschieden wurde, nämlich als das aus innerer Nothwendigkeit Entstandene, im Gegensatz gegen das aus freier Gemüths-Reaction hervorgegangene im Ausdruck.

Von ersterem, nämlich dem Vorbilde der Darstellung, kann sich dieser Character der wirklichen Ausführung verschieden oder auch nicht verschieden zeigen. Es lässt sich denken, dass in der Darstellung das eigentlich genetische derselben mit der ersten Realisation der Darstellung verwechselt, und diese als Vorbild der Darstellung genommen werde, statt dass eigentlich nur jenes es seyn sollte. Diese Verwechslung stellt sich nicht als ein Missgriff, oder als ein Irrthum dar, sondern als eine Folge des Übergewichts der freien Reaction, die wir Ton genannt haben. Diese von dem Character des Enthusiasmus unabhängige Reaction kann so stark seyn, dass sie, da sie im ersten Moment von dem Character nicht unterschieden wird, ihn modificirt, dass er anders erscheint, als er sich bei seiner wirklichen Ausführung zeigt. Da aber durch diese die Art, wie das Ideal den Gegenstand bestimmt, sich darlegt, so wird auch durch dieselbe allemal die Richtung des Ausdrucks, wenn sie anfänglich nicht angemessen gewählt worden, wieder zu ihrer wahren Eigenthümlichkeit zurückgebracht werden.

Da jene, die Richtung des Tons, als die Eine, und subjective, als ihren Grund im Gemüth haben, angenommen wird, so wird die Veränderung derselben, wenn sie geschieht, als ihren Grund im Gegenstand habend, gesetzt werden. Wie sich der Character der wirklichen Ausführung der Darstellung verschieden zeigt, vom Character der ersten Tendenz derselben, wird er als Character des Gegenstands genommen.

Im Moment des Auffassens des lyrischen Ausdrucks, der gleichsam der Moment einer zweiten Begeisterung ist, scheinen Ideal, Gegenstand und Ausdruck mit dem Ton in eins und identisch vereinigt. In der Ausführung der Darstellung aber werden sie unterschieden, um in einer höheren Potenz vermittels ihrer Unabhängigkeit selbst, wieder vereinigt zu werden. In der Darstellung werden Ideal und Gegenstand gleichsam von einander frei, weil sie in einer Genesis des Ausdrucks besteht, in einem Zurückführen des Moments des Ausdrucks auf den Moment des Ideals. Man führt den Moment, wo das Ideal und der

Gegenstand in einem dritten vereinigt erscheinen, auf den zurück, wo das Ideal dem Gegenstand rein gegenüber stand. Man zeigt, wie jene aus diesem entstanden ist. Man macht die Art der Bestimmung des Lebens durch die Begeisterung in jenem Moment, der in diesem Moment angemessen. Wenn sie übereinstimmend sind, wird ihre Übereinstimmung besagt, wenn sie verschieden sind, werden sie übereinstimmend gemacht. Dies ist das Wesen der lyrischen Darstellung.

Je mehr sie sich nun in ihrer Entwicklung dem ursprünglichen Moment des Ideals nähert, je mehr wird mit dem Ideal auch der Gegenstand frei, je mehr wird mit der Eigenthümlichkeit des Ideals auch die des Gegenstands sichtbar. Durch die Darstellung selbst lernt man erst den Gegenstand kennen, und so kann sich auch das Verhältniss des Ausdrucks zum Gegenstand in Gemässheit jener veränderten Erscheinung des Gegenstands verändern.

Durch die Darstellung selbst kommen finaliter Ideal, Gegenstand und Ausdruck in Übereinstimmung, und der innere und nothwendige Character der Darstellung mit dem anfänglichen, der mit dem ersten Ton der ersten Reaction des Gemüths auf die Begeisterung in Tendenz zum Ausdruck verschmolzen, als Vorbild der Darstellung sich zeigte. Finaliter wird der Art, wie das Ideal den Gegenstand wirklich bestimmt hat, die Art angemessen gemacht, wie der Ausdruck diese Bestimmung darlegt, wie er ihn bestimmen will. Anfangs aber kann es anders seyn, die Tendenz zum Ausdruck kann ihn anders bestimmen wollen, als er bestimmt ist: und da zeigt sich der Gegenstand dem Character des Ausdrucks nicht angemessen, oder vielmehr dem Character des anfänglichen Ausdrucks, der Tendenz des Ausdrucks.

Glaubt man, man würde erst den Ausdruck finden, so ist dieser Tendenz der Gegenstand der angemessenste, der gar keine Wirklichkeit hat, wo man dasjenige, was das Ewige im Enthusiasmus begränzt, gar nicht fühlt unmittelbar, sondern nur in und vermittels des Begränzten das Begränzende wahrnimmt. Glaubt man den Ausdruck einmal gehabt zu haben, so ist dieser gleichsam conservirenden Tendenz die Wirklichkeit des Gegenstands am allerangemessensten. Man fühlt sich da durchaus bestimmt, und erkennt daher das mit dem Bewusstseyn des Übergewichts des Geistes übereinstimmende und es beschreibende Gefühl der Unabhängigkeit anders nicht, als ganz deutlich, man muss es als ein Object, als ein Vergangenes setzen. Glaubt man an den Ausdruck als daseiend, oder unterscheidet man ihn vielmehr gar nicht, so ist dieser Tendenz des Ausdrucks am angemessensten, dass der Gegenstand uns als ein von uns selbst hervorgebrachter erscheine: denn hierin ist beides Wirklichkeit und Nichtigkeit des Gegenstandes, und bei jener Tendenz kann man den Gegenstand an sich, nämlich als unabhängig vom Geist nicht setzen.

Es ist also mit verschiedenen Worten dasselbe, wenn man sagt: Der Gegenstand ist der Tendenz des Ausdrucks angemessen oder behauptet sich unabhängig von ihr: oder wenn man sagt: die Tendenz des Ausdrucks verändert sich während des wirklichen Ausdrückens, oder nicht. Die verschiedenen Tendenzen nun, je nachdem sie rein und bleibend, oder veränderlich sind, bilden den Character der Darstellung selbst, der die verschiedenen lyrischen Dichtarten bezeichnet.

§ 11.

Von den verschiedenen Charakteren der Darstellung.

Einem Übergewicht des Tons beim Auffassen des Ausdrucks haben wir es zugeschrieben, wenn die anfängliche Tendenz des Ausdrucks dem eigentlichen Character derselben, dem Character des Gegenstands nicht angemessen war. Der erste Ton kann also divergirend vom Gegenstand seyn, oder convergirend. Wir wollen nun die verschiedenen Töne mit den oben angegebenen verschiedenen Gegenständen vergleichen, um zu finden, welche divergiren und welche convergiren.

Übereinstimmend mit dem heroischen Ton, dem die Begeisterung als selbstständig, und vom Leben getrennt vorkömmt, ist der Charakter der Production des Gegenstands, denn hier wird die höchste Überlegenheit des Geistes über das Leben gesetzt, indem man den Gegenstand als durch ihn hervorgebracht annimmt, als identisch mit dem Enthusiasmus. Hier bleibt der Ausdruck des Gegenwärtigen rein verkündigend. Der Päan der Alten ist in diesem Character, und man kann daher diese Dichtart, die das reinste Product der lyrischen Phantasie ist, nach dem Siegslied Apollons nennen.

Dagegen divergirt der naive Ton von dem producirten oder identischen Gegenstand: denn in jenem nimmt man an, das Leben habe sich dem Enthusiasmus assimilirt, und in diesem, als habe der Enthusiasmus die höchste Überlegenheit über das Leben. Jenen nimmt die Vereinigung zwischen Enthusiasmus und Leben als vergangen an, in diesem bestimmt aber der Geist das Leben noch zu dieser Vereinigung. Wenn also bei diesem Gegenstand anfangs das Gemüth naiv auf die Begeisterung reagirte, und also der Ausdruck des Vergangenen der nachbildende Ausdruck war, so verändert er sich zum verkündigenden. Durch eine Imitation eines Ausdrucks, durch eine Erinnerung des Übergewichts des Enthusiasmus über das Leben wollte man den Enthusiasmus darstellen, und während der Darstellung überwältiget der Geist das Leben von neuem. Weil sich in dieser Dichtart der Gegenstand anfangs als wirklich zeigt, dann aber als producirt, und identisch mit der Begeisterung, war sie religiöser Feier gewidmet. Man hat sie Hymne genannt.

Eben so divergirt der idealische Ton vom producirten Gegenstande: denn jener nimmt an, als werde das Leben in einer andern als der gegenwärtigen Stimmung mit dem Geist übereinstimmend gefunden werden; in diesem wird vorausgesetzt, dass diese Übereinstimmung durch die gänzliche Abhängigkeit des Gegenstandes vom Ideal vorhanden sey. Brachte bei der Production des Gegenstandes der anfängliche idealische Ton also den Ausdruck des Zukünftigen, den ersinnenden Ausdruck hervor, so wird dieser nachher in den verkündigenden übergehen müssen. Der Enthusiasmus, der sich nur dadurch beruhigen wollte, dass er die Schwierigkeiten der Harmonie des Geistes mit dem Leben sucht, und sie so lange als möglich verzögert, findet in der Entwickelung selbst ein neues Recht, sie zu hoffen, und überlässt sich einem Siegs-Gefühl. Diese Dichtart, wo gleichsam das Abstracte der Phantasie lebendig wird, ist die Dithyrambe.

Übereinstimmend mit dem naiven Tone ist die Wirklichkeit des Gegenstandes. Der Securität jenes Gefühls ist die gleichsam vollendete Erkenntniss dessen, was die Überlegenheit des Ideals besitzt, die reine Erinnerung, am angemessensten. Der Ausdruck des Vergangenen, der nachbildende Ausdruck, bleibt hier rein derselbe. Ein verwandtes, organisirtes, gleichsam poetisches Leben setzt diese Dichtart zum Gegenstande voraus, damit sie noch lyrisch seyn kann. Es lässt sich kein anderes als ein erotisches Gedicht mit diesem lyrischen Character denken.

Der heroische Ton divergirt von der Wirklichkeit des Gegenstandes. Jener nimmt ein Übergewicht des Geistes ohne Limitation an, dieser setzt eine gewisse Unabhängigkeit des Gegenstandes vom Geiste, oder vom Enthusiasmus voraus. Ist also der Gegenstand der lyrischen Begeisterung wirklich, schuf aber dennoch die heroische Stimmung des Gemüths des Dichters anfangs den Ausdruck des Gegenwärtigen als Vorbild der Darstellung, war dennoch anfangs der Ausdruck verkündigend, so wird er im Ausdrücken selbst nachbildend werden. Die Darstellung der Begeisterung, die durch eine Feyer der Überlegenheit des innersten Lebens über das Zufällige und weniger Organisirte in der Begeisterung geschehen sollte, löst sich in einen Glauben an eine Übereinstimmung des Geistes mit dem Leben auf. Aus dem höchsten Feuer geht die friedlichste Innigkeit hervor. In diesem Character sind die Oden gedichtet, die uns von Pindar geblieben sind. Man kann diese Dichtart auch die historische Ode nennen.

Ebenso divergiren idealischer Ton, und Wirklichkeit des Gegenstandes. Jener nimmt die Vereinigung der Begeisterung mit dem Leben als noch nicht gegeben an; dieser setzt voraus, dass sie in einer ausserhalb ihr liegenden Sphäre vorhanden sey. Ist also anfangs demnach der Ausdruck ersinnend, so wird

er in dieser Dichtart durch die Darstellung selbst noch bildend. Die dichterische Stimmung, die um keinen Preis durch die Darstellung der Begeisterung die Integrität derselben verletzen möchte, die sich immer die Unendlichkeit der Aufgabe, sie mit dem Leben zu vereinigen, vergegenwärtigt, wird durch diese Äusserung selbst zu einem Glauben an eine Gemeinschaftlichkeit des Ideals, und des Lebens gebracht, und findet in ihrer Verschiedenheit, statt feindselige, nur freundliche Kräfte. Weil hier der Gegenstand von Nichtigkeit zur Wirklichkeit gebracht, gleichsam aus sich selbst construirt wurde, kann man den Ausdruck, philosophische Ode, den man dieser Dichtart gegeben hat, gelten lassen. Man könnte sie auch Ode schlechthin nennen, denn die meisten Oden der Modernen haben diesen Character der Darstellung.

Idealischer Ton, und Nichtigkeit des Gegenstandes convergiren zur Darstellung. Dass man nun im Begränzten das Begränzende wahrnimmt, stimmt überein mit dem, dass man glaubt, die Begeisterung würde sich noch erst vom Leben trennen. Das Zweifelhafte dieser Stimmung wird durch die Unbestimmtheit des Gegenstandes begründet, und die Darstellung characterisirt sich hier, als rein erforschend, oder erquickend, als Ausdruck des Zukünftigen. Die Darstellung, die kein Vorbild findet, fängt beim ersten Funken der Begeisterung, beim Reinsten, Unabhängigsten derselben an, um dasselbe auf ein noch Reineres durch den Gegensatz seiner Entstehung zurückzuführen. Nachdem man sich das Reinste gedacht hat, um in ihm die Begeisterung darzustellen, bestrebt man zu empfinden, wie es im Geist entstehen konnte. Diese Dichtart hat keinen Namen. Die Griechen, von deren Individualität das Tiefe und Abstracte der Phantasie, die diese Dichtart voraussetzt, zu entfernt lag, scheinen sie nicht gekannt zu haben. Um ihr einen Namen zu geben, könnte man sie nach einer ähnlichen Gattung der Gedichte, den Troubadours, Discorde nennen, weil gleichsam durch poetische Dissonanzen die Begeisterung sich in ihm darstellt.

Der heroische Ton divergirt vom Gegenstande, der nichtig ist, denn das Ideal wird in jenem, als vom Leben getrennt, angenommen; dieser setzt voraus, dass das Leben gar nicht wahrgenommen werden könne. Der Ausdruck, der daher anfangs verkündigend war, wird ersinnend werden. Der Enthusiasmus, der sich beruhigen wollte, indem er sein vollbrachtes Übergewicht über das Leben verkündet, beginnt während der Darstellung selbst gleichsam an diesem Siege zu zweifeln, und sucht ihn erst zu erlangen. Um auch für diese Dichtart einen Namen zu finden, könnte man sie zum Gegensatze der vorigen Accorde nennen, weil ihre Darstellung eine Progression aus Verbindung zur Trennung, aus Stärke zur Tiefe ist.

Ebenfalls divergiren der naive Ton, und die Idealität des Gegenstandes. Denn jener setzt eine Vereinigung des Geistes mit dem Leben, als schon gemacht voraus; dieser, dass sich der Geist von dem Leben noch nicht geschieden habe. Hier wird der anfänglich nachbildende Ausdruck ersinnend, und der Gegenstand, der wirklich zu seyn schien, zeigt sich als nichtig. Man glaubt Geist, und Leben seyen in einem ausserhalb ihnen liegenden vereinigt, und man findet, dass diese Vereinigung erst producirt werden müsse. Die Elegie entspricht diesem lyrischen Character.

§ 12.

Vom Styl der lyrischen Darstellung.

Nichts bloss anfänglich beim Auffassen des lyrischen Ausdrucks, beim Moment des zweiten Enthusiasmus, wie wir ihn genannt haben, ist eine Reaction des Gemüths auf die Begeisterung. Man kann sie sich beim lyrischen, so wie auch beim dramatischen, nur bei diesem auf eine andere Art während der ganzen Darstellung, bei jeder Station derselben denken, und als solchen haben wir den Ton von dem Urbild des Ausdrucks unterschieden. Es kann auch während der Darstellung der Ton sich öfter verändern, und mit dem Character derselben convergiren, oder divergiren, sowie der Character des Vorbilds mit dem des Gegenstands convergirte, oder divergirte. Hier war der Einfluss des Tons so stark, dass der Character der Darstellung selbst sich darnach bildete, und wenn auch zuletzt der genetische Character des Gedichts das Übergewicht behielt, so bestimmte er doch die anfängliche Darstellung. So stark kann zwar im Verlauf der Darstellung selbst der Einfluss des Tons auf dieselbe nicht mehr wirken, dass er den Character derselben annoch bestimmte, da er von ihm unterschieden wird, statt dass er anfangs mit ihm identificirt wurde, und da er sich in Wechselwirkung mit ihm befindet. Er erscheint als das allgemeine, den Dichter durch die ganze Darstellung begleitende Bewusstseyn, der Character als der Gegenstand derselben. Entweder ist der Ton mit dem Character der Darstellung convergirend, oder nicht. Der erste Fall ist, wenn beim erotischen Character der naive Ton, bei der Discorde der idealische, bei dem Päan der heroische Ton ist. Ebenso bei den sich verändernden, z. B. wenn bei der Elegie anfangs der naive, dann der idealische; bei der Dithyrambe anfangs der idealische, dann der heroische Ton ist, u.s.w. Im andern Fall aber, wenn der Ton divergirt vom Character, lässt es sich denken, dass in der Darstellung der Ton mehr, oder weniger dem Character derselben subordinirt wird, der Ton wenig oder viel Einfluss auf die Darstellung hat. Diese Vereinigung des Tons mit dem Character nennt man Styl: den ersteren den strengen, den letzten den freien Styl. Da

wo Ton, und Character convergirend sind, ist eigentlich kein Styl vorhanden, wenn man sich unter demselben das Aufheben ihrer Verschiedenheit, ihre Vereinigung denkt.

So wie der Ton, erscheint der Styl, als ein freier vom Enthusiasmus unabhängiger Act des Gemüths des Dichters. So gewiss aber die Darstellung ein Product der Begeisterung seyn soll, so gewiss muss dieselbe in einem innigen Zusammenhange, und nach einer vollkommenen Nothwendigkeit gegeben seyn, wenn auch gleich diese Nothwendigkeit nicht als innerhalb den Grenzen der Begeisterung selbst gefunden werden könne. Sie wird als zugleich mit ihr gegeben angenommen, und es ist das, was man den poetischen Affect nennt. In ihm sind die Gründe vereinigt, warum der, und jener Ton, der, oder jener Styl statt haben muss. Die stärkste Rührung, die so stark ist, als erfordert wird, um sie ausdrücken zu können, veranlasst den heroischen Ton, und im Styl den innigen, der eigentlich kein Styl ist; ein geringerer Grad von Rührung, den naiven Ton, und den freien Styl, wo das Leben, und der Moment dominiren. Ein Übermass von Rührung, wo man gleichsam vor Rührung sich nicht ausdrücken kann, den idealischen Ton, und den strengen Styl.

Nur als die Möglichkeit der Entstehung der poetischen Begeisterung zeigt sich uns der poetische Affect. Er lässt sich nicht beschreiben, noch die Art, wie er wirkt, erklären; denn hier tritt die Unendlichkeit der Individualität ein, und die schöpferische Kraft des Genies. Nur die nothwendigen Formen der Begeisterung in ihrer Äusserung haben wir darstellen wollen, wo freilich die Vielbestimmtheit der Erklärung mit der Einfachheit, und der Concinnität des Gegenstandes contrastirt. Derjenige aber, der diss als einen Grund ansehen könnte, um die Erklärung zu verwerfen, könnte mit eben so viel Fug die chemische Erklärung einer Detonation, oder die physiologische Beschreibung einer Pflanze verwerfen; jene, weil sie nicht eben so kurz, und so schnell, als ihr Gegenstand; diese, weil ihr Gegenstand einfach, und lebendig sey.

Über den Unterschied der Dichtungsarten. Stuttg. Foliobuch p. 50a.

Text S. 268 Z. 23 unter *Innigkeit* wohl als var. gedacht *Idealität* unter *Leben* möglicherweise var. *Innigkeit* S. 269 Z. 7 nach *aorgischere* gestr. *gehaltrei — — energischere — —* Z. 10 *Bildlichkeit* corr. für *Gegenwart* Z. 27 zuerst *zum Kunstkarakter der Naivität* Z. 30 zuerst *und darauf am meisten beruht . . .* S. 270 Z. 5 In *Kunstkarakter* ist *Kunst* — wohl ohne Absicht — durchstr. Z. 29 zuerst *ihr gleiches Recht ihr gleiches Maas* S. 271 Z. 1 *Vollständigkeit* corr. für *Innhalt* Z. 4 zuerst *dieses am Bewusstseyn, denn es ist nothwendiges Gesez — —* Z. 19 *individuelle* corr. für *erfüllte* Z. 20 zuerst *Vollendung und Einigkeit aufzulösen* corr. für *aufzugeben*

S. 272 Z. 3 Die hs. schreibt *in welchem sich aus herausgehet* Z. 4 *Die Trennung* var. für *das Leiden* Z. 8 zuerst *Die Haupttheile und Punkte sind* Z. 30 zuerst *ein neues Ganzes* die Hs. schreibt im Folgenden *Motiv einer ideal (Selbst* gestr.*) Bestimmund* (sic!) (Schreibfehler für *Bestimmung* oder corr. von *Bestimmu — —* in *bestimmend?*) S. 273 Z. 13 der am Ende des Satzes gestr. Passus *so, fängt es füglich vom idealischen Grundton an* wird am besten hier eingefügt. Z. 21 f. die hs. schreibt beidemale versehentlich *sie* statt *er*, in Z. 21 ist die corr. in *er* durchgeführt, der ganze Abschnitt Z. 18—22 ist anscheinend erst später eingeschaltet Z. 23 *idealisch* var. für *lyrisch* S. 274 Z. 7 zuerst *Phant. Empf. Leidensch. Phant. Empf. — —* Z. 35 nach *Bilde* gestr. *meist ein lyrischer Anfang.*

Kürzere Fragmente über die Dichtungsarten. (1. Der tragische Dichter thut wohl . . Stuttg. Foliobuch p. 53 a. 2. Der Ausdruk das Gewöhnliche . . Stuttg. Foliobuch p. 46 b 3. Die Bedeutung der Tragödien . . Homb. Foliobuch IV 1 4. Löst sich nicht . . Stuttg. fasc. I 39) Text Zu No. 2 *Gewöhnliche* var. für *sinnliche individuelle* (zuerst) *Karakteristische* Zu No 1 zuerst *die (eigentliche* gestr.*) Bedeutung aller Tragödien erklärt sich aus den Paradoxen, dass alles Ursprüngliche, weil alles Gut gerecht und gleich getheilt ist, nicht wirklich, sondern eigentlich nur in seiner Schwäche erscheint . . .* Z. 7 zuerst *Nun erscheint zwar in Tragödien das Ursprüngliche gerade heraus . . .* Zu No. 4. S. 276 Z. 14 *das lyrische* corr. für *das idealische* Z. 19 zuerst *idealisch-naives* Z. 20 zuerst *naivheroisches* dann *naiv* ausgestr. und mit *idealisch* überschrieben; schliesslich *naiv* durch Punkte wiederhergestellt. Wenn auch *idealisch* nicht durchstr. ist, so halte ich es doch für verfehlt, wenn Zinkernagel eine Wortverkoppelung *naividealischheroisch* unternimmt. Z. 21 zuerst *heroischnaives* dann *naives* überschrieben durch *idealisch.*

Es finde hier eine weitere Tabelle, den gesetzmässigen Wechsel der Töne in den Dichtungsarten betreffend, Aufnahme, die — obwohl an ganz anderer Stelle (Stuttg. Foliobuch p. 58 b) überliefert und einem andern Denkzusammenhang entsprungen — durch ihre Analogie mit der obigen Tafel (und zwar bis ins kleinste Element hinein) überrascht. Lange hat in seiner Pathographie diese Tafel in einem Faksimile-Druck als „Katatonische Spielerei mit Stereotypien" wiedergegeben, und seitdem ist sie wiederholt in Hölderlin-Büchern als erschütterndes Zeugnis seiner Geisteszerstörung aufgetaucht. (Lange schreibt darüber u. a.: „Typisch an diesem Blatte ist das Zwecklose und Spielerische. Einiges davon mag in ‚gedankenloser' Träumerei niedergeschrieben sein; dann ist ein zwangsmässiges Variieren gefolgt (ähnlich wie bei echten Zwangsvorstellungen), um ‚ja alle Möglichkeiten recht vollständig

beisammen zu haben'. Dazu tritt dann noch das stereotypische Verweilen bei demselben Willensantrieb." Dies genüge als Probe aus diesem vielseitig orientierten, im Kerne heillosen Buche des Pathographen.)

L[yrisch]
naiv idealisch
heroisch naiv
(idealisch heroisch)
(heroisch idealisch)
idealisch naiv
naiv heroisch
heroisch idealisch)
naiv)
heroisch
idealisch
naiv)
heroisch)

T[ragisch]
idealisch heroisch
naiv idealisch
(heroisch naiv)
(naiv heroisch)
heroisch idealisch
idealisch naiv
naiv heroisch

Aj[ax]
oder umgekehrt
heroisch idealisch
idealisch naiv
(naiv heroisch)
(heroisch naiv)
idealisch heroisch
naiv idealisch
heroisch naiv

Ant[igone]

N[aiv]
heroisch naiv
idealisch heroisch
(naiv idealisch)
(idealisch naiv)
naiv heroisch
heroisch idealisch
idealisch naiv

b. id. n.
n. id. b.
b. n. id.
id. b. n.

id. na. her. id.
naiv. her. id. na.
her. id. n. b.
(id. n. b. id.
na. b. id. n.
her. id. n. her.
id. n. b. id.

(naiv her. id.
(her. id. na.
(id. n. her.
n. b. id.
(her. id. n.
(id. n. b.
(n. b. id.

n. b. id. n. b. id. n.
b. id. n. b. id. n. b.

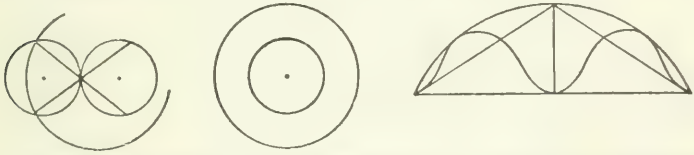
id. n. b. id. n. b. id.
n. b. id. n. b. id. n.
b. id. n. b. id. n. b.
i. n. b. id. n. b. id.
n. b. id. n. b. id. n.

her. id. n. + *b. id. n. b.*
id. n. b. + *id. n. b. id.*
n. b. id. + *n. b. id. n.*
(b. id. n. + *b. id. n. b.*
id. n. b. + *id. n. b. id.*
n. b. id. *na. b. id. n.*
b. id. n. *b. id. n. b.*

1	2	3	4	5	6	7
binb	*inbi*	*nbin*	*binb*	*inbi*	*nbin*	*binb*
binbinb	*inbinbi*	*nbinbin*	*binbinb*	*inbinbi*	*nbinbin*	*binbinb*

Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes Stuttg. Foliobuch p. 46a erster Druck W. Böhm. Auf den nahen Zusammenhang dieser Studie mit Sinclairs Abhandlung über dichterische Komposition wurde schon hingewiesen. Vielleicht würde es nicht ganz unfruchtbar sein, einmal unter Einschränkung auf das, was Hölderlin im besonderen über Darstellung und Sprache sagt, nach Parallelen in Sinclairs späterer Philosophie zu suchen. Es wäre so vielleicht möglich, Hölderlins sehr fragmentarischen Äusserungen mehr Raum und Atem zu geben. Abgesehen von dem dreibändigen Werk: „Wahrheit und Gewissheit" 1809 kämen hier noch zahlreiche handschriftliche Konzepte Sinclairs über Sprache („Skizze über Sprache", „Theses und Gedanken über Sprache", „Abhandlung über Sprache" — vergl. hierzu Käthe Hengsberger: „Isaak von Sinclair", Germanische Studien, Berlin 1920) in Betracht. Sinclairs Sprachphilosophie hat zweifellos den entscheidenden Impuls von Hölderlin empfangen.

Text S. 277 Z. 27 nach *fortzieht* gestr. und durch Punkte wiederhergestellt *im Begriffe* Z. 29 nach *Verwandtschaft* gestr. *jenes ewige Zugleichseyn* S. 278 Z. 4 *geistigen* corr. für *sinnlichen* Z. 11 hier stehen am Fusse der Seite diese geometrischen Figuren



Z. 17 *Form des Stoffes* corr. für *sinnliche Form* Z. 18 zuerst *und gleichsam die Stelle vertrete und den Verlust der ursprünglichen* — — Z. 23 nach *Wechsel* gestr. *Die gradweise Ver* — Z. 28 *sind* corr. für *werden* zuerst *befriediget werden, wenn auf gegenseits der Widerstreit der im Stoffe zwischen seiner materiellen* — — Anm. S. 279 Z. 28 hs. schreibt *gewächt;* darum Text bei Zinkernagel fälschlich *gewekt* Z. 34 zuerst *ein durch Ruhepunkte unterbrochenes Fortstreben* S. 279 Z. 12 vor *eingesehen* gestr. *umgekehrter weise* S. 280 Z. 6 zuerst *fortstrebender Idee* Z. 14 *sind* corr. für *werden* Z. 19 gestr. Ansatz *Ist in dem Stoff* — —

Z. 29 zuerst *eine Reihe von Empfindungen, Affecten* Anm. zuerst *Empfindung Bedeutung Ausdruk bildlich Behandlung eine (?) idealisch energisch* S. 281 Z. 18 nach *Verfahrungsweise* gestr. *des poetischen Gei* — — Z. 20 *bezeichnen*

corr. für *beissen* Z. 23 hs. schreibt eigentlich *jenes Verfahrungsweise* Z. 24 *liege* corr. für *liegt* S. 282 Z. 8 *Insofern* corr. für *so wie er* Z. 20 *zweiter* corr. für *dritter* Z. 25 *dieser* corr. für *der Stoff* S. 283 Z. 16 *Individualitäten* corr. für *Ruhepunkte* Z. 21 zuerst *trennt und ausdehnt* Z. 22 nach *verallgemeinert* gestr. Ansatz *dass sie fortschreiten nach dem Geseze der Unmöglichkeit indem sie — —* S. 284 Z. 4 vor *nicht* gestr. *auch* S. 285 Z. 25 zuerst *nemlich wodurch er seinem Geschäffte zwar nicht . . .* Z. 29 hs. zuerst versehntlich *ihrem Gehalte nach* S. 286 Z. 2 *einig* corr. für *gleich* Z. 5 zuerst *schwebender oder verweilender oder schneller* darüber var. *gehaltener oder nachgelassner oder gespannter* darüber als var. unser Text Z. 28 *Materialem, Formalem und Reinem* var. für *Individuellem, Allgemeinem und Reinem* S. 287 Z. 3 *besondere Form* var. für *besonders Organ* S. 289 Z. 21 hs. corr. irrtümlich *sie* in *er* Z. 27 *Gegensaz* corr. für *Wechsel* Z. 30 *simultane Innigkeit und Unterscheidung* corr. für *unterbrochene Harmonie* S. 290 Z. 7 vor *begnügen* gestr. *stille* Z. 25 *sich gebe* corr. für *halte* S. 291 Z. 3 *damit* corr. für *wodurch sich* Z. 28 hs. schreibt *passiv ist* (ursprünglicher Ansatz *un — —*) Möglicherweise ist hier ein Satzteil vergessen, sodass im Text zu schreiben wäre: *wirksam ist, passiv ist — — — aber . . .* S. 293 Z. 14 zuerst *noch Erkenntniss aufgefasst vom Erkennenden* Z. 21 vor *als* gestr. *noch* Anm. S. 294 Z. 15 *als entgegensezende Einheit* corr. für *als Entgegensezendes* Z. 16 *vereinende Einheit* var. für *Vereinendes* Z. 23 über *real* eingeklammert *dogmatisch* S. 293 Z. 25 zuerst *Also nur, wenn es nicht blos — —* S. 294 Z. 9 *betrachtet* corr. für *betrachten kann* nach der hs. muss es als unsicher gelten, ob die Anm. an das Wort *Mensch* anzufügen ist oder an einen andern Begriff S. 296 Z. 15 vor *Menschen* gestr. *Welt* S. 300 Z. 2 *Sphäre* var. für *Natur* Z. 29 zuerst *in reiner (ureigen einziger) freier* S. 301 Z. 3 *rubig* var. für *gleich.* Z. 11 vor *Reflexion* gestr. *Personalität* Z. 26 nach *unentschieden* gestr. *und schwankend* S. 302 Z. 9 *Eigenschaft* corr. für *Gestalt* Z. 12 zuerst *Im Gegentheil ist sie der Ursprung aller der Kräfte . .* Z. 18 *Organe* corr. für *Theile* S. 303 Z. 22 *nachdem* corr. für *wenn* S. 304 Z. 12 *lebendigen* corr. für *unendlichen* Z. 20 zuerst *mit jedem Zauberschlage* S. 308 Z. 9 zuerst *als empfangendem und bestimmtem* Z. 24 über *ihrer unendlichen* gestr. *Begränzung* Z. 26 nach *Haltung* gestr. *durch und [durch] schönen Begränz — —* S. 309 Z. 3 *Hellen* var. für *Lauten.*

Das Werden im Vergehen. Stuttg. Foliobuch (p. 74a–84a).

Text S. 309 Z. 20 nach *das Alles in Allem* übergeschriebener Ansatz *welches immer ist und aus dessen — —* Z. 21 zuerst *Stellt sich nur in aller Zeit und Welt dar.* S. 311 Z. 11 zuerst *wirklich erscheint* Z. 14 *Das neue Leben* corr. für *Das Neue* Z. 15 *ideal alt* var. für *möglich* S. 312 Z. 29 zuerst *individuell alten.*

Grund zum Empedokles. Stuttg. fasc. I 11 (bis zur Lücke) und fasc. III 7b (Folioconvolut W. Z. HOETIE MIHI CRAS TIBI) erster Druck Schwab 1846 (erster Teil bis zur Lücke W. Böhm).

Mit dem Text vorschreitend seien hier einige Erläuterungen gegeben: S. 317 f. Der Allgemeine Grund knüpft inhaltlich an die vorige Studie an. Der Begriff Innigkeit ist eine originale Prägung Hölderlins von grosser Tragfähigkeit und Bestimmtheit. Die reine (unreflektierte) Innigkeit wird von der reflektierten unterschieden (zum Prozess der Reflexion und Realisierung der Idee vergl. vor allem Hegels Jugendschriften, Nohl 1907). S. 321 Der Grund zum Empedokles behandelt — für Hölderlin höchst charakteristisch — das Problem zuerst ganz abstrakt und in allgemeinster Weise, erst in der zweiten Hälfte konkret. Natur und Kunst: dazu vergl. vor allem Schillers Horen-Aufsätze: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" und „Über naive und sentimentalische Dichtung". Die Antithese fällt im folgenden wesentlich zusammen mit den Entgegensetzungen real — ideal, naiv — sentimentalisch, antik — modern. S. 322 Aorgisch = anorgisch (vergl. dazu Schellings Naturphilosophie, besonders Werke 1. Abt. B. III S. 91); doch hüte man sich nach modernem Wortgebrauche, organisch als gleichbedeutend mit lebendig zu nehmen. Der Begriff des Lebens ist bei Hölderlin viel weiter als in der modernen Naturwissenschaft. Leben umfasst für ihn in gleicher Weise das organische und anorganische Reich (in modernem Sinne). S. 325 Sein Gemüth, das Objektive . . das Gemüth wird das Objektive genannt, insofern es innerhalb des Seelischen als der tragende, bewusstlosere Grund angesprochen werden muss den helleren Seelenlagen gegenüber. S. 327 Zum Begriff des Individuellen vergl. vor allem Schelling, Werke 1. Abt. Bd. III S. 43 ff. („Die individuellen Produkte also, bei welchen ihre Thätigkeit still steht, könnten nur als misslungene Versuche, eine solche Proportion zu erreichen, angesehen werden"). S. 330 ff. Des Empedokles Zauber ist es, dass in ihm der Gegensatz von Subjekt und Objekt verschwindet. Der Einsturz dieser Schranken ist nach Kant nur in der intellektuellen Anschauung möglich, welche Anschauungsform von ihm aber bloss Gott zugestanden wird. Die gesamte nachkantische Philosophie greift aber nach dieser verbotenen Frucht (vergl. Schelling, Werke 1. Abt. B. I S. 319 „Briefe über Dogmatismus und Kritizismus" 1795). S. 335. Hier bricht die Studie ab, und Hölderlin scheint auf den in der hs. unmittelbar folgenden Szenenentwurf (s. S. 199) übergesprungen zu sein. Wichtige Fragen (besonders der tiefere Sinn der Manes-Figur, sodann das neue Verhältnis Empedokles—Pausanias) bleiben unerörtert. Über die Bedeutung der Studie im Gesamtzusammenhange der Empedoklesfragmente s. Anhang zu diesen.

Mit dem Grund zum Empedokles beschäftigt sich W. Böhm: Studien zu Hölderlins Empedokles, Weimar 1902, und L. v. Pigenot: Hölderlins Grund zum Empedokles, Münchner Diss. 1919 (noch ungedruckt). Unentbehrlich für die Beurteilung ist vor allem das Frühwerk Hegels: Der Geist des Christentums und sein Schicksal (Hegels Jugendschriften, Nohl 1907), an Hand dessen die Nähe der Empedokles- und Jesusgestalt besonders fühlbar wird.

Text S. 317 Z. 28 *tiefste* corr. für *höchste* S. 318 Z. 29 *die Empfindung* corr. für *den Stoff* *sie* corr. für *ihn* S. 319 Z. 2 *fremderes* corr. für *entfernter liegendes* Z. 7 *verborgener* das Wort ist in der hs. verstümmelt: möglicherweise *entlegner* (oder *verwegener?*) Z. 8 über *dem Stoffe* (wohl dahinter anzuschliessen) *die karakteristische Innigkeit, die dem Stoffe zum Grunde [liegt]* S. 320 Z. 13 *gegen* corr. für *mit* Z. 14 *am stärksten ergreift* corr. für *am sichtbarsten hinreisst* Z. 24 hs. schreibt (wohl versehentlich) *durch die eigene Selbstthätiger* zuerst *durch sich selber, so noch mehr gestört* Grund zum Empedokles ursprüngl. Ansatz (möglicherweise als Überschrift gedacht *Kunst und Natur)* S. 221 Z. 5 vor *Verbindung* ausgestr. *harmoni — —* Z. 22 zuerst *wenigstens für den reflectirenden Menschen* Z. 24 vor *Unbegreiflichen* gestr. *Zerstörenden* S. 322 Z. 11 zuerst *In der Mitte liegt der Kampf, und im idealen der Tod, wo nemlich* Z. 16 *immer mehr* corr. für *so sehr* Z. 21 nach *muss* gestr. *bis bei[de] zeitliche Entgegensezungen in einander vergehen, und ein neues Leben anfängt, das auf seinem Gesichtspuncte das vorige ideal betrachtet, so wie es selber auf dem vorigen Gesichtspuncte nur ideal erscheint, wo dann das aorgisch gewordene Organische gegen die Besonderheit des Objects sich wenden muss.* Z. 25 *Aorgischen* var. für *Objects* S. 323 Z. 5 nach *Streits* sind in der hs. vier Zeilen gestrichen, die nur unwesentlich von der gegebenen Fassung abweichen. Z. 11 *schöner* corr. für *wieder* S. 324 Z. 2 *Periode* corr. für *Zeit* Z. 11 vor *objectiver* gestr. *in seiner Individualität* Z. 14 *weniger* corr. für *nicht* Z. 20 *objectiver* corr. für *subjectiver* S. 325 Z. 7 zuerst . . *Natur und Kunst, in der erwuchs — —* Z. 26 nach *Agrigentiner* gestr. *in jenes Übergewicht — —* über *Unbefangenheit* gestr. *aus seinem stillen Leben* Z. 29 *organisiren* corr. für *bilden* S. 326 Z. 8 zuerst *zu jener ruhigen Betrachtung und Urtheilskraft wird* Z. 13 *Ordnen* corr. für *Wirken* S. 327 Z. 19 *sichtbar* corr. für *sinnlich* S. 329 Z. 5 nach *gefühlter* gestr. *gemüthlicher* Z. 13 vor *fortstrebenden* gestr. *schwankenden* S. 331 Z. 6 nach *beherrschte* gestr. *je mehr sie ihrem verborgenen Einflusse — —* Z. 15 *Leiter* corr. für *Steuer* Z. 24 nach *Unabhängigkeit* gestr. *allein mit dem Elemente* S. 333 Z. 4 *zuerst er musste ihrer Seele mächtig zu werden streben, sein Geist musste das Ursprüngliche in ihnen — —* Z. 8 nach *Geist* gestr. *das Unterscheidende in ihm* Z. 16 zuerst *So lebt er auch unter den Seinen, mit diesem liebenden Despotismus, der immer nach Identität ringt, um seines Wirkens und Lebens sicher zu seyn.*

BRIEFE

Aus der Zeit des ersten Homburger Aufenthaltes (1798—1800)

Das diesem Bande zufallende briefliche Material ist uns insofern sehr wichtig, als es neben der Erhellung des äusseren Lebensbildes viele Winke und Erläuterungen zu den in den philosophischen Aufsätzen niedergelegten Gedanken gibt. (Dies gilt besonders von den Briefen an den Bruder, an Neuffer und an Schelling.) Dass es jedoch nicht immer möglich ist, Stellen aus diesen Briefen unmittelbar zu zitieren, haben vorsichtige Hölderlin-Forscher (zuerst wohl E. Petzold) wiederholt ausgesprochen; es war echt Hölderlinscher Takt, in den Briefen (besonders an die Mutter und Schwester) mehr nach fremder als nach eigener Vorstellung zu sprechen.

Zur Orientierung über Hölderlins ersten Homburger Aufenthalt mag an dieser Stelle weniges genügen: der Umzug nach Homburg erfolgte unter dem Druck der unhaltbaren Lage im Hause Gontard auf Sinclairs freundschaftlichste Aufforderung hin im Spätherbst 1798. Wenige Wochen nach der Ankunft begleitete er den Freund auf ungefähr vier Wochen nach Rastatt. Die nächsten Monate sind vor allem der Arbeit am Empedokles gewidmet; Mitte 1799 tritt der Journalplan in den Vordergrund, der noch im Winter desselben Jahres scheitert. Wohl vor allem infolge seiner wirtschaftlichen Not verlässt Hölderlin Homburg im Mai 1800.

Über Hölderlins Homburger Zeit existiert noch keine gründliche Arbeit.* Vieles gäbe es da im einzelnen aufzuklären, besonders was den engeren Freundeskreis (Sinclair, Muhrbeck, Boehlendorff usw.) betrifft. Über die allgemeinen Verhältnisse Homburgs, vor allem die sehr bedeutende und sicherlich auch für Hölderlin nicht belanglose Persönlichkeit des Landgrafen und seine Familie unterrichtet am besten das umfangreiche, mustergültige Werk von Karl Schwartz: Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie, Rudolfstadt 1878, auf das hier nachdrücklichst hingewiesen sei. Der Text der Briefe folgt den Urschriften; wo diese nicht benützt werden konnten, den Erstdrucken unter Wiederherstellung der Hölderlinschen Rechtschreibung.

An die Mutter den 10. Oktober 1798 hs. Homburg II (Quartoheft) erster Druck Kelchner 1883 (Friedrich Hölderlin in seinen Beziehungen zu Homburg v. d. H.).

An die Mutter den 12. Nov. 1798 hs. Homburg II erster Druck Kelchner 1883.

---

*) Die Schrift Kelchners: H. in seinen Beziehungen zu Homburg v. d. Höhe ist nur Skizze.

An Neuffer den 12. Nov. 1798 Stuttg. fasc. IV 3a erster Druck Schwab 1846.

Zu den im zweiten Teil des Briefes ausgeführten Gedanken (besonders der Stelle, wo die notwendige Beziehung des Charakters zu den Umständen ausgesprochen wird) vergl. die Aufsätze über Achill und die Studie: Über die verschiedenen Arten zu dichten.

An den Bruder Rastadt 28. Nov. 1798 erster Druck Schwab 1846.

An die Mutter Rastadt 28. Nov. 1798 erster Druck Kelchner 1883.

An die Mutter 11. Dez. 1798 hs. Homburg II erster Druck Kelchner 1883.

An den Bruder 24. Dez. 1798 erster Druck Schwab 1846.

An die Mutter Januar 1799 erster Druck Schwab 1846.

Mehr als bei irgendeinem zweiten Briefe gilt bei diesem die Warnung der einleitenden Zeilen, Hölderlins briefliche Äusserungen nicht zu unmittelbar zu nehmen. Dieser Brief ist bis zur Verleugnung der eignen der fremden Natur zuliebe stilisiert.

Das Gedicht an die Grossmutter ist uns als Ganzes nur in Abschrift von fremder Hand (Homb. Folioheft III 37) erhalten; ein teilweiser Entwurf findet sich auf der Rückseite eines Briefes von Karl Gock an Hölderlin (Stuttg. fasc. IV 4(2). Aus dem Entwurf (er erstreckt sich bloss auf die zweite Gedichthälfte) ist zu erwähnen: v. 21 *kindlichen* corr. für *herzlichen* v. 23 gestr. Ansatz *Ach! wie einst* — — zuerst *an die längst vergangenen Tage* v. 31 zuerst *O ihr Lieben!* (gestr. *die fern es* — — darüber *an die* — —) *und du o Mutter, lehrest mich leiden* nach v. 31 gestr. Ansatz *Wünsch' ich mir auch* — —

Unser Text folgt der Abschrift, doch wurde Hölderlins Rechtschreibung wieder hergestellt. Eine zweite Abschrift des Gedichtes befindet sich in Marbach. Sie weicht nur unerheblich von der Homburger ab und wurde im Text nicht berücksichtigt.

An die Schwester wohl im Januar 1799 Homburg II erster Druck Kelchner 1883.

Über dem Brief ist mit Blei vermerkt *Homburg 1798 nach dem 1. Dezember.* Litzmann hat wohl recht, wenn er auf Grund des Hinweises auf den neuen Krieg schliesst, dass der Brief nicht vor Ende Januar 1799 geschrieben wurde, womit auch die Ankündigung im vorigen Brief übereinstimmt. Morbek d. i. Muhrbeck.

An die Mutter wohl im Februar 1799 hs. Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890.

Ohne Datum. Litzmanns Einreihung (Ende Januar oder Anfang Febr.) darf auf Grund der Stelle, die von dem eben ausgebrochenen Krieg spricht, als richtig gelten.

An die Mutter wohl April 1799 Homburg erster Druck Kelchner 1883. Ohne Datum. Aus dem Datum der einige Wochen späteren Nachschrift (18. Apr. 1799) lässt sich jedoch als ungefähre Zeit der Abfassung Mitte März annehmen. Eine Abschrift der der Mutter mitgeteilten Stelle aus der Jenaer Litteraturzeitung (abgedr. in A. W. Schlegels gesammelten Werken Bd. XI. S. 363) befindet sich noch auf einem handschr. überlieferten Blatte (Stuttg. fasc. III 3).

Ich gebe diese Abschrift wieder, soweit sie die im Briefe gegebene ergänzt: *Nachdem von den Kupfern die Rede gewesen ist, fährt der Rec. fort: Den sonstigen Innhalt* usw. . . . *endlose Reimereien, einige Erzählungen oder Romanzen, z. B. Palmach, das schlechteste darunter. In dem langen Liede an Emma hat der Vf. den Ton von Bürgers Elegie an Molly anzustimmen gesucht, und in dem Gedicht das Eine erstrekt sich die sichtbare Nachahmung von Schillers Idealen selbst bis auf einzelne Stellen. Vor den übrigen* usw. . . . (*hier führt der Rec. das Gedicht an die Deutschen und das an die Parzen an und fährt nach dem letzteren fort*) *Diese Zeilen lassen schliessen* usw. (wie im Brieftext.)

An Neuffer am 4. Juni 1799 Stuttg. fasc. IV erster Druck Schwab 1846. Steinkopf war der Verleger des Neufferschen Taschenbuches. Es darf als sicher gelten, dass vieles von Hölderlins Vorarbeiten zu dem Journale verloren gegangen ist. Die Fragmente über die Homerische Dichtung (vergl. Anhang zu der Studie: Der Gesichtspunkt, a. d. wir d. Altertum anzusehen haben) sind wohl nur zufällige Überbleibsel der verlorengegangenen Arbeiten. Nach Schwabs unverbürgter, doch glaubwürdiger Versicherung (vergl. H. Werke II S. 299) sollte die Zeitschrift nach H.s ursprünglicher Absicht: Symposium, nach späterer nach der nordischen Hebe Iduna benannt werden. Es ist durchaus möglich, dass Hölderlin mit diesem Titel eine bestimmte auf das Vaterländische und den Hesperischen Orbis gerichtete Absicht ausdrücken wollte. Dann wäre es auch kein zufälliger Griff, der ihn nach Jungs Ossian-Übersetzungen (vergl. Brief v. 3. Juli 1799 an Neuffer) langen liess.

An den Bruder am 4. Juni 1799 erster Druck Schwab 1846. In diesem Briefe an den Bruder wie in dem vom 1. Jan. ds. J. hat Hölderlin in wundervoller Klarheit den Umriss seines Weltbildes gegeben, und niemand, der sich um eine letzte Erfassung seines metaphysischen Denkens bemüht, wird an diesen Briefen vorübergehen können. Von den Aufsätzen stehen am nächsten (sicher auch zeitlich) die Studie: D. Gesichtspunkt, aus d. wir d. Altertum anzusehen haben, und der Aufsatz über die Religion.

An die Mutter 18. Juni 1799 hs. Homburg II erster Druck Kelchner 1883.

An Neuffer am 3. Juli 1799 Stuttg. fasc. IV erster Druck Schwab 1846. Zu dem Briefe vergl. den Anhang zu Emilie. Dieser Brief ist Hölderlins

erstes ausführliches Dokument über seine ästhetischen Grundanschauungen. Von den Aufsätzen scheint ihm besonders die über den Unterschied der Dichtungsarten handelnde Studie parallel zu laufen. Über den hier erstmals genannten C. U. Boehlendorff vergl. Freye: C. U. Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins, Langensalza 1913. Zu Jung vergl. Fichtes Briefwechsel (Sulzbach 1831) Bd. II S. 412. Jung schreibt am 7. Vendémiaire 1799 an Fichte: „Hölderlin dringt sehr in mich, das letztere (d. i. Veröffentlichung der Ossian-Übersetzung) je eher je lieber zu thun, aber meine Ängstlichkeit in diesem Punkte steigt mit jedem Tage." Vorher hatte er die Übersetzung in der Weise charakterisiert: „Sie ist nach einer ganz neuen Idee. Die Eingänge sind wie im Original lyrisch, jedes Gedicht selbst, wo es erzählend ist, in einem gänzlich freien Rhythmus, die eingestreuten Odenaufflüge und elegischen Klagen nur haben einen bestimmteren Gang."

An Schiller am 5. Juli 1799 hs. Hannover Kestner-Museum (Slg. Kulemann) erster Druck (ziemlich fehlerhaft) Schwab 1846.

An Schelling im Juli 1799 erster Druck 1846. Brücken zu den hier entwickelten Gedanken führen vor allem von den Aufsätzen: Der Gesichtspunkt usw. (Bildungstrieb und Humanität), und dem über die Religion (Forderung des reinen Verhältnisses).

An die Mutter am 8. Juli 1799 erster Druck Schwab 1846. Das „Gedichtchen", daran sich die Mutter gestossen, ist wohl das Lied: An die Parzen.

An die Schwester im Juli 1799 hs. Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890. Ohne Datum. Am Kopfe von fremder Hand Bleinotiz: Homburg im Sommer 1799. Wohl gleichzeitig mit dem vorigen, der auf ihn hinweist.

An Neuffer wohl im Juli 1799 Stuttg. fasc. LV erster Druck Schwab 1846. Ohne Datum. Sicher nach dem letzten v. 3. Juli. Die zugesandten Gedichte sind wohl identisch mit der im Taschenbuche auf 1800 erschienenen Reihe (Diotima, Die Launischen, Der Tod fürs Vaterland, Stimme des Volks, Sonnenuntergang, Der Zeitgeist, An die scheinheiligen Dichter). Von der angekündigten Erzählung ist nichts weiter bekannt. Das von Hölderlin zurechtgerichtete Gedicht Emerichs ist mit grosser Wahrscheinlichkeit die Hymne: Das Schiksal, die als einziges der zugesandten Gedichte von Neuffer ins Taschenbuch aufgenommen wurde. Da es auch im Worte manchen Strich der Hölderlinschen Hand verrät und in den Motiven merkwürdig enge mit eigenen späteren Gedichten Hölderlins (Rousseau, Rhein) zusammenhängt, sei es hier zum Teil wiedergegeben. (Die erste — hier nicht gebrachte — Hälfte des Gedichts betrauert den Untergang des römischen Weltreichs, in dessen Trümmern sich „unedles Moos" und das Gesumm der christlichen Priester eingenistet hat. Die Wiedergabe beginnt mit dem zweiten Teil.)

Ja! du bist furchtbar, Schicksal! Orkane zieh'n
Wo du hinzürnest, Tempelgefilde schlingt
Und Schätze meerumwogter Häfen
Bebend und flammend die Erd' hinunter.

Und Wem du planlos huldigst, dem huldigen
Die Elemente. Klippen zerbrechen nicht
Sein reiches Schiff. Er sitzt und plaudert
Trunken im fröhlichen Marmorsaale.

Drum bebt dir Jeder, Thörinn! nur Einer nicht.
Der edle Dulder, welchen Genevas Volk
Verstiess. Nun dankt es ihm, nun lohnt es
Pantheons friedliche Gruft dem Dulder.

„Ich hab' ein Hüttchen; brennt mir die Hütte weg,
So tragen, rief er, Ahorn und Eiche Laub.
Und trifft mich auch der Stahl des Todes;
O so wird männlich mein Herz sich kühlen.

Das eitle Schicksal will es den Alpenquell
Mir trüben? Nahms ja Freundinn und Bielersee,
Nahm alles, doch der freye Himmel
Lächelt dem Einsamen, wird ihm lächeln."

Verstummet! Er brach Ketten! Uns, Jünglinge,
Uns lasst des Weisen Pfade tiefsinnend geh'n,
Und allen Qualen des Geschickes
Furchtlos den eisernen Busen bieten.

An die Mutter am. 27. Aug. 1799 hs. Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890. Bei Zeile 6 die Bemerkung aus der Hand der Mutter: ich erhielt aber nur zwei hievon.

An die Mutter am 3. Sept. 1799 hs. Homburg II erster Druck Kelchner 1883.

An die Mutter am 4. Sept. 1799 hs. Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890.

An Schiller im Sept. 1799 Stuttg. fasc. IV erster Druck Schwab 1846. Der Originalbrief an Schiller (von Schiller am 20. Sept. 1799 als empf. im Kalender eingetr.) ist verloren; unser Text ist bloss als Konzept aufzufassen.

Text Z. 3 ausgestr. *Ich hätte es auch sicher nicht gewagt darf* corr. für *kann* Z. 5 nach *Gewinn* eingeklammert *und Hülfe* Z. 23 zuerst *und so viel ich durch*

Neigung und Nachdenken entschieden seyn kann über den Ton und die Art des Dichtens, suche [ich] mich alles Ernsts in demjenigen Tone und der Dichtart auszubilden — . . Z. 37 zuerst *denn seit ich . . ist mir* Z. 42 *Gedichts* corr. für *Stüks* Z. 15 *magischen* corr. für *zaubrischen* Z. 67 *Reife* corr. für *Zufriedenheit.* Nach einem Zwischenraum von ca. drei Zeilen folgt in der hs. noch diese wohl die beabsichtigte Fortsetzung andeutende Stelle — -- *die doch auch zu sehr in ihrer eigenen Sache leben,* (*als* ausgestr.) *um fortdauernd beizutragen, wenn sie mir auch gleicher wären, als Sie, Verehrungswürdigster, und schiklicherweise ehe in meine Gesellschaft für gewöhnlich gebeten werden könnten.*

Hölderlin an Diotima vier Bruchstücke erster Druck W. Böhm 1910. Diese vier Brieffragmente stammen aus Aufzeichnungen G. Schlesiers, dem eine grössere Anzahl von Briefen von und an Hölderlin zur Verfügung standen (vergl. hierzu K. Vietor: Hölderlin und Diotima, Preuss. Jahrbücher Bd. 182 Dez.-Heft S. 310f). Über den Verbleib der Originale ist nichts bekannt. Dass sie ähnlich wie neuerdings Diotimas Briefe (Diotima, Leipzig 1921) noch einmal ans Licht kommen, ist kaum zu erwarten.

Zu Bruchstück 1 sei dieses erwähnt: der zweite Band des Hyperion erschien um Ostern 1799. „Wem sonst als dir", lautet die von Hölderlin in das Exemplar Diotimas eingeschriebene Widmung. Gleichfalls als Widmung Hölderlins an Diotima sind die dem ersten Band des Handexemplares eingeschriebenen Zeilen zu nehmen: „Der Einfluss edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig, wie das Tageslicht den Pflanzen, und so wie das Tageslicht in den Pflanzen sich wiederfindet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten, irdischen Spiel der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannigfaltigen Gestalten und Spielen der Künstler." In der Briefsammlung W. Böhms sind diese Worte irrtümlich Diotima in den Mund gelegt (vergl. lit. Beil. z. Staatsanz. für Württemb. 1912 S. 334).

Nach G. Schlesiers Angabe bricht das Schreiben mitten im Bogen ab. Auf der Rückseite, später geschrieben:

Reines Herzens zu seyn
Das ist das Höchste,
Was Weise ersannen,
Weisere thaten.

Demnach scheint Schlesier hier (und wohl auch bei den andern Bruchstücken) überhaupt keine Originalbriefe Hölderlins an Diotima, sondern nur Originalkonzepte eingesehen zu haben.

An die Mutter am 8. Okt. 1799 Homburg II erster Druck Kelchner 1883.

An die Schwester am 16. Nov. 1799 Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890.

An die Mutter am 16. Nov. 1799 hs. Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890.

An Dr. Ebel Ende 1799 hs. in Privatbes. (W. Böhm, Nachlass Schlesier) erster Druck W. Böhm 1910.

An Neuffer am 4. Dez. 1799 Stuttg. fasc. IV erster Druck Schwab 1846 *Dienstfertigkeit* corr. für *Gefälligkeit.*

An einen jungen Dichter Stuttg. fasc. IV 36 erster Druck Schwab 1846. Trotz der reinlichen Schrift doch wohl als Entwurf anzusprechen, weil ohne Überschrift, und auf der vierten Seite unvermittelt abbrechend. Am Fuss dieser vierten Seite (verkehrt zu lesen und ohne Beziehung zum Brief): *Gesang des Deutschen. Vis consili expers mole ruit sua; Vim temperatam Di quoque provehunt In majus. Horat.* 4. Z. von unten *verfuhr* corr. für *zu Werke gieng.*

C. Litzmann glaubt Magenau als Adressaten ansprechen zu dürfen und stützt seine Vermutung damit: „Magenau hatte 1795 schon ein Bändchen Gedichte herausgegeben. I. J. 1798 waren von ihm erschienen: 1. Wend Unmuth oder Erzählungen, Satiren, Gedichte, Einfälle. 2. Versuche in christlich religiösen Gesängen über vorzüglichste Sprüche aus der Heiligen Schrift (S. Goedeke Grundriss III 2 S. 596).“ Ich schliesse mich der Vermutung Litzmanns an, vor allem deswegen, weil die Anrede Bruder neben Neuffer wohl nur Magenau (den Genossen der Aldermannstage) zukommen dürfte.

An einen Ungenannten erster Druck Schwab 1846. Dieser Brief, von dem ich nicht mit Bestimmtheit behaupten möchte, dass er noch der Homburger Zeit angehört, läuft der letzten Stufe der philosophischen Fragmente parallel (besonders dem Aufsatz: Über d. Verfahrungsweise d. Poet. Geistes). An wen er gerichtet ist, vermochte ich nicht festzustellen.

Ein handschriftlich überliefertes Blatt bezeugt, dass Hölderlin in der Tat als Rezensent sich versucht hat, und zwar handelt es sich um die ästhetische Beurteilung einer zeitgenössischen (wohl im Frankfurter Theater zur Aufführung gelangten) Komödie (erster Druck 1921, Bd. III der Kiepenheuer-Ausgabe).

. . . . . *Karaktere und Situationen in diesem Schauspiel, sowie die ganze Fabel sind, was sie auch in diesem Fache der Poesie seyn müssen, treues, aber dichterisch gefasstes und künstlerisch dargestelltes Abbild des sogenannten gewöhnlichen, das heisst desjenigen Lebens, welches in schwächeren und entfernteren Beziehungen mit dem Ganzen steht, und eben darum dichterisch begriffen unendlich bedeutend, an sich in hohem Grade unbedeutend sein muss. Gerade dieser Kontrast ist es auch, womit der komische Dichter sich beschäftigt, von dem*

er uns eine ästhetische wahre Ansicht giebt. Mit ahnendem Geiste und menschenfreundlichem Gemüthe begreifet er so die gemeinen wie die ungemeinen Karaktere und Situationen seiner Fabel; diese, wie sie zu wenig beschäftigt und fixiert durch ihr Object, überall geneigt sind mehr in die Dinge hinein zu legen als wirklich in ihnen ist; jene, wie sie zu sehr gefesselt ans Wirkliche derselben Sphäre sich mit Gewalt und List herauszuwinden, und deswegen die Verhältnisse einer so bedeutend unbedeutenden Sphäre zu stören streben, und wie es beiden daran fehlt, dass ihnen die enge Sphäre an sich nicht völlig genug thun kann, und sie doch zu sehr in ihr befangen, deswegen beiderseits Phantasten sind.
Dass der Dichter deutlicher oder dunkler diss begreift und dass er einsieht, wie er bei einem so gearteten, wie er bei einem jeden Stoffe, den er wählen möchte, immer ein Fragment des Lebens, aus dem lebendigen Zusammenhang reissen und zur Behandlung wählen muss, diss eben ist es, was ihn zum Künstler macht, was nemlich den Grund enthält zum Vortrag seines Gedichts — — —
So findet Recensent die Gespräche der Soldaten in den meisten Scenen manchmahl zu ununterbrochen fortgesezt, Gebrauch des Jambus auch in jenen unedlen Reden. Meisterhaft dürfen besonders genannt werden die zwischen entgegengesezten Rollen gestellten vermittelnden ergänzenden Karaktere, wie die des Kleph, des Knaben im Walde zusammt der einfältigen Wirthinn.
Karaktere passend für die Komödie gewählt: bornirte eben darum schlau seyn wollende Menschen.

An die Mutter am 29. Januar 1800 erster Druck Schwab 1846.

An die Schwester am 19. März 1800 hs. Homburg II erster Druck C. Litzmann 1890.

An die Mutter am 3. Mai 1800 Homburg II erster Druck Schwab 1846.

Diesem Bande sind zwei Faksimile-Nachbildungen der Handschrift beigegeben: das Gedicht Buonaparte (Stuttg. fasc. I 3) und eine Seite aus Empedokles (letzte Bearbeitungsstufe, Stuttg. Foliobuch p. 71).

GEDRUCKT VON DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG.
GEBUNDEN BEI A. KÖLLNER IN LEIPZIG. EINHUNDERTFÜNFZIG EXEMPLARE WURDEN AUF HANDGESCHÖPFTEM BÜTTEN ABGEZOGEN.

220836
LG.
Author Hölderlin, Johann Christian Friedrich H694
Title Sämtliche Werke [historisch-kritische Ausgabe] Vol.3.
Ed.2.
DATE.
NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU